This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

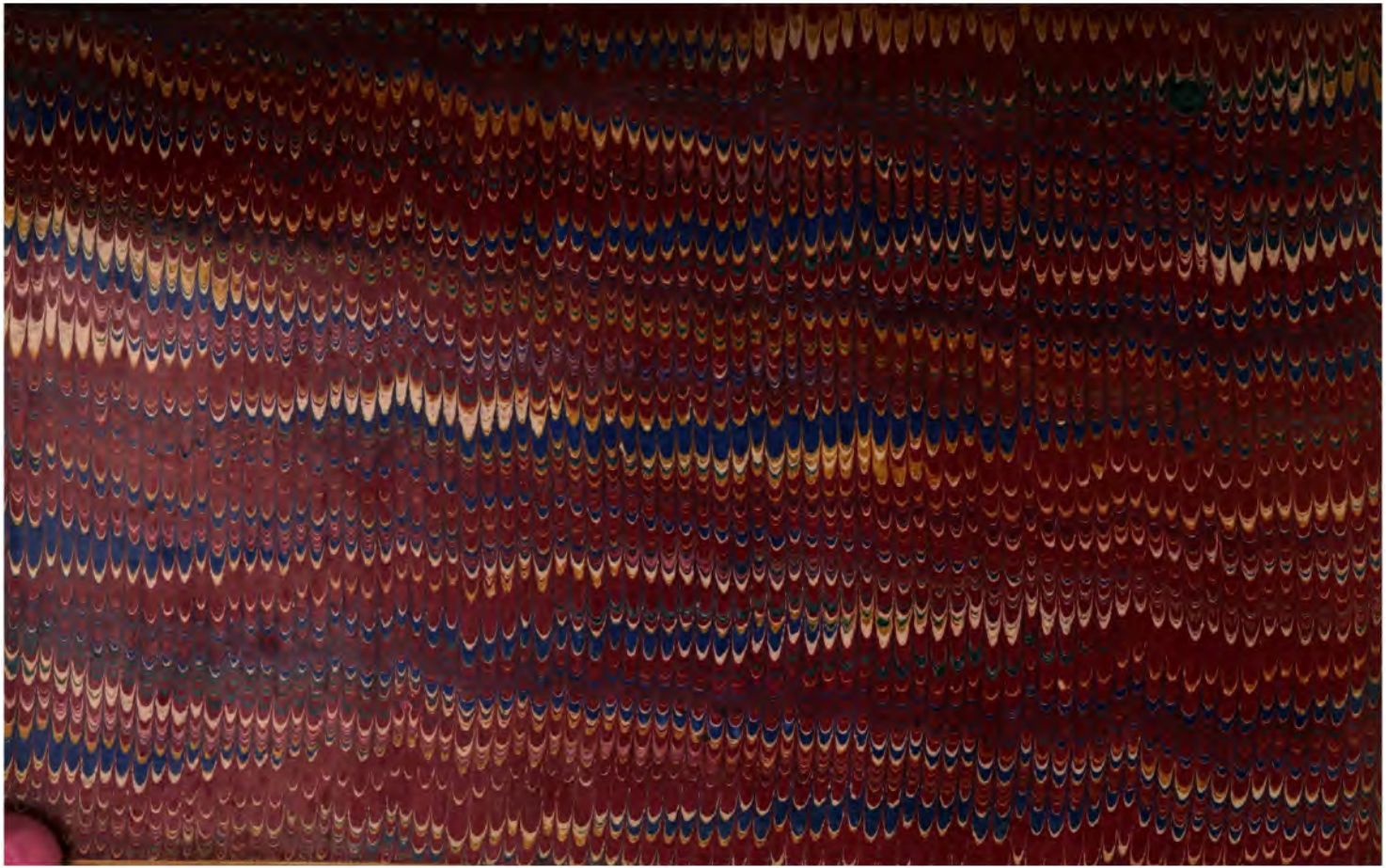
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

47 b 35.



Ritter oder Dame.

Von demſelben Verfaſſer iſt im gleichen Verlag erſchienen:

Um Szepter und Kronen. Zeitroman. Vierte Auflage. 4 Bde. Eleg. broſch. M. 18. —; fein geb. M. 22. —

Europäiſche Minen und Gegenminen. Folge von „Um Szepter und Kronen". Zeitroman. Zweite Aufl. 4 Bde. Eleg. broſch. M. 18. —; fein geb. M. 22. —

Zwei Kaiſerkronen. Dritte Abtheilung von „Um Szepter und Kronen". Zeitroman. 4 Bde. Eleg. broſch. M. 18. —; fein geb. M. 22. —

Kreuz und Schwert. Vierte Abtheilung von „Um Szepter und Kronen". Zeitroman. 4 Bde. Eleg. broſch. M. 18. —; fein geb. M. 22. —

Held und Kaiſer. Letzte Abtheilung von „Um Szepter und Kronen". Zeitroman. 4 Bde. Eleg. broſch. M. 16. —; fein geb. M. 20. —

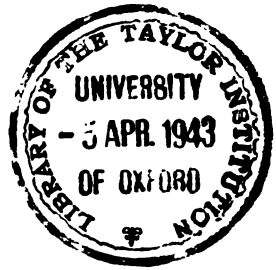
Ritter oder Dame.

Historische Novelle

von

Gregor Samarow.

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1878.



Das Recht der Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten, Nachdruck ſtrengſtens verfolgt.

Erſtes Kapitel.

Es war gegen das Ende der fünfziger Jahre im vorigen Jahrhundert, zur Zeit der Regierung Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät Ludwig XV., welcher in ſeiner glänzenden hoffnungsvollen Jugend vom Volke den Namen des Vielgeliebten erhalten hatte, den er nun offiziell fortführte, obwohl das Volk ſelbſt ihn weder mit den Lippen noch mit dem Herzen ſeinem Könige mehr gab, der ſich ſo weit von den Wegen ſeiner erſten Regierungszeit entfernt hatte und in apathiſcher Gleichgültigkeit die Staatsgeſchäfte meiſt gehen ließ, wie ſie eben wollten und konnten. Und ſie gingen im Ganzen damals noch nicht ſo ſchlecht, als zu einer ſpätern Epoche, welche die Revolution und den Untergang des von Ludwig XIV. ſo ſtolz und mächtig aufgerichteten Königthums vorbereitete. Damals hatte noch nicht die launenhafte Courtiſane, welche man Gräfin von Dubarry nannte, die Krone Frankreichs durch den Schmutz der tiefſten Erniedrigung gezogen, ſo daß ihr ſpäter weder der edle, rechtliche Sinn Ludwig XVI., noch der ſtolze und kühne Geiſt der öſterreichiſchen Kaiſerstochter

Marie Antoinette wieder Glanz verleihen konnte, — damals lag die Regierung noch in den Händen der Marquise von Pompadour und ihres geistvollen und muthigen Freundes, des Herzogs von Choiseuil-Amboise, Grafen von Stainville, der als Minister-Staatssekretär die auswärtigen Angelegenheiten leitete und bald darauf auch das Kriegsdepartement übernahm, um die tiefe Verwahrlosung und Zerrüttung in den Armeen und Flotten Frankreichs mit kräftiger Hand zu bessern. Die Marquise von Pompadour war im Allgemeinen weit besser, als das Bild von ihr, welches die Geschichte als stereotyp aufgenommen hat; zwar war sie ein Weib mit weiblichen Launen und Schwächen; — die Stellung, welche sie als maîtresse en titre des Königs einnahm, verletzte das öffentliche Gefühl und brachte sie in ein schiefes Verhältniß, das oft durch Gereiztheit und Erbitterung sie zu falschen Schritten führte, — doch hatte sie bei alledem den hohen Wunsch, Frankreich, dessen König sie beherrschte, groß und mächtig zu sehen, und sie täuschte sich auch, namentlich seit Choiseuil ihren von Natur klaren und fein verständnißvollen Geist leitete, nicht in den Mitteln, welche zu diesem Zweck führten. Sie suchte Verständigung mit den freieren Elementen des nationalen Geistes und hoffte eine Zeitlang die geistige Bewegung, welche damals bereits begann, vom Thron aus lenken zu können, doch war ihre Stellung eine zu unklare und unsichere, und die ganze Zerrüttung der öffentlichen Autoritäten bereits eine zu große und tief eingefressene, als daß sie oder Choiseuil gründlich hätten bessern können,

und das viele Gute, das geschah, wurde schnell wieder fortgeschwemmt, als es später der Dubarry gelang, Choiseuil zu stürzen und alle Bande des Rechts und der Ordnung im öffentlichen Leben zu zerstören.

Paris war zu jener Zeit der ersten Kämpfe der gegen einander ringenden Geister, welche sich später zu der großen Revolution entwickelten, die unserem Jahrhundert ihren Stempel aufdrückte, nicht das Paris von heute, welches allen Glanz und alle Herrlichkeit des reichen und üppigen Frankreichs an sich zieht und in hellleuchtendem Spiegelbild zurückwirft. Paris lag im Schatten, — es war zurückgedrängt von der ersten Stelle durch die Abgunst des vierzehnten Ludwig, welcher seiner guten und getreuen Residenzstadt niemals die für seinen stolzen Sinn so bitter demüthigende Erinnerung vergaß, daß er aus ihren Mauern bei Nacht hatte fliehen müssen, um der Gewalt der mit dem frondirenden Adel zusammenhaltenden Bürger zu entgehen.

Der ganze Glanz des Königthums, das die Sonne zu seinem Sinnbild genommen, ergoß sich über Versailles, diesen feenhaften Sitz monarchischer Allgewalt, diese Welt von goldenen Sälen und schimmernden Galerieen, in denen Alles, was reich, groß und erhaben war im großen, reichen und stolzen Frankreich, zusammenströmte, um den Strahlenkranz zu bilden des königlichen Sonnengestirns, zu dessen mehr oder minder matten Abbildern sich alle Höfe Europas machten. Der große Adel, dessen Vorfahren in trotziger Selbstständigkeit sich erhoben hatten gegen Ludwig XIII., den ge-

waltigen und furchtbaren Richelieu und den geschmeidig-tückischen Mazarin, dieser hohe Adel, der vor dem Schaffot nicht erbebt war, das der große Kardinal für einen Montmorency errichten ließ, er war gezähmt durch den Festrausch, welcher die Luft von Versailles erfüllte. Wie bunte Libellen flatterten im Glanz des Thrones die Träger der großen Namen des Landes, welche einst die wirklichen Pairs der Könige sich dünkten, und bettelten um die Gunst eines Blickes, eines gnädigen Wortes, einer Einladung nach Marly oder eines Platzes in den Karrossen des Königs, und die Wenigen, die sich von diesem Treiben des Hofes fern hielten und schauderten vor dem Wahlspruch der Höflinge: «après nous le déluge», — sie saßen einsam und vergessen auf ihren Schlössern in den Provinzen, ohne einen Platz finden zu können in der Verwaltung des Staates und in der Führung der Armeen, — für das Königthum existirte eben nichts, was nicht vor seinen Augen erschien in dem von der übrigen Welt hermetisch abgeschlossenen Lichtkreis von Versailles, und jene bespöttelten und verachteten Edelleute der Provinz erschienen erst wieder, als es galt, sich auf der Schwelle ihres bedrohten Königs zerstückeln zu lassen oder mit dem Rufe «Vive le roi!» ihr Haupt dem Fallbeil der Guillotine darzubieten.

Die Bürger von Paris aber waren nicht gezähmt und verzaubert durch die Wunderwelt des Hofes von Versailles, die ihnen verschlossen blieb und von der sie nur zuweilen einen vorübergehenden Glanzblick sahen, wenn der König in feierlichem Aufzug nach der Notredame kam, um vor dem

Altar der hohen Schutzheiligen Frankreichs seine Andacht zu verrichten, oder wenn die glänzenden Equipagen der Großen mit den rücksichtslos Platz machenden Vorreitern durch die Straßen jagten, weil die Herren und Damen des Hofes sich in ihren Hotels in Paris ausruhen oder in ihren petites maisons die Fäden reizender kleiner Abenteuer verfolgen wollten.

Das Volk von Paris, welches nicht vergessen hatte, daß einst seine Könige in seiner Mitte lebten, sich zuweilen mit ihm zankend, zuweilen ihm schmeichelnd, immer aber seinen Wünschen und seinen Launen Rechnung tragend, — dieses so empfindliche und empfängliche Volk von Paris rächte sich für seine Zurückstellung in den Schatten auf jede Weise und bei jeder Gelegenheit. Zwar frondirte es nicht mehr mit der Muskete auf der Schulter und dem Degen in der Hand, dazu fehlten ihm die Führer, die rebellischen Prinzen wie Beaufort und Conti, und die konspirirenden Damen wie die Herzogin von Chevreuse und Mademoiselle von Montpensier, — aber es jauchzte allen Denen zu, welche die Kämpfe der Fronde mit den Waffen des Rechtes und des Geistes fortsetzten, es umgab mit der Fülle der Popularität die Parlamente, welche gegen die Registrirung der königlichen Verordnungen eine oft begründete, oft auch unbegründete Opposition erhoben, und die Philosophen, welche ihre scharfen Kritiken gegen die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände richteten, und es sang mit unermüdlicher Ausdauer alle die hämischen und boshaften, aber immer witzigen Couplets,

welche täglich neu gegen den Hof und alle hervorragenden Persönlichkeiten desselben auftauchten, welche selbst den König nicht schonten und ihren Stachel gegen die Marquise und den Herzog von Choiseuil richteten, obgleich diese die Freunde und Gönner der Philosophen waren.

In dieser Zeit der allgemeinen Unruhe, Gährung und Erregung, welche noch keinen bestimmten Zweck und kein deutlich vorgesteckes Ziel hatte, wohnte in einem der hochgiebeligen alten Häuser der Rue des Saints Pères, welche von den Kais nach den alten Stadttheilen hinführt, in denen die mächtigen, mit fürstlicher Raumverschwendung erbauten Hotels der großen Adelsgeschlechter sich an einander reihen, ein junger Mann in einfachen und bescheidenen Verhältnissen, fast unbekannt allen Nachbarn und selbst den Mitbewohnern des Hauses, das einem reichen Seidenhändler gehörte, der im Erdgeschoß seine Kaufgewölbe hatte und den weiten ersten Stock bewohnte.

Dieser junge Mann, der drei Zimmer des zweiten Stockwerks gemiethet hatte und von der alten Frau des Concierge bedient wurde, die ihm auch von einem Garkoch in der Nähe seine bescheidenen Mahlzeiten herbeiholte, war der Chevalier Charles Geneviève d'Eon de Beaumont, der einzige Sohn eines nicht begüterten Edelmannes aus einer Seitenlinie der alten und berühmten Familie von Beaumont, der zu Tonnère in Burgund gelebt hatte und einige Jahre vorher gestorben war. Der Chevalier stand nun ziemlich allein in der Welt und besaß von näheren Verwandten nur noch

eine Couſine, Fräulein Louiſe von Beaumont, ein armes, ſeit etwa einem Jahre ebenfalls verwaistes Mädchen, das bei einer ziemlich entfernten Verwandten, der Herzogin von Guéménée, die in Verſailles lebte, Aufnahme gefunden hatte. Der junge Mann, welcher von Jugend auf durch fleißiges Studium ſich umfaſſende Kenntniſſe in den Staats- und Rechtswiſſenſchaften erworben hatte, machte ſein kleines Vermögen flüſſig und begab ſich nach Paris, um dort ſein Glück zu verſuchen, da es ſeiner feurigen Seele und ſeinem hochſtrebenden Geiſte zuwider war, in der Verborgenheit der Provinz von ſeinem dürftigen Einkommen ein dunkles Daſein zu führen. Er war ſeit etwa drei Jahren in der großen Hauptſtadt und beſchäftigte ſich als Parlamentsadvokat, aber die Klienten und die Sporteln waren nur ſpärlich gekommen und langſam und allmälig, wie von einer vollen Baumkrone abwelkende Blätter, waren ſeine Hoffnungen und Illuſionen zu Boden geſunken. Es war ſo ſchwer für den unbekannten und mittelloſen jungen Mann, ſich durch das vielverſchlungene Labyrinth der vielen in der großen Hauptſtadt ſich durchkreuzenden Intereſſen einen Weg zu bahnen, und nach langer erfolgloſer Arbeit hatte ſich eine tiefe, ſchwermüthige und bittere Gemüthsſtimmung des armen kleinen Chevalier bemächtigt.

Denn klein war er — und das war ein Unglück mehr für ihn, wenigſtens glaubte er ſeiner unſcheinbaren Geſtalt, die faſt eine Naturmerkwürdigkeit war, einen großen Theil von dem Mißerfolg ſeines ehrgeizigen Strebens zuſchreiben

zu ſollen — vielleicht mit Unrecht, aber eine vom Unglück niedergebeugte Seele ſucht ja faſt immer in ſelbſtquäleriſcher Erfindung allerlei Gründe für die Ungunſt des Glücks. Der Chevalier d'Eon war von ſchlanker, ebenmäßiger und anmuthiger Geſtalt, aber dieſe Geſtalt war ſo klein und zierlich und dabei von ſo entſchieden weiblichen Formen, daß Jeder, der ihn nicht kannte, ihn für ein Kind oder eine verkleidete Frau halten mußte. Sein Geſicht war von regelmäßiger Schönheit mit dunklen, ſinnenden Augen und feinen, geiſtvollen Zügen, dabei aber, ſeiner Körperbildung entſprechend, ſo weich und weiblich und, obgleich er ſechsundzwanzig Jahre alt war, ſo ohne jede Spur von Bartwuchs oder männlicher Entwicklung, ſeine wohllautende Stimme hatte einen ſo entſchieden weiblichen Alton, daß er überall ſpöttiſchem Hohn oder mitleidigem Bedauern begegnete, und Diejenigen, welche gegen die Schärfe ſeines Geiſtes und ſeiner Dialektik nicht aufkommen konnten, rächten ſich dafür durch beißende Bemerkungen über ſeine körperliche Unvollkommenheit.

Er hatte ſich faſt von allem Verkehr mit der Welt entmuthigt zurückgezogen, auch das Suchen nach gerichtlicher Praxis faſt aufgegeben, da die meiſten Parteien bei der Führung ihrer Prozeſſe zu den großen, kräftigen Männern mehr Vertrauen hatten, als zu dem kleinen, anſcheinend noch ſo jugendlich unreifen Chevalier, und er füllte ſeine unfreiwillige Muße mit Ausarbeitungen über manche ſchwebenden Fragen des Rechts und der Politik aus, welche er als Broſchüren erſcheinen ließ, ohne auch auf dieſem Wege beſondere

Beachtung zu erzielen, da seine Arbeiten zu ernst waren und ihnen jener Ton witzig-spottender Kritik der Regierung und des Hofes fehlte, welcher damals zur Mode gehörte und allein das Interesse des Publikums zu wecken und zu fesseln vermochte.

Der einzige Ort, an dem er verkehrte und wo er seit länger als einem Jahre fast alle seine Abende zubrachte, war das Haus des Grafen von Rochefort, eines alten, kränklichen, aber hochgebildeten und geistvollen Herrn, der mit dem Vater des Chevalier vor langen Jahren in freundlichen Beziehungen gestanden hatte und an der Unterhaltung des jungen, unterrichteten, klar und scharf denkenden Mannes großes Gefallen fand. Der Graf von Rochefort hatte sich in seinem späten Alter mit einem jungen, wunderschönen, aber ganz armen Fräulein verheirathet, welche ihm die Stellung und den Namen, die er ihr gegeben, durch kindliche Ergebenheit und treue Pflege vergalt, obgleich ihr lebenslustiger, frischer Sinn oft schmerzlich den Druck des einsamen Lebens an der Seite des kränklichen, hinfälligen Greises empfand. Der Chevalier brachte dem Grafen die Neuigkeiten des Tages, er las ihm die aufsehenerregenden Couplets, die politischen und philosophischen Broschüren vor; der lebhafte Geist der schönen Gräfin gab sich mit immer lebhafterem Vergnügen dieser einzigen Unterhaltung hin, welche ihr geboten wurde, und die Abende, welche der auf ein bewegtes Leben am Hof und in der Diplomatie zurückblickende alte Graf, die schöne, mit allen natürlichen Gaben des Geistes

ausgestattete Frau und der fein empfindende, kenntnißreiche und fast gelehrte junge Mann mit einander zubrachten, wurden Jedem von ihnen zu einer immer neu sprudelnden Quelle wechselvollen Vergnügens. Zwischen dem Chevalier und der Gräfin bildete sich dabei ein Verhältniß zarten und reinen Minnedienstes aus, wie er in den vergangenen Zeiten altritterlich romantischer Galanterie vorgekommen, aber aus der damaligen Welt längst verschwunden war. Der feurige, von der übrigen Welt beinahe ganz abgeschlossene Chevalier konnte unmöglich täglich mit der so reizenden jungen Frau zusammensein, ihre dunklen, von innerer Glut leuchtenden Augen, während er vorlas oder sprach, auf sich gerichtet sehen, ohne daß sein ganzes, von zurückgedrängter Sehnsucht nach Ehre, Anerkennung und Lebensgenuß schwellendes Herz sich ihr hingab, und die einsame junge Frau, welche diese zarte Liebe wohl bemerkte, belohnte die innige Ergebenheit und die zugleich so ehrerbietige Zurückhaltung des jungen Mannes mit manchem Blick voll süßer Theilnahme und manchem kaum fühlbaren Händedruck, der aber, so flüchtig er auch immer sein mochte, stets den Chevalier mit Entzücken erfüllte. Diese so huldvoll aufgenommene Liebe zu der schönen Gräfin Rochefort war das einzige Glück, welches diese Zeit einsamen, stillen Lebens ihm bot, und sein hohes, glühendes Streben, das überall so niederschlagende Zurückweisung fand, konzentrirte sich mehr und mehr auf diese Liebe. Endlich war auch dieser kleine Lichtkreis verdunkelt, — der alte Graf Rochefort war fast plötzlich gestorben, — der

Chevalier hatte in ernster Betrübniß über den Tod dieses wirklich theilnehmenden Freundes der jungen Wittwe beigestanden, die Beisetzung der Leiche ihres Gemahls zu besorgen, — eine stille Hoffnung erfüllte ihn, als er Diejenige frei sah, der er sein Herz hingegeben, aber er wagte in seinem feinen ritterlichen Gefühl dieser Hoffnung kaum durch Blicke in den ersten Tagen nach dem Todesfall Ausdruck zu geben, mehr als je aber erfüllte ihn die Sehnsucht, eine Stellung zu erringen, um die stillen Träume seiner verschwiegenen Hoffnungen endlich zur Wahrheit machen zu können. Die Gräfin hatte von ihrem Gemahl ein bedeutendes Vermögen geerbt, wenn auch die Hauptbesitzungen seiner Familie an entfernte Lehenserben fielen, — um so weniger mochte der stolze Sinn des Chevalier jetzt, da das äußere Hinderniß zwischen ihnen gefallen war, irgend eine Andeutung über seine Hoffnungen machen, bevor es ihm nicht gelungen war, für sich selbst eine unabhängige und sichere Stellung zu erringen. Er hatte sich nach dem Begräbniß des alten Grafen von der schönen Wittwe verabschiedet, da er es nicht ziemlich fand, seine Besuche vor Verlauf einiger Zeit fortzusetzen. Die Gräfin reichte ihm mit feuchten Blicken die Hand.

„Ich verstehe Ihre Entfernung, Chevalier," sagte sie mit innigem Ton, der dem jungen Mann tief in die Seele drang, — „aber ich bitte Sie, mich nicht zu lange allein zu lassen, — ich werde sehr einsam sein," fügte sie mit einem schweren Seufzer hinzu.

Fortgerissen von seinem Gefühl, sank der Chevalier vor

der reizenden Frau in die Kniee nieder, drückte in glühendem Kusse seine Lippen auf ihre weiße Hand und rief:

„Wenn ich mein Herz hörte, Gräfin, so verließe ich Sie keinen Augenblick, — seien Sie gewiß, daß ich bald wiederkehre und daß mein heiligstes Streben sein wird, dann vor Ihnen so zu erscheinen, daß ich Alles sagen darf, was jetzt in meiner Brust verschlossen ruht."

„Ich erwarte Sie," hauchte die Gräfin.

Glühenden Herzens und glühenden Kopfes eilte der Chevalier davon, um sich mit tausend Plänen zu beschäftigen, wie er das schon fast im Mißmuth aufgegebene Ziel einer festen und angesehenen Stellung im Staatsdienst oder am Hof erreichen könne.

Einige Zeit verging in unruhvollen Arbeiten, in vergeblichen Besuchen und Absendung von Bittschriften, — da endlich schien das Glück, das so lange dem armen jungen Manne hartnäckig sein Gesicht verhüllt hatte, sich mit einem freundlichen Blick ihm zuzuwenden. Er erhielt ganz unerwartet an einem schönen Frühlingstag, etwa vier Wochen nach dem Tode des Grafen Rochefort, zu dessen Wittwe er, niedergedrückt und entmuthigt von der Erfolglosigkeit aller seiner Schritte, noch immer nicht wieder zurückzukehren gewagt hatte, den Befehl, sich nach dem Hotel Choiseuil zu begeben, wo der Minister ihn empfangen wolle, der allmächtig Frankreichs Geschicke lenkte und, wie er zuweilen that, von Versailles nach Paris gekommen war, um sich den Parisern zu zeigen, einige Audienzen zu ertheilen und seine Popularität

ein wenig aufzufrischen. Denn der Herzog besaß diese von den Fürsten und Ministern oft so vergeblich gesuchte oder so ungeschickt verscherzte mächtige Waffe der Popularität, trotzdem er oft genug mit der öffentlichen Meinung, dieser damals zuerst sich aufrichtenden Gewalt, in Widerspruch trat und dieselbe ziemlich stolz und hochmüthig brüskirte. Er focht scharfe Kämpfe mit den Parlamenten aus und wurde dafür oft in beißenden Spottversen und scharfen Kritiken angegriffen, aber die anmaßenden und eitlen Herren von der Robe waren eigentlich durchaus nicht beliebt im Volk und fanden nur den Beifall, der jede Opposition gegen die Macht begleitet, der Herzog aber hatte mehrere und bedeutende Anrechte an die dauernde Gunst der pariser Bürgerschaft. Zunächst hatte er seine Gemahlin, die Tochter des reichen Bankiers Crozat, aus dieser Bürgerschaft gewählt und führte mit derselben eine überaus glückliche und musterhafte Ehe. Wenn ihm diese Heirath auch ein unermeßliches Vermögen eingebracht hatte, so fühlten sich die guten pariser Bürger doch stolz und geehrt, daß ein Mitglied des höchsten Adels und ein Günstling des Hofes in jener Zeit der Vorurtheile und Sittenlosigkeit mit einer Tochter der Bourgeoisie ein glückliches und vorwurfsfreies häusliches Leben führte. Der Herzog war ferner Grandseigneur im weitesten Sinne des Wortes, — er streute das Gold mit vollen Händen in fürstlicher Weise aus und endlich war er der erklärte Feind der Jesuiten, auf welche sich damals der heftigste Zorn der Pariser konzentrirte, weil schon in mehreren Fällen der Orden

sich der Jurisdiktion der Parlamente und selbst der Bischöfe offen widersetzt hatte und nur dem Urtheil seines Generals sich unterwerfen wollte, und weil der Einfluß des dem Orden zugehörigen Beichtvaters des Königs bisher noch immer ein ernstes Vorgehen gegen die übermüthigen Patres, die sich über weltliches und kirchliches Gesetz stellten, verhindert hatte.

Von fieberhafter Aufregung zitternd, begab sich der Chevalier nach dem Hotel Choiseuil, in dessen weitem Hofe die Equipagen des Herzogs angespannt standen, während die Vorreiter ihre prachtvollen Blutpferde auf und ab führten. Der Chevalier ging klopfenden Herzens durch die Wolke von Lakaien, welche die Treppen und Vorplätze anfüllten und den bescheiden gekleideten jungen Mann mit der unscheinbaren Kindergestalt gar nicht beachteten oder mit einer fast mitleidigen Verwunderung anblickten, und fand endlich das Vorzimmer des Herzogs. Er nannte dem Huissier seinen Namen und wurde sogleich, einer Menge glänzender Kavaliere voraus, in das Kabinet des Ministers geführt.

Der Herzog von Choiseuil, damals in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre stehend, war ein hoch, schlank und kräftig gewachsener Mann. Er trug einen Anzug von dunkelblauem Sammet, nur mit einer leichten, feinen Silberstickerei besetzt, darüber das blaue Band und den Stern des Ordens vom heiligen Geist mit der abwärts fliegenden Taube auf der Brust. Sein Gesicht hatte fast zu kräftige Züge, doch gaben ihm dieselben ein um so männlicheres Aussehen, seine großen Augen unter schön geschwungenen Brauen blickten stolz von

oben herab und die auf die hochgewölbte Stirn herabfallenden weißen Locken der gepuderten Perrücke ließen das außerordentlich vornehme Gesicht noch jugendlicher erscheinen, als es vielleicht unter natürlich dunklem Haar der Fall gewesen wäre. Der Chevalier, welcher etwas schüchtern, aber mit edlem, freiem Anstand in das kleine, mit Deckengemälden und reichen Vergoldungen ausgeschmückte Gemach trat, verneigte sich tief vor dem Minister, den er noch nie in der Nähe gesehen hatte und dessen männliche und hocharistokratische Erscheinung ihm imponirte.

Der Herzog blickte den eintretenden jungen Mann mit seinen großen durchdringenden Augen an, denen man ansah, daß sie nur selten sich zu senken gewohnt waren. Er schien betroffen von dieser so schmächtigen, zarten Gestalt und diesem Kindergesicht, und während der Chevalier, ihn grüßend, tief das Haupt herabbeugte, spielte ein flüchtiges Lächeln gutmüthigen Spottes um seine Lippen, das jedoch die Selbstbeherrschung des feinen Weltmannes schon wieder hatte verschwinden lassen, als der junge Mann sein Haupt wieder erhob und den allmächtigen Minister erwartungsvoll ansah.

„Ich habe die letzten Broschüren gelesen, mein Herr," sagte der Herzog mit seiner vollen, sonoren Stimme, „in denen Sie einige gerade jetzt zur Erörterung stehende Rechtsfragen und auch die Stellung Frankreichs in der europäischen Politik und den übrigen Mächten gegenüber behandeln, und ich mache Ihnen mein Kompliment über die Schärfe Ihres Urtheils und Ihre gediegenen Kenntnisse."

Die Freude, welche der kleine Chevalier bei dieser ersten Anerkennung seiner Arbeiten aus dem Munde des gebietenden Staatsmannes empfand, ließ das Blut in seine Wangen steigen und verwirrte seine Gedanken, so daß er, der sonst seiner Rede so mächtig war und seine Worte so wohl zu setzen verstand, sich nur hoch erröthend verneigte und stammelte: „Der Herr Herzog ist zu gütig —"

„Außer jener Schärfe des Urtheils und jenen umfassenden Kenntnissen," fuhr der Herzog fort, „welche ich auch bei einem Gegner achten würde, bin ich aber bei dem Durchblättern Ihrer Broschüren durch die große Uebereinstimmung betroffen worden, welche zwischen Ihren Ideen und den meinigen stattfindet, — Sie plaidiren für ein festes Bündniß mit Oesterreich und auch ich halte dasselbe für das sicherste Mittel, den Einfluß Frankreichs in Europa zu erhalten — leider müßte ich eigentlich sagen: wieder zu gewinnen."

„Ja, Herr Herzog," rief der Chevalier ganz glücklich, „ich bin durchdrungen von der Nothwendigkeit dieses Bündnisses, das so vielfach angefeindet wird, — denn —"

„Ich kenne Ihre Ansichten aus Ihren Broschüren," fiel der Herzog ein, indem er den Chevalier mit der Rücksichtslosigkeit des an das Herrschen und Befehlen gewöhnten großen Herrn unterbrach, zugleich aber das Verletzende dieser Unterbrechung durch seinen verbindlichen Ton und seine artige Handbewegung abschwächte, — „und ich wünsche, da Sie meine Ueberzeugungen theilen und dieselben so vortrefflich zu begründen verstehen, Ihre Kraft und Ihr Talent für den Dienst

der Regierung zu nützen. Ich werde Sie Seiner Majestät vorstellen und Ihnen eine Ihren Fähigkeiten entsprechende Anstellung geben. In einigen Tagen werden Sie Nachricht von mir erhalten, dann kommen Sie nach Versailles und melden Sie sich zuvor bei der Frau Marquise von Pompadour, der ich von Ihnen gesprochen und die ebenfalls die Carrière eines so hoffnungsvollen jungen Mannes unterstützen wird."

Der Herzog neigte leicht den Kopf, zum Zeichen, daß für den Augenblick die Audienz beendet sei; schwindelnd, keines Wortes mächtig, verbeugte sich der Chevalier und schritt leuchtenden Blickes und stolz erhobenen Hauptes durch die Lakaien auf den Vestibüles, welche jetzt den jungen Mann, der aus den innern Gemächern kam und vom Herzog empfangen war, ehrerbietig grüßten.

Mit pochenden Schläfen, betäubt von so viel lichtem Glück nach so langer, trüber Zeit, ging er auf der Straße weiter, und bald nachher fuhr der Herzog, der nach Versailles zurückkehrte, in offener Kalesche an ihm vorüber und erwiederte seinen ehrfurchtsvollen Gruß durch einen freundlich vertraulichen Handwink, so daß die den Cortège des Ministers anstaunenden Vorübergehenden ganz scheu und verwundert diesen knabenhaften jungen Menschen in der schwarzen Tracht der Advokaten ansahen, den der stolze Choiseuil durch einen so freundschaftlich herablassenden Gruß auszeichnete.

Als der Chevalier sich von dem ersten Taumel der Freude erholt hatte, eilte er zur Gräfin Rochefort, — jetzt, da der

Schutz des ersten Ministers ihm eine glänzende Zukunft eröffnete, durfte er vor ihr erscheinen, er durfte sie einen Blick in sein Herz thun lassen und er sann auf seinem Wege über die Worte nach, durch welche er am zartesten ihr seine sehnsüchtigen Hoffnungen aussprechen wollte.

Aber zu seinem Schrecken sagte ihm der Concierge des Hotels, daß die Gräfin schon seit zwei Wochen nicht mehr in Paris sei, — sie habe einen Brief aus Versailles erhalten, dann habe sie ihre Juwelen und ihre Garderobe einpacken lassen und sei nach Versailles gefahren, und ihre zurückkehrende Dienerschaft habe den Befehl gebracht, die Zimmer zu schließen, da die Gräfin vorläufig am Hofe bleiben werde.

Traurig und niedergeschlagen vernahm der Chevalier diese Nachricht. — Bald aber richtete er sich freudig wieder auf, — er sollte ja auch an den Hof, dieß glänzende Ziel der Wünsche aller Edelleute, die eine Carrière, Ansehen und Vermögen suchten, — dort würde er sie sehen, — sie würde ihn erblicken auf der ersten der Stufen, welche zu den Höhen des Glücks führten, und die Träume seiner Liebe würden zugleich mit denjenigen seines Ehrgeizes Erfüllung finden.

Noch eine Woche hatte er zu warten, — er durchforschte eifrig noch einmal alle politischen Fragen, die er in seinen Broschüren behandelt hatte, und wollte ungeduldig schon verzagen in der auftauchenden Furcht, daß der Herzog ihn vergessen haben könne, als er endlich ein Billet von dem Sekretär des Ministers erhielt, welches ihm befahl, am nächsten Tage sich in Versailles bei der Frau Marquise von Pompa-

dour und dann bei dem Herzog zu melden, der ihn dem Könige bei dem Empfange vor der Messe vorstellen wolle.

Schon am frühen Morgen des entscheidenden Tages stand der bestellte Miethwagen mit einem Lohnlakai vor dem alten Hause in der Rue des Saints Pères und der Chevalier legte die letzte Hand an seine Toilette unter dem Beistand seiner alten Aufwärterin, welche ganz stolz dem ganzen Hause verkündet hatte, daß der junge Mann, dessen sorgenvolle Miene sie oft mit theilnehmendem Kummer erfüllt hatte, nach Versailles an den Hof fahre.

Der Chevalier sah reizend aus in dem zierlich eleganten Anzug von schwarzer Seide mit den duftig gepuderten Locken und dem kleinen, an der schlanken Hüfte sich wiegenden Degen, — aber als er vor den Spiegel trat und einen letzten prüfenden Blick in denselben warf, — als er diese kleine so ganz mädchenhafte Gestalt, dieses weiche Kindergesicht sah, da seufzte er tief auf, — er fürchtete, auch dort auf der neuen Bahn, die er betrat, unter den glänzenden Kavalieren des Hofes dem mitleidigen oder boshaften Spott zu begegnen, der ihm bisher sein Leben und Streben verbittert hatte.

Doch es war nicht Zeit, darüber nachzudenken, muthig mußte er vorwärts in die neue Welt, die sich vor ihm öffnete, — noch einmal drückte er der alten Aufwärterin, die ihn mit bewundernder Zufriedenheit betrachtete, die Hand und eilte dann schnell die Treppe hinab, um, angestaunt von den neugierig gaffenden Ladendienern, in den Wagen zu steigen

und in ſeiner einfachen Equipage den verhängnißvollen Weg nach Verſailles einzuſchlagen, wo ſich neben den lichten Höhen des Ruhmes und der Größe auch die ſchauerlichen, finſteren Abgründe der Baſtille öffneten, wie im alten Rom neben dem Kapitol die Abhänge des tarpejiſchen Felſens ſich mahnend dem kühnen Ehrgeiz zeigten.

Zweites Kapitel.

Während der kleine Chevalier in wechselndem Hoffen und Bangen sich für die über seine ganze Zukunft entscheidende Stunde vorbereitete, gingen in jener eigenthümlichen Welt von Versailles, deren auf der Oberfläche so helles und lächelndes Bild so viel gährende Leidenschaften und so viel Haß und Neid bedeckte, die zahllosen großen und kleinen Intriguen dieser, aus so großen Namen und meist so kleinen Persönlichkeiten zusammengesetzten Gesellschaft ihren Lauf. Vor Allem waren es zwei große Parteien, welche sich im heftigen Kampf einander gegenüberstanden: die Partei des Herzogs von Choiseuil und der Marquise von Pompadour, zu welcher alle Diejenigen gehörten, welche Wünsche hegten, die von der Macht der Regierung befriedigt werden konnten, alle jungen und lebenslustigen Kavaliere und alle jungen und schönen Damen, — und sodann die Partei der Jesuiten, der sogenannten Frommen, welche in dem Dauphin ihre Stütze fanden, zu welcher alle Diejenigen gehörten, denen die Regierung die Erfüllung ihrer Wünsche versagt hatte, und welcher sich

vorzugsweise alle alten frommen Damen anschlossen, denen die Versuchung zu reizenden Verirrungen vom strengen Tugendpfade nicht mehr nahe trat. Diese Partei, zu welcher der Pater Linière vom Orden der Gesellschaft Jesu, der Beichtvater des Königs, als hervorragendes Mitglied zählte, ließ überall laut ihre frommen Verwünschungen gegen die Marquise von Pompadour erschallen und that alles Mögliche, um dem Könige Furcht vor dem Urtheil der Menschen und vor den Strafen des Himmels einzuflößen. Es gelang dieser Partei zwar niemals, die Stellung der klugen, stets aufmerksamen und durch die öffentliche und ihre Privatpolizei gut bedienten Marquise zu erschüttern, ebensowenig wie diejenige des Herzogs von Choiseuil, andererseits waren diese beiden Verbündeten aber auch nicht im Stande, den Einfluß des Paters Linière auf die leicht zu abergläubischer Furcht erregbare Natur des Königs zu brechen, und so trat oft in den öffentlichen Angelegenheiten, in welchen die Interessen der beiden Parteien sich gegenüberstanden, ein Stillstand ein, da keine der andern weichen wollte und keine die andere überwinden konnte, worüber dann die öffentliche Meinung in Broschüren und Quatrains bitter spottete, während der König sich in tiefes Schweigen hüllte, diese große Waffe, mit welcher er Alles, was ihn zu einer unangenehmen und peinlichen Entschließung drängte, von sich abzuhalten pflegte. So war auch jetzt wieder der Kampf sehr lebhaft; der Herzog von Choiseuil wollte ein erneutes festes Bündniß mit Oesterreich abschließen, — die Marquise, welche anfänglich schwankend

gewesen, war durch die sarkastischen Bemerkungen Friedrich's des Großen und durch einen Brief, in welchem die stolze Maria Theresia sie „meine Cousine" nannte, mit Entschiedenheit den politischen Ueberzeugungen des Ministers beigetreten, aber der König schwieg und war zu keinem Entschluß zu bewegen. Obgleich die fromme Partei und insbesondere die Patres vom Orden der Gesellschaft Jesu stets die guten Freunde des wiener Hofes waren, so konnte dieß Zögern des Königs doch nur in dem Einfluß des Pater Linière seinen Grund haben, und die Marquise sowohl als Choiseuil gaben sich vergebliche Mühe, diesen Einfluß zu überwinden, für dessen Anwendung gegen die Wünsche des wiener Kabinets sie keinen andern Grund auffinden konnten, als den Wunsch, die Stellung des Ministers durch das Scheitern eines von ihm offen aufgestellten Planes, das ihn vor den europäischen Mächten kompromittiren mußte, zu untergraben.

Die Verhältnisse am Hofe waren daher in dem Augenblick, in welchem der Chevalier dort erscheinen sollte, sehr gespannt, die Anhänger der Marquise und des Herzogs begannen unruhig zu werden, und der alte Habitué des Hofes, der Herzog von Richelieu, der klassische Repräsentant jener Zeit der Frivolität und der Intrigue, welche noch von einer leichten Vergoldung chevalereske Form überzogen war, dieser merkwürdige Mann, über den das Alter keine Macht zu haben schien, der zugleich Kammerherr und Marschall, zugleich bis zur Tollkühnheit tapferer Soldat und bis zur Selbsterniedrigung geschmeidiger Höfling war, — selbst er,

der ſonſt mit jeder Partei kokettirte, um mit jeder die Früchte des Sieges theilen zu können, — begann ſeit Kurzem, ſich ziemlich gefliſſentlich von der Marquiſe fernzuhalten.

Zu dem Kreiſe der bitterſten Feindinnen der Marquiſe und demgemäß des Herzogs von Choiſeuil und der Regierung gehörte die Herzogin von Guéménée, jene kalte Tante, bei welcher die Couſine des Chevalier d'Eon, das Fräulein Louiſe von Beaumont, Aufnahme gefunden. Die Herzogin, von welcher alte Kenner des Hofes und ſeiner Geſchichten behaupten wollten, daß ſie in ihrer freilich lange verblichenen Jugend ebenſo galant als ſchön geweſen ſei, war jetzt ein Muſter ſtrenger Frömmigkeit, die Freundin des Paters Linière und die regelmäßige Beſucherin aller Meſſen und aller Andachtsübungen, in welchen ſie ſo viele Verwünſchungen auf das Haupt der verhaßten Marquiſe, mit ihren Gebeten untermiſcht, dem Himmel übergab, daß wenn nur die Hälfte derſelben Erhörung gefunden, die Marquiſe längſt von feurigem Schwefelregen hätte vernichtet ſein müſſen.

Die Herzogin hatte ſich faſt ganz vom Hofe zurückgezogen, obgleich ſie ſich nicht hatte entſchließen können, Verſailles, dieſen Mittelpunkt aller Intereſſen und aller Intriguen, zu verlaſſen; ihr großes Hotel, früher der Sammelplatz einer ausgelaſſen fröhlichen Geſellſchaft, lag jetzt ſtill da und ſeine Thüren öffneten ſich nur den frommen Patres, alten Damen, welche die Geſinnung und den Groll der Herzogin theilten, und alt gewordenen Abbés, welche die boshafte Mediſance,

die dort den Gegenstand der Konversation bildete, mit einigen welken Blüten abgestandener Galanterie ausschmückten.

Das junge Fräulein von Beaumont war recht unglücklich in diesem großen glänzenden Hotel und in dieser einförmigen Gesellschaft, deren Unterhaltungen so wenig Reiz für ein siebenzehnjähriges Mädchen boten. Sie hatte ihre Jugend verlebt in dem kleinen und bescheidenen, aber reizend gelegenen Schlößchen an den sonnigen Ufern der Garonne, in Freiheit und kindlicher Lust, — auch ihr Vater war fromm gewesen und hatte sie früh schon mit noch stammelnden Lippen ihr Gebet sprechen gelehrt, wenn die Abendglocken herübertönten von der Kapelle auf dem nahen Hügel, — aber wie anders waren jene Gebete gewesen, als diejenigen, die sie hier bei ihrer Tante hörte, — hier schnürte sich ihre Brust eng und angstvoll zusammen und die Worte des Gebets, die ihre Lippen sprechen sollten, fielen matt zur Erde.

Fräulein Louise von Beaumont war eine schlanke, zierliche Gestalt, mit weichen, anmuthigen Bewegungen, ihr feines Gesicht erinnerte an eine Miniaturmalerei auf Elfenbein, während die großen Augen, welche unter den langen seidenen Wimpern hervorblickten, den schwärmerischen Aufblick italienischer Madonnenköpfe mit einem leichten Anflug jener hervorlauschenden Schalkhaftigkeit vereinigten, welche aus so vielen taubensanften Frauenaugen blickt und den englischen Dichter zu dem Wort veranlaßte: «Every woman has a rake at heart», und ihre wunderbar schönen und reichen

dunkelbraunen Haare waren, als fürchte sie die Schönheit dieses herrlichen Schmuckes zu verhüllen, nur leicht mit Puder überstäubt.

Dieß so schöne und lieblich anmuthige Mädchen saß an dem Morgen, an welchem der Chevalier seine Fahrt nach Versailles unternahm, allein in dem Salon der Herzogin von Guéménée mit einer Tapisseriearbeit beschäftigt, die sie von Zeit zu Zeit träumend in ihren Schooß sinken ließ, während ihre Lippen sich in leisem Selbstgespräch bewegten und ihre Augen bald in kindlichem Trotz, bald in schwermüthigem Sinnen sich nach den an den Deckensimsen angebrachten, von Rosenguirlanden umschlungenen Liebesgöttern emporrichteten.

Da erhob sich die seidene Portière vor der Thür, welche in die großen Empfangszimmer führte, und ein junger Mann blickte vorsichtig spähend in das Zimmer hinein. Dieser junge Mann, der, von dem schweren faltigen Vorhang, den er mit der einen Hand leicht und graziös emporhielt, umrahmt, wie ein reizendes Genrebild dastand, mochte höchstens einundzwanzig bis zweiundzwanzig Jahre zählen. Er trug die elegante und kleidsame Uniform des Elitekorps der grauen Musketiere des Königs, den Degen mit dem goldenen Gefäß an der Seite, die weißen, tadellos anschließenden Stulphandschuhe an den feinen, schlanken Händen, den Hut mit der weißen Feder unter dem Arm. Sein Gesicht mit dem schwarzen Flaum auf der keck aufgeworfenen Oberlippe vereinigte in seinen weichen Zügen und in seinen glänzenden Augen

die Schüchternheit des Knaben mit dem Muthwillen des Pagen und der Kühnheit des Soldaten, seine ganze Erscheinung war übergossen von dem Reiz der Jugend und dem eigenthümlichen Zauber einer vornehmen Rasse, welche durch Erziehung und Leben auf den Höhen der Gesellschaft zu voller Entwickelung gebracht ist.

Der junge Mann, welcher so spähend in das Zimmer blickte und in glücklicher Freude aufjauchzen zu wollen schien, als er die schöne Louise erblickte, war der Chevalier Gaston von Aurigny, Fähndrich bei den grauen Musketieren, diesem vornehmen Korps der maison militaire des Königs, welche damals noch bestand und welche später, trotz des Rathes Friedrich's des Großen, Ludwig XVI. auflöste, um sich den Linientruppen und Nationalgarden anzuvertrauen, die ihn an die Revolution überlieferten. Gaston war ein armer jüngerer Sohn einer alten und berühmten Familie aus der Heimat des Fräuleins von Beaumont, mit der er als Kind gespielt hatte. Sein Haus stand mit demjenigen der Herzogin von Guéménée in traditionellen Beziehungen und auf Grund derselben war er von der alten Dame in ihre kleinen Zirkel gezogen worden. Der lebenslustige junge Offizier wäre wohl kaum oft in diesen für ihn so fremdartigen und seiner Natur so wenig sympathischen Kreis gekommen, wenn er nicht seine Jugendfreundin hier wiedergefunden, und wenn nicht sehr bald das schöne Fräulein von Beaumont für ihn einen unwiderstehlichen Anziehungspunkt gebildet hätte. Er wußte sich geschickt und geschmeidig bei der Herzogin zu insinuiren,

welche sein häufiges Erscheinen in ihrem Hause für ein anerkennenswerthes Zeichen frommer und würdiger Gesinnung aufnahm, die sie dem schönen, von allen Verführungen des Hofes umgebenen Offizier um so höher anrechnete, und so fanden die jungen Leute vielfache, von Gaston eifrig gesuchte und von Louise nicht vermiedene Gelegenheiten sich zu sehen und unbelauscht zu sprechen und sich dabei über die Gefühle ihrer Herzen, die einander entgegenflogen, zu verständigen.

Nachdem also der vorsichtig in das Zimmer hineinblickende Musketier sich überzeugt hatte, daß das junge Mädchen allein sei, trat er, rasch die Portière hinter sich zurückfallen lassend, einige Schritte vor und rief:

„Louise — meine theure Louise — Sie sind allein, — o welches Glück!"

Louise war bei dem Geräusch seines sporenklirrenden Schrittes und bei dem Ton seiner Stimme aufgesprungen und streckte ihm mit einem reizenden Lächeln beide Hände entgegen.

„Gaston," sagte sie verwirrt und überrascht, — „Sie hier? — jetzt?"

„Ich habe keinen Dienst," erwiederte der junge Mann, indem er die Spitzen ihrer schlanken Finger küßte, „und bin gekommen, um Sie wenigstens flüchtig zu sehen, — mein glücklicher Stern läßt mich Sie allein finden und schenkt uns einen süßen Augenblick, um zu plaudern, — wozu wir so selten leider Gelegenheit finden."

„Die Herzogin wird nicht lange mehr fortbleiben," sagte

Louise, indem sie erröthend ihre Hände zurückzog, welche er nicht wieder von seinen Lippen lassen zu wollen schien, — „die Zeit der Messe ist fast vorbei — und wenn sie Sie hier findet, so könnte sie böse werden; — ich bin zur Strafe zu Hause gelassen, weil ich heute in der ersten Frühmesse nicht andächtig genug war, — weil ich zu oft nach einem gewissen Pfeiler hinsah, neben welchem ein gewisser junger Musketier kniete —"

Sie schlug nach einem schnellen, schalkhaften Blick stockend die Augen nieder.

„O," rief Gaston entzückt, — „dann bin ich ja mitschuldig an Ihrem Vergehen und muß auch Ihre Strafe theilen, — die Einsamkeit ist zu Zweien weit weniger langweilig, als wenn man sie allein ertragen muß."

Er führte sie zu ihrem Sessel zurück, zog ein Tabouret heran und setzte sich zu ihren Füßen.

„Ich werde suchen," sagte er, ihre nur leicht widerstrebende Hand wieder an seine Lippen führend, „Sie recht oft schuldig zu machen, um recht oft diese Strafe mit Ihnen theilen zu können."

„Sie scherzen, Gaston," sagte Louise, „und ich bin doch so traurig, — wenn meine Tante je bemerkte, daß wir uns lieben, sie würde Ihre Besuche nicht mehr empfangen! Sie ist Ihnen jetzt freundlich gewogen, weil Sie ihr empfohlen sind, weil Sie ihr kleine Anekdoten erzählen, und weil sie Sie zur wahren Frömmigkeit nach ihrem Muster zu bekehren hofft, — aber wenn sie etwas merkte, — sie, die es für ein

Verbrechen erklärt, wenn ich einen jungen Herrn nur ansehe, — und dann —" fügte sie zögernd hinzu.

„Und dann? — — was und dann?" fragte Gaston, ihre Hand liebkosend.

„Ach," sagte Louise stockend und scheu im Zimmer umherblickend, — „ich habe immer nicht begriffen, warum die Tante so durchaus darauf besteht, mich in ein Kloster zu schicken, — ich habe geglaubt, sie strebte nur nach dem Verdienst, dem Himmel eine Seele zu retten, — aber —"

„Nun? — aber —?" fragte Gaston, aufmerksam und gespannt in das Gesicht des schönen Mädchens blickend.

„— Neulich," sagte Louise, indem sie die Augen vor seinem Blick niederschlug, — „vor einigen Tagen saß ich in der Orangerie hinter einem Bosket verborgen, — die Tante wußte es nicht und ging auf und nieder mit dem Pater Linière, ihrem Vertrauten —"

„Nun?" fragte Gaston unruhig.

„Der Pater sprach streng mit ihr," fuhr Louise fort, „und verlangte, daß sie noch vor Schluß des Jahres mich in das Kloster der Ursulinerinnen bringen sollte."

„Und warum?" rief der junge Mann heftig.

„Die Tante hat," sagte das junge Mädchen, — „wie ich aus jenem Gespräch vernahm, ihr Vermögen dem Orden der Gesellschaft Jesu vermacht, und der Pater fürchtete, daß wenn ich mich verheirathe, ich, ihre einzige Erbin und Verwandte, — daß dann Streitigkeiten darüber entstehen könnten, — deßwegen sei es besser, sagte er, wenn ich ebenfalls in den Schooß

der Kirche aufgenommen werde, damit auf keine Weise der Tante das Verdienst streitig gemacht werden könne, durch das Opfer ihrer weltlichen Güter einst das Heil ihrer Seele zu erkaufen."

„O diese frommen Patres," rief Gaston entrüstet, — „wie sie so freigebig sind mit dem Heil der Seele, wenn man es mit goldenem Preise aufwiegt, — und die Herzogin, — vielleicht dachte sie vor dreißig Jahren anders, — doch meine süße Louise," sagte er dann wieder ganz heiter, „seien Sie ohne Sorgen, bald vielleicht wird die Stunde unseres Glückes schlagen, — ich bin nicht reich, Sie sind es auch nicht, abgesehen von dem Erbe Ihrer Tante, zwischen dem und Ihnen noch die zähe Gesundheit der Herzogin und die noch zäheren Ränke der hochwürdigen Herren Patres stehen, aber, — ich habe einen mächtigen Schutz gefunden —"

„Einen Schutz?" fragte Louise erstaunt.

„Eine Beschützerin vielmehr," sagte Gaston, — „die Marquise von Pompadour zeigt mir bei jeder Gelegenheit ihr Wohlwollen, sie redet mich an, sie gibt mir kleine Aufträge, und neulich hat sie mich nach meinen Verhältnissen, nach meinen Plänen für die Zukunft gefragt —".

„Die Marquise von Pompadour?" fiel Louise in gedehntem Ton ein, indem sie befangen die Augen niederschlug.

„Nun ja," sagte Gaston, — „kann es eine bessere Beschützerin geben?"

„Man spricht so viel Böses von ihr," erwiederte Louise

leiſe, — „die Herzogin verwünſcht ſie täglich und nennt ſie ein Werkzeug des Teufels, — ſie beherrſcht den König," — fügte ſie mit ſteigender Verlegenheit hinzu. —

„Meine theure Louiſe," unterbrach ſie Gaſton, indem er ihr die Hand küßte, „blicken wir nicht hinein in dieſe goldene Lichtwolke, welche die Majeſtät umgibt, ein ſolcher Blick macht die Augen gewöhnlicher Sterblicher erblinden und es zucken aus jener Wolke gefährliche Blitze hervor, vernichtend für Den, der ihr vermeſſen nahe tritt; mir genügt es, daß die Marquiſe eine ſehr mächtige Dame iſt und daß ſie mir freundliches Wohlwollen beweist, — ſie hat mir geſagt, ich möge mich an ſie wenden, wenn ich einmal einen Wunſch habe, — nun," rief er heiter mit freudiger Zuverſicht, — „bei der nächſten Gelegenheit bitte ich ſie um ein Regiment in der Provinz, davon und von dem Ertrage Ihres kleinen Erbgutes und meines geringen Vermögens können wir leben, — und dann, meine ſüße Louiſe," ſagte er, ſanft ihren auf die Bruſt herabgeſenkten Kopf aufrichtend, ſo daß er in ihre zögernd zu ihm aufgeſchlagenen Augen blicken konnte, — „dann, meine ſüße Louiſe, werden Sie meine Frau, wenn Sie mit mir dieſen Hof von Verſailles mit ſeinen ſo glänzenden, aber ſo kalten Galerieen und Sälen verlaſſen wollen —"

„O, lieber heute als morgen," rief Louiſe in kindlicher Naivität, — „ich fühle mich hier wie ein Vogel in einem goldenen Käfig! — ich habe auch ſchon im Stillen ähnliche Gedanken gehabt," fügte ſie etwas befangen hinzu, „denn

— auch ich habe einen Schutz gefunden, auf dessen mächtigen Beistand ich Pläne für unsere Zukunft baute."

„Einen Schutz? Sie?" fragte Gaston.

„Einen Beschützer vielmehr," erwiederte Louise.

„Einen Beschützer?" fragte Gaston gedehnt, — „und ist er so mächtig als meine Beschützerin?"

„Er sollte mächtiger sein," sagte Louise erröthend, — „der König hat mir schon bei verschiedenen Gelegenheiten, so oft meine Tante es nicht vermeiden kann, mit mir am Hofe zu erscheinen, sein besonderes Wohlwollen gezeigt, — er redet mich an, er sagt mir sehr freundliche und gnädige Worte —"

„Der König?" sagte Gaston, nachdenklich zur Erde blickend.

„Neulich, als ich ihm mit meiner Tante in der Galerie begegnete," fuhr Louise unbefangen fort, „hat er mir gesagt, wenn ich einmal einen Wunsch hätte, so möge ich mich an ihn wenden; — nun, bei nächster Gelegenheit werde ich Muth fassen und ihn bitten, daß er uns mit einander vereinigen möge, — ihn kostet das ein Wort —"

„Meine süße Louise," fiel Gaston mit einiger Verlegenheit ein, — „das ist ja sehr glücklich, — aber — aber — Sie dürfen nicht zu viel auf die Freundlichkeit des Königs geben, Seine Majestät wird von so vielen Seiten mit Bitten bestürmt, — hat so viel zu denken, — lassen Sie mich zunächst versuchen, was ich erreichen kann."

Louise war ganz erstaunt, daß ihre Mittheilung einen

fast niederschlagenden Eindruck auf ihren Geliebten zu machen schien, — doch ehe sie antworten konnte, wurde die Portière der nach der Galerie führenden Thür zurückgeschlagen und ein Lakai meldete den Herrn Herzog von Richelieu.

Der Herzog war damals über sechzig Jahre alt, doch war sowohl der Ausdruck seines schönen, zugleich listig feinen und stolz herausfordernden Gesichts wie seiner schlanken, geschmeidigen Gestalt noch völlig jugendlich. Er, der von seiner Jugend an intriguirt und opponirt hatte, selbst gegen den großen Ludwig XIV., der ihn zweimal in die Bastille geschickt, wohin ihm dann die Prinzessinnen von Geblüt Pasteten und Konfekt brachten, befand sich jetzt wieder in der entschiedensten Opposition gegen die Regierung, denn auf Veranlassung des Herzogs von Choiseuil war ihm sein Kommando genommen, nachdem er mit der englisch-hannöverischen Armee unter dem Herzog von Cumberland bei dem Kloster Seven eine Kapitulation geschlossen, statt sie zu vernichten, da er keine Lust mehr hatte, einen angreifenden und langwierigen Feldzug fortzusetzen. Auch den Botschafterposten in Wien, den er verlangte, hatte man ihm abgeschlagen und so war er denn nach Versailles zurückgekommen, voll Zorn über eine Regierung, die seinen Wünschen so wenig entgegenkam. Er hatte sich an den Boulevards von Paris von den Erträgen der ungeheuren Kontributionen, die er in Hannover erhoben, jenes reizende kleine Palais gebaut, das noch heute, wo es industriellen Zwecken dient, den Namen Pavillon de Hanovre führt, und beschäftigte sich damit, alle Maßregeln

der Regierung, namentlich auf dem militärischen Gebiet, auf das Schonungsloseste zu kritisiren, während er zugleich dem Könige schmeichelte, der für ihn in der Erinnerung an glückliche Jugendzeiten eine große Schwäche hatte.

Bei dem Eintritt des Herzogs, der wie immer, wenn er sich in der Opposition befand, die Uniform der Marschälle von Frankreich trug mit dem blauen Bande vom heiligen Geist und dem Ludwigskreuz an rother Schleife, hatte sich Gaston schnell erhoben und war einige Schritte von Louisen stehen geblieben.

Richelieu warf einen schnellen, forschenden Blick auf den jungen Offizier und das erröthende Mädchen, dann näherte er sich mit seinen leichten, elastischen, kaum das spiegelglatte Parket berührenden Schritten und verbeugte sich artig vor Fräulein von Beaumont.

„Ich komme, mich nach dem Befinden der Frau Herzogin zu erkundigen," sagte er mit seiner hellen und klaren, aber durch die Gewohnheit des Hofes fast bis zu halbem Flüsterton gedämpften Stimme, — „und da ich so unglücklich bin, sie nicht zu finden, so kann mich nur die Freude trösten, ihre schöne Nichte zu sehen, — immer schöner," fuhr er fort, Louisen galant die Hand küssend, — „immer rosiger, immer anmuthiger, — eine frische Knospe unter den vielen welkenden Blumen in dieser heißen Atmosphäre unseres Hofes."

„Die Herzogin ist in der Messe," sagte Louise verlegen, — „sie muß jeden Augenbick zurückkehren — —"

„Dann werde ich sie erwarten," fiel der Herzog ein,

„wenn Sie mir erlauben wollen, mein Fräulein, einen Augenblick das Glück Ihrer Gesellschaft zu genießen.“

Er warf einen hochmüthig fragenden Blick auf Gaston von Aurigny.

Louise sprach schnell:

„Ich habe die Ehre, dem Herrn Herzog den Chevalier von Aurigny, — einen Schützling der Herzogin, — vorzustellen.“

Richelieu nickte leicht mit dem Kopf und sah den jungen Mann prüfend an, Gaston verneigte sich tief und sagte dann, sich Louise nähernd:

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, der Frau Herzogin mein Bedauern auszudrücken, daß ich sie nicht erwarten kann, der Dienst ruft mich, — ich habe die Ehre, mich dem Herrn Herzog zu empfehlen.“

Er grüßte Richelieu ehrerbietig und ging hinaus.

„Ich habe diesen jungen Mann noch nicht gesehen,“ sagte der Herzog, indem er halb über seine Schulter ihm nachblickte, — „kommt er oft zur Herzogin?“

„Nicht sehr oft,“ erwiederte Louise, welche nicht vermochte, ihrer Verlegenheit Herrin zu werden, — „der Dienst nimmt ihn viel in Anspruch, er ist ein Jugendbekannter von mir, — meine Tante will ihm wohl, — wir plaudern oft von unserer Kindheit.“

„Er hat einen etwas vertraulichen Ton gegen Sie,“ sagte Richelieu mit einer gewissen gutmüthig wohlwollenden Miene, die er vortrefflich anzunehmen verstand, — „Sie müssen das

vermeiden, man könnte das übel deuten, — Sie sind keine Kinder mehr."

„Mein Gott, Herr Herzog," rief Louise, — „wie kann man es übel deuten, wenn ich mit einem Freunde meiner Tante plaudere und wenn wir uns zusammen unserer Kindheit erinnern?"

„Es ist gewiß sehr schön und gut," sagte Richelieu lächelnd, „wenn man seine Jugendfreunde liebt, — aber es verändert ein wenig die Sachlage, mein Fräulein, wenn diese Jugendfreunde große und schöne junge Männer und Fähnriche bei den grauen Musketieren Seiner Majestät sind, — eine junge Dame Ihrer Stellung muß immer an ihre Zukunft, an ihr Glück denken und ihre Kindererinnerungen vergessen."

Louise blickte sich scheu um und sagte, bittend die Hände gegen den Herzog erhebend:

„O Herr Herzog, — sprechen Sie so nicht zu meiner Tante, — sie könnte dem armen Gaston verbieten, wiederzukommen, und das würde mich, — — das würde ihn," verbesserte sie sich schnell, — „sehr traurig machen."

„Sein Sie unbesorgt, mein Fräulein," erwiederte Richelieu treuherzig, — „ich gehöre nicht zu den indiskreten Leuten, ich habe Ihnen nur den Rath eines erfahrenen Mannes gegeben, — haben Sie stets Vertrauen zu mir, — unter meiner Führung werden Sie sicher über das glatte Parket dieses Hofes dahinschreiten."

Das mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stehende Mädchen sah den triumphirenden Blick nicht, den er auf ihr

ruhen ließ, — es schien, als sei er glücklich, dieses kleine Geheimniß entdeckt zu haben, er war der Mann, um den Faden eines solchen Geheimnisses zu einem unauflöslichen Knoten zu verschlingen, wenn er einen seiner verborgenen Zwecke dadurch zu erreichen hoffen konnte.

Lakaien schlugen die Thürvorhänge auseinander, die Herzogin trat ein. Sie war gebeugt vom Alter, aber noch kräftig und energisch in ihren Bewegungen. Ihre welken Züge waren regelmäßig und zeigten noch die Spuren früherer Schönheit, der durch den weißgepuderten Kopfputz gehobene Glanz ihrer dunklen Augen berührte fast unheimlich, da diese Augen so stechend und durchbohrend blickten, als wollten sie die tiefsten Gedanken Desjenigen durchdringen, auf den sie sich richteten. Sie war ganz in schwarze Seide gekleidet, in der Hand trug sie einen Rosenkranz und ein Gebetbuch und blickte bei ihrem Eintreten etwas erstaunt auf den Herzog, der nicht zu den häufigen Besuchern ihres Hauses gehörte.

Richelieu ging ihr mit der unbefangensten Miene von der Welt entgegen und küßte ihr galant die Hand, während Louise ihr die Mantille und das Gebetbuch abnahm.

„Ich habe Sie erwartet, Frau Herzogin," sagte er, „um Ihnen meine Huldigung darzubringen und mich in Ihre wohlwollende Erinnerung zu rufen."

Die Herzogin erwiederte seine Begrüßung mit einer leichten Neigung des Kopfes in ziemlich kühler Weise und ließ sich in einen Fauteuil nieder.

„Geh' auf Dein Zimmer, mein Kind," sagte sie zu Louise,

„und lies in dem Erbauungsbuche, das ich Dir gegeben, — ich hoffe, Du haſt die innere Sammlung wieder gefunden, welche Dir heute früh fehlte.“

„Ich fand Fräulein von Beaumont,“ bemerkte Richelieu mit ſeinem treuherzigſten Ton, während zugleich ein flüchtiger, boshafter Seitenblick zu dem jungen Mädchen hinüberflog, — „in tiefen, frommen und ernſten Betrachtungen, und fühlte mich verpflichtet, ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß eine junge Dame ſich nicht zu ſehr von den Gedanken an die Welt entfremden müſſe, — ſie hat noch länger Zeit, ſich mit dem Himmel zu verſöhnen, als wir,“ fügte er ſeufzend hinzu, „die wir allmälig alt werden, — ich meine mich, Frau Herzogin,“ verbeſſerte er ſich ſchnell, als die Herzogin ihm einen ſtrengen Blick zuwarf.

Louiſe erröthete und machte dem boshaften Marſchall, während ſie ſich entfernte, hinter dem Rücken ihrer Tante ein bittendes Zeichen.

„Ein junges Mädchen kann nie zu viel an den Himmel denken,“ ſagte die Herzogin ſalbungsvoll, — „die Jugend verfliegt ſo ſchnell —“

„Das weiß ſie am beſten,“ flüſterte Richelieu, während er durch eine jener anmuthigen Verbeugungen, deren Geheimniß er vor Allen beſaß und welche die heutige Geſellſchaft nicht mehr kennt, ſich von Fräulein von Beaumont verabſchiedete, die ſich in die inneren Gemächer zurückzog.

Richelieu und die Herzogin blieben allein.

Drittes Kapitel.

Richelieu zog ein Tabouret heran, setzte sich neben die Herzogin und nahm den Ausdruck einer gewissen frommen Zerknirschung an.

„Sie waren in der Messe, Herzogin," sagte er, — „hoffentlich haben Sie auch für mich gebetet?"

„Spotten Sie nicht," erwiederte die Herzogin streng und kalt, — „ich bete für alle Verirrten, die auf den rechten Weg zurückkehren wollen, — ob Sie zu diesen gehören, das müssen Sie selbst am besten wissen."

„Ich spotte nicht, Herzogin," sprach Richelieu seufzend, — „je älter ich werde, um so mehr denke ich über den rechten Weg nach, von dem ich mich leider so lange ferne gehalten, — ich bin nicht mehr leichtsinnig, — ich denke an den Staat, — an das Wohl Frankreichs, — und ich denke an die Kirche," fügte er mit einem listigen Seitenblick hinzu, — „von der das Alles abhängt —"

„Sie denken an die Kirche?" fiel die Herzogin erstaunt und spöttisch ein.

„Ja, Herzogin, oft und ernſthaft," ſagte Richelieu, — „und ich glaube in dieſem Augenblick der Kirche und damit Frankreich einen großen Dienſt leiſten zu können."

Die Herzogin ſchüttelte den Kopf und zuckte ſchweigend die Achſeln, — ſie ſchien wenig Werth auf die Dienſte zu legen, welche der ſkeptiſche und frivole Marſchall der Kirche leiſten könnte und möchte.

„Ein Mann meines Namens," fuhr Richelieu ruhig fort, indem er die Herzogin von der Seite beobachtete, „darf nicht den leichten Genüſſen der Welt allein leben, — ich habe lange nachgedacht und gefunden, daß Frankreich auf dem Weg iſt, in das Verderben zu ſtürzen, — im Innern unterwühlt der Unglaube den Staat und die Geſellſchaft — und nach Außen iſt unſere Macht tief erniedrigt, — dieſer Choiſeuil —"

„Choiſeuil?" rief die Herzogin plötzlich aufmerkſam, — „was iſt's mit Choiſeuil?"

„Dieſer Choiſeuil," fuhr Richelieu fort, — „dieſe Kreatur der Pompadour —"

„Die, wie ich glaube, Ihre Freundin war," fiel die Herzogin ſpöttiſch und bitter ein, — „oder es noch iſt —"

„War, Herzogin, — war!" rief Richelieu betheuernd, — „ſeit ich erkannt habe, wohin ſie Frankreich führt, kann ſie meine Freundin nicht mehr ſein! Was wollen Sie, — ich habe mich gut mit ihr geſtellt, — ich wollte ein Kommando, — ich wollte wenigſtens die alte Ehre der franzöſiſchen Waffen retten, — und ich habe dazu wenigſtens gethan, was möglich war, — aber vergeſſen Sie nicht, Herzogin," ſagte er mit

selbstbewußter Würde, die er, wenn er wollte, in imponirender Weise hervorzukehren verstand, — „vergessen Sie nicht, daß ich der Erbe des großen Kardinals bin, der die gebietende Größe Frankreichs auf der Macht der Kirche erbaute —"

„Also Choiseuil," unterbrach ihn die Herzogin ungeduldig, — „Sie sprachen von Choiseuil."

Richelieu beugte sich zur Herzogin hinüber und sagte leise: „Choiseuil muß gestürzt werden!"

„Ist das Ihr Ernst?" fragte die Herzogin lebhaft, indem sie ihre durchdringenden Blicke auf das Gesicht des Marschalls heftete.

„Mein Ernst! — auf mein Wort!"

„Wenn das Ihr wirklicher Ernst ist," sagte die Herzogin noch immer in zweifelndem Ton, „nicht etwa eine jener vorübergehenden Launen, wie Sie solche zuweilen haben können —"

„Es ist so sehr mein Ernst," sprach Richelieu, indem er den Arm auf die Lehne des Fauteuils der Herzogin stützte, — „daß ich — sein Nachfolger werden will, — der Name Richelieu ist groß genug," fuhr er, stolz den Kopf emporwerfend, fort, „um Frankreich zum zweiten Male zu retten und zu Ruhm und Glanz zu führen."

„Dann sind wir Alliirte," sagte die Herzogin, — „ich mache vor Niemand ein Hehl aus meinem Haß gegen diesen Choiseuil, der die Kirche verachtet, der die Philosophen beschützt, der Frankreich zu Grunde richtet."

Sie reichte dem Herzog die Hand, die dieser an seine Lippen führte.

„Unserer Allianz, Herzogin, wird er nicht widerstehen, — ich kenne die Welt und," sagte er mit leisem Anflug von Spott, „Sie haben den Himmel für sich, — was bleibt ihm?"

„Sie sind immer der Alte," sprach die Herzogin unwillig, — „Sie müssen über die ernstesten Dinge scherzen, denn Choiseuil zu stürzen, ist ein ernstes Ding, — wie oft ist es schon versucht und stets ist jeder Versuch gescheitert —"

„Weil man," fiel Richelieu ein, „die mächtige Stütze seines Einflusses nicht hat brechen können; Choiseuil's Stellung ruht auf der Marquise von Pompadour und so lange die Marquise den König beherrscht, wird Choiseuil allmächtiger Minister bleiben."

„Sie kennen den Hof noch besser als ich," erwiederte die Herzogin, „Sie wissen am besten, wie diese Zauberin den Geist des Königs umstrickt hat und wie vergeblich alle Bemühungen gewesen sind, sie zu stürzen —"

„Eben weil man sie hat stürzen wollen," sagte Richelieu, — „die Pompadour kann man nicht stürzen, — man muß sie ersetzen."

„Ist das möglich?" fragte die Herzogin, — „sie beherrscht den Geist des Königs noch mehr als sein Herz, — und was würde man dabei gewinnen? — man würde das Schicksal Frankreichs dem Zufall, der Laune einer neuen Pompadour preisgeben:"

„Man müßte eben das Spiel nicht dem Zufall überlassen," erwiederte Richelieu, der die Herzogin durch den

Ernst, mit welchem er diese Unterredung behandelte, in Erstaunen versetzte, — „man muß eine Dame finden, welche das Herz des Königs zu gewinnen versteht, — und das gewinnt sie am besten, wenn sie nicht darauf ausgeht, wenn sie vielleicht Schwierigkeiten macht, — und welche dann im Stande ist, seinen Willen zu beherrschen durch den Geist, den wir ihr geben würden, Herzogin; wir, die wir uns vereinigen würden, um die Macht der Kirche zu stärken und Frankreich wieder groß zu machen, wie es zur Zeit des Kardinals war."

Die Herzogin hatte mit blitzenden Augen zugehört, — sie nahm eine Miene frommen Nachdenkens an und sagte:

„Ich weiß nicht, Herr Herzog, ob ein solcher Weg sich mit der Religion und den Geboten des Gewissens vereinigen ließe, — darüber müßte ich mich mit meinem Beichtvater berathen —"

„Der Pater Linière," fiel schnell Richelieu ein, der auf Alles vorbereitet zu sein, jeden Einwand vorher überdacht zu haben schien, — „der Pater Linière und der Pater Desmarets, — sehr fromme Männer, finden den Plan vortrefflich, — der heilige und edle Zweck muß jedes Bedenken über das Mittel verschwinden lassen —"

„Aber wo," fragte die Herzogin, deren Gewissensbedenken sich schnell zu beruhigen schienen, — „wo findet man eine solche Dame, — und wenn man sie fände, wo ist die Bürgschaft dafür, daß sie sich leiten, — von uns leiten ließe?"

„Bei jedem guten Werk, Herzogin," sprach Richelieu, die Hände faltend, „kommt der Himmel zu Hülfe, — die Dame ist gefunden!"

„Sie ist gefunden? — und wo?"

Richelieu blickte im Zimmer umher, dämpfte die Stimme noch mehr als bisher und sagte:

„Soeben als ich Sie erwartete, Herzogin, habe ich von Neuem Gelegenheit gehabt, die wirklich bezaubernde Schönheit und die frische, anmuthige Natürlichkeit des Fräuleins von Beaumont zu bewundern —"

„Meine Nichte?" rief die Herzogin in höchstem Erstaunen, — „dieses Kind vom Lande, unerfahren in Allem, was die große Welt betrifft, — an sie könnten Sie denken? — das ist unmöglich!"

„Es ist so wenig unmöglich, Herzogin," sagte Richelieu, dessen feiner Blick unter dem abweisenden Erstaunen der Herzogin das Aufleuchten einer innern Befriedigung wohl bemerkt hatte, — „so wenig unmöglich, daß Seine Majestät mir von Fräulein Louise gesprochen hat, — in so entzückten Ausdrücken, daß ich mich überzeugt habe, es bedürfe nur eines leisen, geschickt auf diese glimmenden Funken geführten Hauches, um sie zu hellen Flammen auflodern zu lassen, — und dieser Hauch, Herzogin, soll meine Sache sein."

Er blickte lauernd auf die alte, so fromme und so sittenstrenge Dame, deren Gesicht vor freudiger Erregung zuckte und welche, den in ihr angeregten Gedanken verfolgend, mit unsicherer Stimme sagte:

„In der That, — Sie überraschen mich, — Seine Majestät hätte —"

„Seine Majestät," sprach Richelieu schnell, seinen Vortheil verfolgend, „war entzückt, — bezaubert, — es wird sich ganz von selbst machen."

„Aber," sagte die Herzogin nach einigen Augenblicken tiefen Sinnens, „Sie kennen die Einfalt, die Naivität dieses Kindes nicht, — auf sie wollen Sie so große Pläne bauen? — das Fundament würde zu schwach sein —"

„Je mehr der Geist dieses Mädchens noch frei und unbefangen ist," unterbrach sie der unermüdliche Richelieu, „je fremder ihr das ganze Treiben des Hofes und der Politik bis jetzt geblieben, um so weniger wird ihr jemals der Gedanke kommen, eine eigene Rolle spielen zu wollen; hält sie einmal die Herrschaft über das Herz und den Geist des Königs in ihren Händen, so wird es unsere Sache sein, diese Hände zu lenken."

Die Herzogin stand auf und ging nachdenkend auf und nieder.

Richelieu, der sich ebenfalls erhoben, verfolgte sie, auf die Lehne des Fauteuils gestützt, mit spähenden Blicken.

„Sie haben mich in der That überrascht, Herzog," sagte sie endlich, vor ihm stehen bleibend, — „das Alles kommt mir so unerwartet, — ich habe die Sorge für meine Nichte übernommen, — es ist eine schwere Verantwortung, sie der Politik zu opfern —"

„Opfern!" rief Richelieu, — „ein Opfer, Herzogin,

welches vielen Damen dieses Hofes als das größte Glück erscheinen würde, — und gibt es," fügte er mit Betonung hinzu, „ein Opfer, das zu groß wäre für die Macht der Kirche, zu groß, um Frankreich von diesem Choiseuil zu befreien?"

„Ich überlasse Ihnen die Ausführung Ihres Gedankens," sagte die Herzogin entschlossen, — „und auch die Verantwortung dafür, — wenn eine Sünde dabei ist, — meine Absichten sind rein, — doch muß ich mich mit meinem Beichtvater besprechen, denn meine Nichte ist dem Dienste des Himmels, dem Kloster bestimmt."

„Der Pater Desmarets," erwiederte Richelieu, „wird mir beistimmen, daß sie dem Himmel am Hofe größere Dienste leisten kann als im Kloster, und was die Verantwortung betrifft," sagte er, sich vergessend, in heiter leichtfertigem Ton, „so übernehme ich sie gern, — mein Gewissen ist von einer vortrefflichen Elastizität und Zähigkeit —"

„Wie, Herzog?" sprach die Herzogin verweisend.

„Ich habe leider," sagte Richelieu, wieder seine ernste Miene annehmend, „in meiner Vergangenheit so viel gesündigt, — wenn ich nun meine Schuld sühne, so hat der Himmel so viel zu vergeben, daß es auf eine Sünde mehr nicht ankommt, — also nehme ich Alles auf mich und Ihr Gewissen soll frei von jedem Vorwurf bleiben."

„Den Reuigen," sprach die Herzogin salbungsvoll, „die zum rechten Wege zurückkehren, wird viel vergeben! — Aber es wird nicht leicht sein, Herzog," fuhr sie dann fort, —

„meine Nichte hat sehr schwärmerische, sehr ländliche Ansichten von der Welt und dem Leben, — freilich, — der König, — der Reiz der Macht, — ihr Herz ist noch völlig frei —"

„Darüber bin ich besser unterrichtet," dachte Richelieu, — „zum Glück zu rechter Zeit, — dieser graue Musketier läßt sich ja leicht beseitigen —"

„Sie sind lange nicht bei Hof erschienen," sagte er, „nach der Stunde des Conseils sind die großen Entrées in den Appartements des Königs, bevor er zur Messe geht, — führen Sie Fräulein von Beaumont dorthin."

„Der Hof ist mir verhaßt," sagte die Herzogin zögernd, — „seit Choiseuil dort herrscht —"

„Bald wird er verschwunden sein," rief Richelieu zuversichtlich, „und wir, — wir, Herzogin, werden diesen Hof von Frankreich beherrschen! Erscheinen Sie heute bei dem Empfang des Königs mit Ihrer Nichte, — und lassen Sie mich für alles Uebrige sorgen."

„Ich werde dort diese Marquise, diesen Choiseuil sehen müssen," rief die Herzogin, — „übermüthig auf ihrer Höhe —"

„Von der wir sie bald herabstürzen werden," fiel Richelieu ein, — „zum Heile Frankreichs, — zum Heil der Kirche!"

„Ich werde kommen, wenn mein Beichtvater zustimmt," sagte die Herzogin.

„Der Pater Desmarets erwartet die Frau Herzogin in ihrem Kabinet," meldete ein Lakai, durch die Galerie eintretend.

„Er kommt zur rechten Stunde," sprach Richelieu, indem er der Herzogin die Hand reichte und sie zu der Thür nach den inneren Gemächern führte, — „ich gehe, um das Meinige zu thun, denn ich bin sicher, daß er mein dem Himmel wohlgefälliges Werk billigen wird."

Er küßte der Herzogin mit tiefer Verbeugung die Hand.

„Sehen Sie sich vor, Herr von Choiseuil," sprach er dann triumphirend, „ich halte eine Karte in der Hand, die Ihr Spiel verderben wird, Ihr Bündniß mit dem wiener Hof wird erst geschlossen werden, wenn Richelieu's Hand es knüpft, — Sie wollen mich nicht zum Botschafter machen, — gut — so muß ich mich denn entschließen, Minister zu werden."

Und ganz stolz, ganz strahlend eilte er mit der Elastizität eines Jünglings durch die Galerie und stieg in seine vergoldete Karrosse mit den ungeduldig scharrenden Pferden, indem er den am Schlage stehenden Lakaien befahl, zum Könige fahren zu lassen.

Die Herzogin fand in ihrem Kabinet, in welchem neben vielen sehr weltlichen Dingen ein großes Betpult von Ebenholz aufgestellt war, den Pater Desmarets, eines der eifrigsten Mitglieder jener mächtigen Gesellschaft, welche sich die Soldaten des Heilands nennen, und einer der bittersten Feinde des Ministers und der Marquise von Pompadour. Der Pater Desmarets war ein noch junger, geschmeidig und schlank gewachsener Mann, mit einem sanften und regelmäßig

schönen Gesicht, welcher als Beichtvater bei den jungen und besonders bei den alten Damen des Hofes sehr beliebt war. Mit sanftem Lächeln, die großen dunklen Augen, deren Blicke nur selten in durchdringender Schärfe aufleuchteten, bescheiden zu Boden gesenkt, begrüßte er die Herzogin, welche in ihrer heftigen Erregung die fromme, demüthige Miene, die sie sonst zu zeigen pflegte, nicht festzuhalten vermochte.

Sie theilte ohne Umschweife dem Pater ihre Unterhaltung mit dem Herzog von Richelieu mit, und fragte ihn, ob sie, ohne ihr Gewissen mit einer schweren Schuld zu belasten, auf dessen Pläne eingehen könne.

Der Pater hörte ihr ruhig, die weißen, wohlgepflegten Hände über der Brust gefaltet, zu.

„Es ist freilich," sagte er, als sie geendet und erwartungsvoll auf seine Antwort lauschte, — „es ist freilich nach den Regeln der einfachen bürgerlichen Moral eine Sünde, was Ihre Nichte nach dem Plane des Herzogs von Richelieu thun soll, aber," fuhr er, mit dem scharfen Blick seines schnell aufgeschlagenen Auges die Herzogin fixirend, fort, „wo das Wohl vieler Tausende, das Heil des Staates, die heiligen Rechte der Kirche in Frage kommen, da muß man von anderen, höheren Gesichtspunkten aus urtheilen, und was unter den gewöhnlichen, kleinen Verhältnissen des Lebens Sünde wäre, kann unter solchen Umständen zum hohen Verdienste werden. Denn keine That ist an sich gut oder böse; um sie zu beurtheilen, kommt es auf den Zweck und die Absicht derselben an und auf den Glauben, in welchem sie vollbracht

wird, und eine That, die in gutem Glauben zu gutem Zwecke gethan wird, kann hoch verdienstlich sein, auch wenn ihre Ausführung unmittelbar gegen die Gesetze des Staats oder die Vorschriften der gewöhnlichen Moral verstößt."

Die Herzogin sann einen Augenblick nach.

„Doch," sagte sie dann, „Sie selbst haben darauf gedrungen, daß meine Nichte den Schleier nehme, damit sie, als meine einzige Erbin, niemals in die Lage käme, mein Vermögen zu reklamiren und mir dadurch das Verdienst zu rauben, daß ich mein irdisches Gut dem Dienste der Kirche geweiht, — ein Verdienst," fügte sie mit leichtem Schauder hinzu, „das meiner Seele dereinst viele Qualen des Fegefeuers ersparen könnte."

„Seien Sie ganz unbesorgt," erwiederte der Pater Desmarets ohne Zögern, — „wenn Ihre Nichte an den Stufen des Thrones steht, so wird sie des irdischen Gutes genug haben und kaum ihre Erbschaftsrechte geltend machen, — sollte es aber doch der Fall sein, so wird der Dienst, den sie dem Himmel leistet, indem sie den Geist des Königs im Sinne der heiligen Kirche lenkt und leitet, größer sein, als der Vortheil, den jenes irdische Gut uns bringen könnte, — Ihr Verdienst aber, Frau Herzogin, wird dasselbe bleiben, denn der Himmel lohnt die Absicht, auch wenn ihre Ausführung verhindert wird, und meine und meiner Brüder Gebete werden um so inbrünstiger emporsteigen, um Ihre Seele schmerzlos durch die reinigenden Flammen zur ewigen Glückseligkeit hindurchzuführen."

Die Herzogin athmete erleichtert auf.

„Gut," sagte sie, „wenn Sie, ein so würdiger und erleuchteter Diener der Kirche, mich darüber beruhigen, und wenn ich das künftige Heil meiner Seele nicht gefährde, so werde ich das Meinige thun und Gott bitten, daß er das schwache Werkzeug stärke, welches zu so großer Sache berufen ist."

„Und ich," sagte der Pater Desmarets, „eile, meinen würdigen Bruder, den Pater Linière, zu benachrichtigen, daß der Plan, den er bereits gebilligt, der Ausführung nahe ist, und ich werde nicht vergessen, auch Ihr Verdienst bei dieser Ausführung ihm zu rühmen, und ihn zu mahnen, daß er auch in seinen Gebeten, die viel wirksamer und Gott wohlgefälliger sind als die meinen, Ihrer täglich gedenke."

Er erhob die Hand zum segnenden Zeichen gegen die Herzogin, welche sich demüthig vor ihm neigte.

Diejenige aber, über deren Schicksal hier die politische Intrigue unter absolvirender Billigung der frommen Väter Jesu verfügte, — sie hatte keine Ahnung von den Plänen und Beschlüssen, deren Gegenstand sie war, — sie saß in ihrem Zimmer und träumte von ihrem Geliebten, das Gebetbuch, das ihre Tante ihr gegeben, aufgeblättert im Schooß, und als die Herzogin selbst zu ihr hereintrat und ihr befahl, schnell Toilette zu machen, um bei dem Empfange vor dem Meßgange des Königs erscheinen zu können, da jubelte ihr Herz laut auf. Sie sollte inmitten dieses glänzenden Hofes den Freund sehen, der ihre Gedanken

erfüllte, und vielleicht würde sich die Gelegenheit finden, den König, der ihr immer so gnädig war, um die Begründung ihres Glückes zu bitten.

Zitternd vor Ungeduld machte sie ihre Toilette, ohne daß diese Eile dem frischen Reiz ihrer lieblichen Schönheit Eintrag that, und lange schon bevor die Herzogin ihren Wagen befahl, wartete sie in dem Salon, das Herz klopfend vor freudiger, hoffnungsvoller Erregung.

Viertes Kapitel.

Der kleine Chevalier war in seiner langsam dahinrollenden Miethkutsche von zahlreichen glänzenden Kaleschen mit großen Wappenschildern an den Schlägen überholt worden, welche, von schnaubenden Rassepferden gezogen, von Piqueurs und Stallmeistern begleitet, pfeilschnell auf dem Wege nach Versailles dahinflogen und aus deren hellen Glasscheiben irgend ein Prinz oder eine Marquise mit flüchtiger Neugier hinüberblickten nach der einfachen Equipage und dem schwarz gekleideten jungen Mann in derselben.

Aber der Chevalier beneidete heute jene Glücklichen kaum, — mußten sie doch vielleicht unbeachtet unter der Menge bleiben, welche die weiten Vorsäle füllte, während ihm sich heute die Thore zum Allerheiligsten öffnen würden, — er sollte die allmächtige Marquise sehen und von dem gebietenden Minister dem König vorgestellt werden, — ihm war der Weg geöffnet, der so Vielen trotz alles ehrgeizigen Drängens verschlossen blieb, und von dem Eindruck, den er auf diese Personen machen würde, die alle Ehren in Händen hielten,

würde sein Schicksal abhängen. Immer und immer wieder stellte er die Worte zusammen, welche er der Marquise sagen wollte und welche er am passendsten auf die Fragen antworten möchte, die der König an ihn richten könnte, und wenn Seine Majestät und die Frau Marquise alle diese schönen Gedanken und feinen Wendungen hätten hören können, welche der Chevalier während der Fahrt in seinem Wagen aus seinem Geiste schöpfte und mit verbindlich lächelnden Lippen vor sich hin flüsterte, so würden sie gewiß nicht gezögert haben, ihn für einen der geistreichsten Kavaliere in Frankreich zu erklären und seinen Talenten die glänzendste Bahn zu öffnen.

Alle diese Vorübungen seines Geistes und die daraus geschöpfte Sicherheit eines guten Eindrucks hinderten indeß nicht, daß der Chevalier, als er am Eingange zu den inneren Höfen ausgestiegen war und nun durch das die Treppen und Galerieen füllende so glänzende Gewühl von Garden, Schweizern, Lakaien und mehr oder weniger großen Herren, welche aber alle gleich hochmüthig blickten, nach den Gemächern der Marquise hinschritt, zu denen ihm die Huissiers mit vornehm herablassender Gleichgültigkeit den Weg zeigten, dennoch ein sehr starkes Herzklopfen spürte, stärker noch als da er zum ersten Mal als Advokat eine Sache vor dem Parlamente zu verhandeln hatte.

Sein Muth aber stieg wieder, als der Thürsteher an dem Eingang zu der Wohnung der Marquise, welcher von einer Wolke von Höflingen belagert wurde, bei der Nennung

seines Namens einen Blick auf seine Liste warf und ihm mit artiger Verbeugung sagte: „Treten Sie ein, mein Herr, — die Frau Marquise erwartet Sie.“

Stolz schritt er an den neidisch ihm nachblickenden Höflingen vorbei und trat, von einem der zum Dienst bereit stehenden Lakaien durch den Vorsaal geführt, in den Empfangssalon der Marquise. Dieser Salon, angefüllt mit allen jenen so reizenden und kostbaren Erzeugnissen der Kunst und des Fleißes aller Länder und Zeitalter, wie sie in solcher Auswahl nur eine Dame vereinigen konnte, deren Laune den unumschränkten Gebieter Frankreichs beherrschte, — war noch leer, die Marquise hatte ihr Toilettenzimmer noch nicht verlassen. Der Chevalier war zufrieden, daß er noch einen Augenblick hatte, um sich zu sammeln und noch einmal in seinem Geiste jene zierlichen und geistvollen Wendungen zu wiederholen, welche er für seine Unterhaltung mit der Marquise ersonnen, — da erblickte er in einem der großen venetianischen Spiegel, welche zwischen den kostbaren Gemälden der ersten Meister die Wände schmückten, sein Bild, — er sah diese schmächtige, knabenhafte Gestalt mit dem weichen Kindergesicht — und all' sein Muth, alle seine Hoffnungen sanken nieder, — ein wehmüthiges Lächeln flog über sein Gesicht, dann aber trat er zornig mit dem zierlichen Fuß auf das spiegelglatte Getäfel des Parkets und eine leise Verwünschung dieser unglücklich unscheinbaren Gestalt drang aus seinen Lippen hervor. Doch hatte er nicht Zeit, länger seinen unmuthigen Gedanken zu folgen, — er hörte seit-

wärts eine Thüre gehen, — das Rauſchen eines ſeidenen Gewandes, — ſchnell wendete er ſich um, die Marquiſe zu begrüßen, — aber erſchrocken und zitternd blieb er ſtehen, — es war nicht die Marquiſe, — er ſah vor ſich Diejenige, deren Bild ſein Herz erfüllte und ſich mit allen Träumen ſeines Ehrgeizes vermiſchte, — die Gräfin von Rochefort. Sie trug nicht mehr jene einfache Toilette, in welcher er ſie im Hauſe des verſtorbenen Grafen geſehen, — ſie hatte die Trauer abgelegt, denn am Hofe trauerte man nicht, wenn der König es nicht befahl, — ein Kleid von Brokat mit eingewebten Bouquets von Roſen umſchloß ihre ſchlanke Taille und bauſchte ſich in weiten Falten über ihren Hüften auf, ein hoher Kopfputz mit Blumen, Edelſteinen und Federn thürmte ſich über ihrem reizenden Geſicht mit den von glühender Lebensluſt ſprühenden Augen empor, Diamanten glänzten auf ihrem weißen ſchlanken Halſe, — ſie war ſchön, hinreißend ſchön wie eine Göttin der Jugend und der Liebe, aber der Chevalier war faſt ſchmerzlich betroffen, ſie ſo ſchön zu finden. So hatte ſie nicht in ſeinen Träumen gelebt, ſo hatten dieſe Augen früher nicht geblickt, und ſeufzend ſchaute er nach dem Spiegel hinüber, welcher ihm ſeine unſcheinbare Geſtalt zeigte, die neben dieſer ſo überwältigend ſchönen Frau ihm noch winziger als ſonſt vorkam. So ſehr er ſich auch geſehnt hatte, die Gräfin wiederzuſehen, ſo war er doch peinlich betroffen, ihr gerade ſo und gerade hier zu begegnen, in dem Augenblick, der den Hoffnungen ſeines Ehrgeizes gehörte und in welchem er mit kalter Ruhe alle

seine Fähigkeiten zu sammeln und zu beherrschen nöthig hatte.

Auch die Gräfin schien erstaunt, den Chevalier hier zu sehen, — über ihre Lippen glitt ein Lächeln, das der arme junge Mann nicht bemerkte, — glücklicherweise, denn es würde ihn sehr traurig gemacht haben, wenn er es gesehen hätte.

„Sie hier, Chevalier?" sagte die Gräfin, indem sie ihm ihre schöne Hand reichte, auf welche er mit der ganzen zierlichen Galanterie jener Zeit, aber auch mit der ganzen gefühlvollen Innigkeit seiner Liebe die Lippen drückte, — „wie kommt der zurückgezogene Schriftsteller, der grübelnde Denker hier nach Versailles in den Salon der Marquise von Pompadour?"

„Wenn ich nun sagte, Gräfin," erwiederte der kleine Chevalier halb scherzend, halb leidenschaftlich, „daß ich Ihnen gefolgt sei, — daß ich gekommen sei, um Sie aufzusuchen, daß ich keine Ruhe gehabt, seit Sie Paris verlassen —"

„Sagen Sie das nicht, Chevalier," fiel die Gräfin ein, — „ich würde es nicht glauben. Sie der Spur einer Dame folgen?" fuhr sie fort, indem sie den Faltenwurf ihrer Schleppe in demselben Spiegel betrachtete, der dem Chevalier seine kleine Gestalt gezeigt hatte, — „Sie mich aufsuchen? Diese Anmaßung habe ich nicht! — Ja, wenn ich ein seltenes Manuskript — ein altes Pergament wäre —"

„Sie spotten, Gräfin," sagte der Chevalier unmuthig, — „und doch müßten Sie in meinen Augen lesen —"

„Ich lese niemals, Chevalier," rief die Gräfin lachend,

„weder die Schrift in Ihren Augen, noch die zierlichen Quatrains, die man mir zuweilen zusendete.“

Der Chevalier schlug erröthend die Augen nieder.

„Doch nun ernsthaft,“ fragte sie neugierig, „wie kommen Sie hieher?„

„Der Herzog von Choiseuil ist mir freundlich gesinnt,“ erwiederte der Chevalier mit wieder erwachendem Selbstgefühl, — „er hat meine Schriften gelesen, er will mich zum König führen, die Marquise will mich sprechen, bevor ich dem König vorgestellt werde, — sie hat mich um diese Stunde herbeschieden, — Sie sehen, Gräfin,“ fuhr er mit liebevoll bittendem Blick fort, — „meine Zukunft scheint sich licht und golden gestalten zu wollen und vielleicht würde meine Hand Ihnen den Reiz des Lebens bieten können, — den Sie hier am Hofe gesucht haben,“ fügte er mit schüchtern fragendem Ton hinzu.

„Ich bin hier,“ erwiederte die Gräfin, „weil die Marquise, der mein Gemahl, als er noch am Hof erschien, manche Dienste geleistet, da er zu des Herzogs von Choiseuil Freunden gehörte, mich zu sich rufen ließ, als sie erfuhr, daß ich Wittwe geworden, — um mich zu zerstreuen, — und ich muß Ihnen gestehen, Chevalier, daß ich mich vortrefflich zerstreue, denn ich genieße hier zum ersten Mal in meinem Leben die Freiheit, dieses köstlichste Gut, das die eifersüchtigen Mächte des Himmels so selten den Menschen gewähren. Jene alten tugendhaften Damen rümpfen die Nase darüber, daß ich hier in den Salons der Marquise den Duft des

frischen, reizvollen Lebens athme, statt mit ihnen zu beten und Anathema zu rufen über die sündige Welt, die den unverzeihlichen Fehler hat, jung zu bleiben, während sie alt werden; — aber ich lache darüber, — ich lasse sie beten und — lästern, ich habe meine Ketten abgestreift und will mir keine neuen anlegen lassen," sagte sie mit Betonung, — „keine — möchten sie auch," fügte sie mit leichter Ironie hinzu, „so zierlich, so elegant, so mit poetischen Blumenguirlanden umwunden sein, als diejenigen, mit welchen der Verfasser jener galanten Quatrains mich fesseln würde. — Doch es freut mich, Chevalier," sagte sie abbrechend, „daß der Ehrgeiz mehr und mehr in Ihnen erwacht —"

„Erwacht? — Gräfin," rief der Chevalier, — „o dem Ehrgeiz gehörte die Arbeit meiner Tage, der Traum meiner Nächte! — vergebliche Arbeit vielleicht," sagte er, wehmüthig seufzend, mit einem Seitenblick in den Spiegel, — „vergeblich wie die Hoffnungen meiner Liebe —"

„Liebe — Chevalier? — lassen Sie die Liebe," unterbrach ihn die Gräfin, — „sie macht weich und kraftlos — ich kenne sie nicht und will sie nicht kennen lernen."

„Gräfin," sagte der Chevalier bittend, — „haben Sie denn keine Erinnerung an jene Zeit mehr, in der Sie Blicke und Worte freundlicher Theilnahme für mich hatten?"

„Doch, Chevalier," antwortete die Gräfin mit Herzlichkeit, indem sie ihm die Hand reichte, — „ich habe alle Theilnahme für Sie, — für Ihr Glück und Ihre Hoffnungen, — alle Theilnahme, die man nur für einen Freund, einen

Verwandten, einen Bruder haben kann, — ich erinnere mich wohl jener Zeit, in welcher ich einsam an der Seite eines alten kränklichen Gemahls lebte und — es ist wahr, Chevalier — an Ihr Bild knüpfen sich die einzigen lichten und freundlichen Erinnerungen aus jener Zeit —"

„O Dank — Dank, Gräfin!" rief der Chevalier entzückt, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte.

„Doch, Chevalier," sagte die Gräfin zurücktretend, „ich glaube nicht, daß diese herzliche Theilnahme, die ich für Sie empfinde, etwas mit der Liebe zu thun hat. — Sehen Sie, ich könnte mir für Sie die größte Mühe geben, — jedes Opfer bringen, um Ihnen eine glückliche Zukunft, eine ehrenvolle Laufbahn zu schaffen, — aber Liebe, Chevalier — Liebe — ich glaube nicht, daß es das ist, — ich glaube, ich kenne die Liebe nicht und werde sie vielleicht auch niemals kennen."

Der Chevalier senkte traurig den Kopf.

„Vielleicht," fuhr die Gräfin sinnend fort, „würde ich die Liebe kennen lernen, — wenn ich einen Mann fände, zu dem ich hoch hinauf sehen könnte, — dessen Hand mit Herrscherkraft das Leben erfaßte, — dessen Geist alle die glänzend aufgeputzten Marionetten dieses Hofes an den Fäden seines Willens lenkte — vor dem ich mich beugen müßte, zu dem ich scheu und bewundernd aufblickend sprechen könnte: Du bist mein Herr! Aber wo ist ein solcher Mann," sagte sie, verächtlich die Achseln zuckend, „in dieser Welt des goldenen Flitters, des Scheins, der Heuchelei — der Erbärmlichkeit?

Stolz und hochmüthig treten sie einher, um sich demüthig zu beugen, wenn ein Höherer erscheint, — nicht ein Höherer an Geist und Kraft, sondern ein Höherer durch Laune und Zufall, durch einen leeren Titel — durch eine Perle mehr auf der Krone seines Wappens, durch ein breiteres Band auf seiner Schulter, — und wenn ich dann sehe, daß diese Alle sich wieder in den Staub beugen vor dem Höchsten, — und daß dieser Höchste wieder das willenlose Werkzeug ist in den Händen einer Frau, — vor der sie Alle kriechen und die sie Alle hassen — dann kann ich doch wahrlich den Mann nicht finden, an dem meine Liebe sich emporranken möchte."

„O Gräfin," rief der Chevalier, — „ich fühle allen Muth, alle Kraft, allen Willen in mir, um dieser Mann zu sein, — und, ich fühle es, ich werde das Ziel erreichen, das Ziel, in welchem meinem Ehrgeiz die Krone und meiner Liebe des Glückes duftiger Blütenkranz winkt."

Die Gräfin trat zu ihm heran und sah ihm gedankenvoll in die Augen.

„Sie, Chevalier — Sie wollen es unternehmen, in der Welt dieses Hofes Ihre Hand nach der Herrschaft auszustrecken? — Sie — das unerfahrene, das schüchterne, das furchtsame Kind? — denn ein Kind sind Sie," sagte sie, indem sie mit der Hand über seine Stirne strich, — „ein liebenswürdiges, ein reizendes Kind, — aber Sie würden zermalmt werden von dem Räderwerk der Intriguen — bleiben Sie fern in stiller Ruhe — Sie sind nicht geschaffen,

um hier Ihren Weg zu machen, um die Männer zu beugen und die Frauen zu beherrschen — weiß ich doch kaum," fuhr sie lächelnd fort, „ob Sie nicht eine verkappte Frau sind, — wenn ich diese zierliche Gestalt, — dieß weiche, sanfte Gesicht sehe —"

Der Chevalier wendete sich von ihr und trat heftig mit dem Fuß auf.

„O wie böse, Gräfin," rief er, „Sie waren so gut, so freundlich — und nun dieser Spott! Und wieder ist es die Mißgunst der Natur, welche meine feurige, glühende Seele in diese schwache, gebrechliche, weibische Form einschloß, — die mich der Verachtung der Männer, dem Hohn der Frauen aussetzt, die mich ängstlich und schüchtern macht! Aber bei Gott — ich will zeigen, daß der Willen zum Herrschen auch in dieser Gestalt wohnen kann! Ich will mich erheben über alle die Scheinbilder männlicher Kraft, welche auf den Parkets dieser Säle sich durcheinanderdrängen, — mein Wort darauf, Gräfin," sagte er bitter — „so schwach und klein ich bin — Sie sollen zu mir emporblicken."

„Ruhig — ruhig, Chevalier," sagte die Gräfin, nach einer kleinen, durch einen japanischen Schirm verdeckten Seitengalerie hinhorchend, — „die Marquise kommt, — regen Sie sich nicht auf, — denken Sie an Ihre Zukunft — und," — fügte sie muthwillig hinzu, — „beginnen Sie die Ausführung Ihrer Herrschaftspläne bei dieser Herrscherin über den Höchsten unter den Hohen."

„Gut, Gräfin," rief der Chevalier, dessen weiches und

zartes Gesicht in flammender Aufregung erglühte, — „Sie sollen sehen, daß das Kind zum Manne wird!“

Die Gräfin eilte an ihm vorüber, — der Chevalier wich erschrocken zurück, denn hinter dem bunten Schirm hervor trat die vielgehaßte und vielgefürchtete Freundin Seiner Majestät Ludwig's des Vielgeliebten in den Salon.

Fünftes Kapitel.

Jeanne Antoinette Marquise von Pompadour, diese merkwürdige Frau, welche als die Tochter eines Armeelieferanten Poisson den reichen Finanzpächter Lenormand d'Etiolles heirathete, um ihn bald zu verlassen und die Geliebte des Königs zu werden, dessen Aufmerksamkeit sie nach einem überlegten Plan auf sich zu ziehen verstanden, war damals fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt. Ihre anmuthige und schlanke Gestalt hatte, trotz eines beginnenden Embonpoints, das den Französinnen oft so gut steht, während es die deutschen Frauen entstellt, noch die volle Elastizität der Jugend. Ihre Züge waren schön und regelmäßig und ihre etwas kränkliche Gesichtsfarbe war durch kunstvoll und diskret aufgetragene Schminke verdeckt. Ihre großen braunen Augen waren voll Leben und Geist, sie verstanden es, ebenso weich und gefühlvoll als leidenschaftlich und zornig zu blicken, ebenso wachsam umherzuspähen, um die kleinste Nüance, das unbedeutendste Symptom in diesem so intriguenvollen Leben

des Hofes, an welchem sie täglich ihre Stellung vertheidigen mußte, zu entdecken, — als hochmüthig mit königlichem Stolz auf die gebeugten Häupter der Höflinge herabzublicken. Sie war für den luxuriösen Geschmack jener Zeit einfach, in eine Robe von veilchenfarbener Seide gekleidet, welche vortheilhaft ihre Schultern und ihre Arme von blendender Weiße und klassisch schöner Form hervorhob, ihr nicht hoch toupirtes und nur leicht gepudertes Haar war halb bedeckt von einem nach spanischer Art umgewundenen schwarzen Spitzentuch, und nur wenige Diamanten von wunderbarer Schönheit und ungeheurem Werth schmückten ihren Anzug und ihren Kopfputz. Sie hatte den Anstand einer geborenen Fürstin, sie hatte stets den Ehrgeiz, sich zu dem Königthum, dessen Macht und Glanz zu theilen das Ziel ihres Lebens war, emporzuheben, — während die Dubarry, ihre so unähnliche Nachfolgerin, Alles that, um das Königthum zu sich herabzureißen und ihm den letzten Schimmer der Hoheit und des Glanzes zu nehmen, mit denen Ludwig der Vierzehnte seinen Sonnenthron umgeben hatte. Auch hatte sie mit eisernem Fleiß an ihrer Bildung gearbeitet, sie pflegte alle Künste und besaß in der Musik und Malerei nicht unbedeutende Kenntniß und Fertigkeit.

Die Marquise reichte der Gräfin die Hand, ohne den Chevalier zu bemerken, der, sich tief verneigend, zur Seite getreten war, und sprach, mit freundlichem Wohlwollen in das reizende Gesicht der jungen Frau blickend:

„Guten Morgen, Gräfin, — Sie werden schöner und jünger an jedem Tage — wie die Morgenröthe, — nur sind

Sie glücklicher als Ihr mythologisches Vorbild, — diese Aurora ist von ihrem Tithon befreit."

„Das Reich Aurora's ist nur kurz," erwiederte die Gräfin, das Kompliment in dem etwas schwülstig poetischen Ton jener Zeit erwiedernd, — „ihr Schimmer verfliegt, sobald des Tages glänzendes Gestirn sich zeigt."

„Schmeichlerin," erwiederte die Marquise, — „die kurze Herrschaft ist die reizvollere, — die Morgenröthe beherrscht in ihrer Rosendämmerung das Reich der Träume und das Reich der Hoffnungen, — die Sonne beleuchtet," fuhr sie seufzend fort, „die Arbeit und die Sorge."

Sie erblickte den bescheiden zur Seite stehenden jungen Mann und sah ihn fragend an.

„Der Chevalier d'Eon de Beaumont, Marquise," sagte die Gräfin, „ein Freund meines verstorbenen Gemahls, dem ich hier soeben wieder begegne. — Sie haben ihm Audienz gegeben zu dieser Stunde, wie er mir sagt."

Die Marquise musterte den Chevalier mit etwas erstauntem Blick.

„Ah — Chevalier d'Eon," sagte sie, — „ich bin erfreut, Sie zu sehen, der Herzog von Choiseuil hat mir sehr freundlich von Ihnen gesprochen, — er ist entzückt von einigen Broschüren und Memoires, die Sie geschrieben, er will Sie Seiner Majestät vorstellen, um Ihnen eine Carrière zu öffnen, — es wird mir ein Vergnügen sein, auch meinerseits zu thun, was ich vermag, um Ihren Fähigkeiten Spielraum zu schaffen, Frankreich hat wahrlich tüchtige Kräfte nöthig —

ich habe deßhalb gewünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen, damit ich um so wirksamer Ihre Wünsche unterstützen kann."

„Die Frau Marquise ist sehr gütig — ich hoffe —" sagte der kleine Chevalier befangen.

Die Marquise betrachtete ihn immer noch verwundert und fuhr fort:

„Der Herzog hat mir so viel von Ihrer Gelehrsamkeit, von der Schärfe Ihres politischen Urtheils gesprochen, — daß ich — — ich hätte Sie für älter gehalten, Chevalier —"

Der Chevalier zuckte zusammen, als er empfand, welchen Eindruck seine kleine, zierliche Gestalt auf diese Frau machte, von der seine Zukunft abhing, — er sah, wie die Lippen der Gräfin sich zu einem spöttischen Lächeln verzogen, und die Röthe des Zorns stieg in sein Gesicht, dieser Zorn aber gab ihm auch all' seine Sicherheit und all' sein Selbstgefühl wieder.

Mit fester Stimme und bitterem Ausdruck erwiederte er:

„Der Geist, Frau Marquise, bindet sich nicht an das Maß der Körperlänge, — sonst hätte man wahrlich die Diplomaten unter den berühmten Grenadieren des potsdamer Regiments suchen müssen! Hier, — Ihnen gegenüber, Frau Marquise," fügte er in galanter Schmeichelei hinzu, „bedarf es keiner Beweisführung, daß auch in zarter Frauengestalt männlicher Wille und Herrscherkraft wohnen können."

Die Marquise, welche zuerst bei dem heftigen Ausbruch dieses unbekannten und unbedeutenden jungen Mannes be-

troffen und strengen Blickes zurückgetreten war, neigte bei der letztern Wendung lächelnd den Kopf.

„Sie haben Recht, Chevalier," sagte sie, — „verzeihen Sie meine Bemerkung. Sie verfolgen genau alle Bewegungen auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens, wie mir Herr von Choiseuil sagt, — wir haben noch eine Stunde Zeit bis zum Empfang vor der Messe des Königs — es wird Sie interessiren, einen der merkwürdigsten Vertreter jener modernen Philosophie kennen zu lernen, welche mehr und mehr die Geister erfüllt — jenen eigenthümlichen Sonderling, Jean Jacques Rousseau, — ich will diesen feinen und reichen Geist von den Fesseln der Noth und der Armuth befreien, — ich habe ihn zu mir beschieden; bleiben Sie hier, Chevalier, und urtheilen Sie mit mir, ob jener Apostel einer neuen Lehre eben so gut spricht, als er zu schreiben versteht."

Der Chevalier verneigte sich, — die Marquise fuhr, den Gedanken, die sie beschäftigten, folgend, fort:

„Es sind zwei Feinde, welche die Regierung bedrohen und mich angreifen, da ich ein wenig die Fäden dieser Regierung mit in meinen Händen halte, — das sind die Herren Geistlichen, die Jesuiten vor Allem, und die Philosophen, — nun, mit den ersten denke ich Frieden zu machen —"

Der Chevalier blickte erstaunt auf.

„Und die anderen," sprach die Marquise weiter, „denke ich für den Thron zu gewinnen, — persönlich stehe ich mit den meisten ganz gut, nur dieser Herr Rousseau und seine

Anhänger waren unnahbar, — nun ich will ſelbſt mit ihm ſprechen!"

„Jean Jacques Rouſſeau?" rief die Gräfin, „das iſt jener Sonderling, der Preisſchriften mit ganz neuen Anſichten verfaßt hat, — von dem man ſo viel ſpricht — o das iſt ja vortrefflich, ich bin ſehr neugierig, ihn zu ſehen!"

„Er hat mir Noten abgeſchrieben," ſagte die Marquiſe, „und neulich hat man mir einzelne Nummern aus einer Oper von ihm gebracht — le devin du village — die reizend ſind, originell und geſchmackvoll, es ſteckt ein großes Talent in dieſem Manne, das ſich in Sonderbarkeiten verirrt im Kampfe mit der Noth des Lebens, — ich will ihn dieſer Noth entziehen, damit er ſeine Kraft frei entwickeln kann."

„Ich fürchte, das wird Ihnen nicht gelingen, Frau Marquiſe," ſagte der Chevalier ernſt.

„Nicht gelingen?" rief die Marquiſe erſtaunt mit hochmüthigem Ton, — „und warum nicht? halten Sie mich für ſo arm, daß ich die Bedürfniſſe des Lebens dieſes Herrn Rouſſeau nicht befriedigen könnte?"

„Vielleicht ſind Sie zu reich, Marquiſe, — Herr Rouſſeau ſcheint mir ein Mann zu ſein, der im Kampfe mit der Noth des Lebens entweder aus eigener Kraft Sieger bleibt oder zu Grunde geht."

„Wir wollen ſehen," ſagte die Marquiſe ſtolz und bewegte eine kleine Glocke auf dem Tiſch.

„Herr Rouſſeau!" befahl ſie dem unmittelbar eintretenden Lakai.

Einige Augenblicke später trat Derjenige, der in seinen Schriften die Axt an die Wurzeln der Gesellschaft legte und dessen Ideen die furchtbare Umwälzung von 1789 in's Leben rufen sollten, obgleich sie trotz dieser so blutigen und erschütternden Revolution doch nur zur Hälfte sich verwirklichten, langsamen Schrittes in den Salon.

Er trug einen Anzug von grauem Tuch, graue wollene Strümpfe und starke Schuhe, denen man ansah, daß er den Weg zu Fuß gemacht. Seinen Kopf bedeckte eine runde Perrücke, welche augenscheinlich lange nicht unter den Händen eines Haarkünstlers gewesen war. Sein blasses und kränkliches Gesicht war schlecht rasirt und trug den Ausdruck von Verlegenheit und Trotz zugleich, seinen Augen nahm die Kurzsichtigkeit den Glanz des geistigen Lebens, den man in ihnen erwarten mußte, die ganze Erscheinung, welche in ihrer Einfachheit dennoch etwas Gesuchtes und Prätentiöses hatte, machte in keiner Weise jenen sympathischen Eindruck, der manchen Menschen bei dem ersten Anblick die Herzen gewinnt.

Der Philosoph schien die neugierigen Blicke, welche sich auf ihn hefteten, nicht zu bemerken, er ging, ein Notenheft unter dem Arm haltend, mit steifen Schritten bis in die Mitte des Zimmers, grüßte die beiden Damen mit einer kurzen Verbeugung und neigte kaum bemerkbar den Kopf gegen den Chevalier.

Dann sprach er mit seiner trockenen Stimme mit pedantischem, schulmeisterhaftem Ausdruck:

„Man hat gewünscht, daß ich meine Arbeit selbst hieher

bringen möchte, da man mich sprechen wolle, — vermuthlich um mir irgend etwas über meine Notenkopieen zu bemerken. Ich bin gekommen, um meine Arbeiten zu überbringen und zu hören, was man mir zu sagen hat."

Er blickte fragend auf die beiden Damen.

Die Gräfin zog sich zurück, die Marquise näherte sich Herrn Rousseau und fragte:

„Ich habe Sie gebeten, zu mir zu kommen, mein Herr, nicht um über Ihre Notenabschriften mit Ihnen zu sprechen, eine Arbeit, für welche Ihre Zeit mir in der That zu kostbar zu sein scheint, — sondern um den geistvollen Schriftsteller kennen zu lernen, dessen Werk die Akademie zu Dijon mit ihrem Preis gekrönt hat und von dem das ganze gebildete Frankreich spricht —"

„Sie sind die Marquise von Pompadour, Madame?" fragte Rousseau, sie unterbrechend.

„Ich bin es, mein Herr," erwiederte die Marquise, — „und zugleich eine der eifrigsten Leserinnen Ihrer so merkwürdigen und originellen Schrift."

„Ich hätte nicht geglaubt," sagte Rousseau kalt, „daß Sie mit solcher Lektüre sich beschäftigten. — Sie nennen meine Schrift merkwürdig und originell? Es ist ein trauriges Zeichen für unsere Zeit und die Welt, in der wir leben, daß die einfache Wahrheit originell erscheint. Man hatte die Preisaufgabe gestellt, ‚ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Reinigung der Sitten beitrüge?' — ich habe diese Frage verneint, weil es die Wahrheit ist, daß

weder die Kunst, noch die Wissenschaft die Sitten verbessert, — weil allein die Tugend und die Arbeit die Grundlage des sittlichen Lebens ist, — weil ohne diese Grundlage die Wissenschaft zum Trugspiel des Geistes, die Kunst zur Sklavin der Sinne wird, — das ist die Wahrheit, die einfache Wahrheit, die nur Erstaunen und Aufsehen in einer Welt erregen kann, welche die Arbeit verlernt und die Tugend vergessen hat."

„Wenn es so ist, mein Herr," erwiederte die Marquise, — „so gehört doch ein kühner Muth dazu, um diese Wahrheit zu sagen, und ein feiner und tiefer Geist, um sie so treffend und glänzend zu begründen, wie Sie es gethan haben."

„Hier die Notenreinschrift, Madame," sagte Rousseau fast unhöflich, — „haben Sie mir eine neue Arbeit zu geben?"

Er reichte der Marquise das Heft.

Die Marquise legte die Noten auf den Tisch und sprach:

„Nein, Herr Rousseau, ich würde es mir nie verzeihen, die Kraft und Zeit eines Mannes wie Sie für eine Arbeit in Anspruch zu nehmen, welche jeder untergeordnete Schreiber eben so gut besorgen kann."

„Das bedaure ich, Madame, der Ertrag meiner Notenabschriften für Sie bildete einen Theil, — einen bedeutenden Theil meines Lebensunterhalts, — ich habe doch die Abschriften immer korrekt und gut besorgt —"

„Vortrefflich, — ohne Fehler und Vorwurf, Herr Rousseau, — aber — ich habe es Ihnen schon gesagt, — diese Arbeit ist eines Geistes wie Sie nicht würdig."

„Jede Arbeit ist des Menschen würdig," sagte Rousseau in docirendem Ton, „durch welche er sich die Mittel für die Bedürfnisse und Genüsse des Lebens erwirbt, — die Arbeit ist der edelste Zweck unseres Daseins und erhebt uns hoch über die Müßiggänger, die vom Schweiß anderer Menschen in unnatürlichen und überreizten Genüssen leben. Ich bedaure, diese Gelegenheit zur Arbeit zu verlieren, — doch Sie sind frei, Madame, Ihre Noten von mir schreiben zu lassen oder nicht — ich bitte Sie um meinen Lohn und werde Sie nicht länger belästigen."

„Sie verstehen mich nicht, mein Herr," sagte die Marquise begütigend, — „ich bin wahrlich weit entfernt, Ihnen Ihren Erwerb schmälern oder entziehen zu wollen, im Gegentheil, ich möchte Sie frei von allen Sorgen wissen, damit Sie Ihre schönen Gaben zur Belehrung und zur Freude der Welt verwenden können. Ihre Freunde haben mir die Partitur Ihrer Oper le devin du village gebracht — sie enthält Stellen, die mich entzückt haben, — auch der König hat sich sehr anerkennend darüber ausgesprochen —"

„Das spricht für Ihren Geschmack, Madame," fiel Rousseau kaltblütig ein, — „und für denjenigen des Königs."

„Das ist ein stolzes Wort, mein Herr," rief die Gräfin Rochefort lebhaft, — „nicht daß ich Ihnen das Recht dazu bestreiten wollte, — aber, verzeihen Sie mir — ich bin erstaunt darüber, da Sie soeben noch die Anerkennung Ihrer Preisschrift mit so viel Bescheidenheit zurückwiesen."

„Ich habe nicht die Anerkennung derselben zurückgewiesen,"

sagte Rousseau, indem er kaum den Kopf zur Gräfin hinwendete, — „ich habe mich nur gewundert, daß man die Wahrheit so außergewöhnlich findet, — auch war mein Wort nicht stolz, — Niemand soll stolz sein auf die Kraft, welche die Natur ihm gegeben, — aber wenn ich Etwas schaffe, so kann ich auch beurtheilen, ob es gut oder schlecht ist, — meine Oper ist gut, denn wenn sie es nicht wäre, würde ich sie vernichtet haben. Jene Bescheidenheit, welche das eigene Werk verkleinert und herabsetzt, ist eine Lüge — und ich strebe darnach, mich von jeder Lüge in Gedanken, in Worten und Thaten frei zu machen."

„Herr Rousseau hat Recht," sprach die Marquise. „Dem Geist, der Großes und Schönes schaffen kann, ziemt die falsche Bescheidenheit nicht. — Seine Majestät hat also" — fuhr sie mit leichter Ironie fort — „den guten Geschmack gehabt, Ihr Werk vortrefflich zu finden, und um Sie von allen Sorgen zu befreien, welche die Schöpfungskraft des Geistes niederdrücken, hat der König Ihnen eine Pension von dreitausend Livres ausgesetzt. Mir aber erlauben Sie, meine Schuld zu berichtigen und den Lohn nicht nach dem Werth der Arbeit, sondern nach der Hand zu bemessen, welche diese für sie so untergeordnete Arbeit gethan hat."

Sie nahm aus einer mit Gold inkrustirten und mit Edelsteinen besetzten Schatulle eine seidene, goldgefüllte Börse und reichte sie dem Philosophen.

Rousseau wog die Börse kalt und ruhig in der Hand und sprach achselzuckend:

„Sie geben mir, Madame, vielleicht tausendmal den Werth meiner Notenschriften. Mit welchem Recht entziehen Sie diese Summe von Goldstücken, welche Brod, Kleidung und Obdach für viele darbende Arme enthalten, Denen, die sie bedürfen, um meine Arbeit so weit über ihren Werth zu bezahlen?"

Er nahm ein Goldstück aus der Börse und legte dieselbe dann auf den Tisch.

„Dieß," sagte er, „ist der Werth meiner Arbeit, — wenn Ihnen das Uebrige überflüssig ist, so geben Sie es Denen, welche das Nothwendigste entbehren, — Sie werden deren genug finden."

Die Marquise sprach mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln:

„Ich hätte diesen Stolz bei einem Manne wie Sie voraussetzen sollen — doch hoffte ich, daß der Reiche, der im Ueberfluß der edelsten und höchsten Güter der Menschheit lebt, einer Freundin, die seinen Geist bewundert und sich vor ihm beugt, erlauben würde, ihm zu bieten, was des Lebens niedere Sorgen erleichtern kann. — Meine Hoffnung war zu kühn, — ich bescheide mich, — der Fürst im Reich des Geistes will nur dem König erlauben, ihm den Boden der materiellen Existenz zu ebnen —"

„Ich danke Ihnen, Madame," sagte Rousseau mit der Miene eines Beschützers, — „denn jeder gute Wille ist des Dankes werth — doch ich kann Ihr Geschenk nicht annehmen. Wer ein Geschenk gibt, erniedrigt den Empfänger, der keinen Gegenwerth bieten kann, — wer es annimmt, bestiehlt alle

Diejenigen, welche Noth leiden und für ihre Arbeit nicht den genügenden Lohn finden. Danken Sie auch dem Könige, Madame, — und bitten Sie ihn, die mir zugedachte Pension zu einem guten Werke, zu einer Stiftung für Kranke und Gebrechliche zu verwenden, die nicht arbeiten können, — ich, Madame, bin reich und unabhängig, denn ich kann durch meine Kraft das Brod erwerben, welches die Maschine dieses Körpers erhält und sie in den Stand setzt, in der großen gemeinsamen Arbeit des Menschengeschlechts ihren Platz auszufüllen —"

„Wie, mein Herr, Sie lehnen die Pension ab, welche Seine Majestät Ihnen bewilligt?"

„Ich lehne Sie ab," sagte Rousseau, „weil ich sie durch das, was ich gethan, nicht verdient habe, und weil ich nicht gesonnen bin, sie durch das zu verdienen, was ich thun werde."

Die Marquise warf einen schnellen Seitenblick auf den Chevalier, der, auf die Lehne eines Sessels gestützt, mit hohem Interesse diese Konversation verfolgte. Es war in der That ein außergewöhnlicher Anblick, diesen schlecht gekleideten Mann mit den bestäubten Schuhen in seiner fast abstoßenden Erscheinung hier zu sehen, inmitten dieser Umgebung voll des höchsten Luxus, gegenüber dieser schönen Frau, welche über allen Genuß des Reichthums gebot und deren zierliche und zarte Finger mit der königlichen Macht Frankreichs spielten, wie er dieser Frau, vor der Alles sich beugte, rücksichtslose Ablehnung entgegenstellte. Es war, als sei der Geist

des arbeitenden, duldenden und entbehrenden, aber in seiner Entbehrung und seiner Arbeit trotzig stolzen Volkes in die goldflimmernde Atmosphäre des Hofes hinaufgestiegen und die beiden Damen erbebten in unwillkürlichem Schauer bei der Erscheinung dieses hier so ganz unbekannten Geistes, dessen Hauch später die unwiderstehliche Flut der Massen in diese selben vergoldeten Räume treiben sollte, um das gebrochene Königthum von hier fortzuführen durch den Kerker zum Schaffot.

Die Marquise schien instinktiv zu fühlen, daß es gelte, diesen Geist zu beschwören und zu unterwerfen, — sie überwand die Empfindlichkeit über diese starre Zurückweisung und sprach ernst, aber mit so verbindlicher Höflichkeit, als hätte sie einen der vornehmsten Großen des Hofes vor sich:

„Aber, mein Herr, ich glaube, das heißt den Stolz des Geistes zu weit treiben, — ist es denn nicht des Königs Pflicht, die Edelsten und Besten zu sich emporzuheben über das Gemeine und Niedrige? — ist es nicht der edelsten Geister Pflicht, den Thron ihres Landes durch ihren Glanz zu verklären? — denken Sie, wie herrlich, wie unvergänglich jener Strahlenkranz leuchtet, welchen die Dichter der vergangenen Generation um den großen König bildeten, der die Sonne zu seinem Sinnbild wählte und der von den Geistesfürsten, die seinen Thron umringten, ebensoviel Licht empfing, als er ihnen gab, — ich hatte gehofft — es war eine meiner schönsten Hoffnungen, — auch die großen Geister unserer Tage um den Thron des Königs zu versammeln, damit Macht und

Geist gemeinschaftlich und sich ergänzend Frankreichs Zukunft zu neuem Ruhm und Glanze führen —"

„Hoffen Sie das nicht, Madame!" fiel Rousseau ein. — „Die Zeit ist eine andere, — die Zukunft folgt nicht mehr den Spuren der vergangenen Tage, — sie wendet sich zu neuen Bahnen, die klar und hell vor meinem Blick sich öffnen. — Jene Geister, Madame, welche den Thron des vierzehnten Ludwig umgaben und stolz waren, die Strahlen seiner Sonnenkrone zu bilden — sie lebten in einer Welt der Einbildung, welche sie bevölkerten mit den Gestalten ihrer Phantasie, und alle edlen Gefühle und Gesinnungen, die sie verherrlichten, alle Laster, die sie geißelten, gehörten der Welt des Genusses und des Glückes an, die sich im Laufe der Jahrhunderte aufgebaut hat, hoch über dem arbeitenden, duldenden und darbenden Volk. Jene Geister hatten keine Fühlung mit den Tiefen des menschlichen Lebens und des menschlichen Leidens, — sie waren niemals hinabgestiegen in jene finsteren Abgründe des fruchtlosen Arbeitens, der Entbehrung und Erniedrigung, des dumpfen, hoffnungslosen Kummers. Was ist das tragische Unglück, das den Helden unter den Donnerschlägen des flammenden Wetters niederwirft, um seinen Namen dann dafür in unvergänglichen Sternenlettern an das Firmament zu schreiben, — was sind die lächerlichen Leiden eines eingebildeten Kranken, — was sind die heuchlerischen Verfolgungen eines Tartüffe gegen die entsetzlichen, dumpfen, qualvollen Leiden des Volkes, das in dem finstern, unabänderlichen Einerlei der ewigen Arbeit seine Kraft verzehrt,

um aus den Tiefen heraufzuringen, was jene Welt der Herrschaft und des Genusses auf den lichten Höhen des Lebens in unersättlicher Gier verschlingt? Werfen Sie einen Blick in diese Tiefen des Elends, Madame, dieses Elends, dem der Schlaf nur die Kraft zu neuen Leiden bringt und aus welchem nur der Tod erlöst, — dann werden alle jene tragischen Heldengestalten der Dichtung im hellen Sonnenglanz vor Ihnen erscheinen, — ihr Leiden stärkt und veredelt die menschliche Seele und erhebt sie zur Himmelshöhe der Unsterblichen, — das Leiden des im fruchtlosen Arbeitsjoche verschmachtenden Volkes aber erniedrigt die Seele, vernichtet den Geist und löscht die heilige Flamme aus, welche die schaffende Natur in jeder Menschenbrust entzündete. — Jene Geister, Madame, von denen Sie sprachen, — sie kannten das Volk nicht, — und wenn sie seine Ketten sahen, so waren sie bemüht, diese Ketten zu vergolden und mit Blumen zu umwinden — damit auch das Elend schön und edel erscheine. Der Kultus der Schönheit verhüllte und entstellte die Wahrheit; — heut ist das anders — die erleuchteten Geister unserer Tage haben eine andere, höhere Pflicht — ihre Aufgabe ist es, nicht die Ketten des Volkes zu vergolden und zu bekränzen, sondern sie zu zerbrechen!"

Er hatte, hingerissen von seinem Gefühl und seiner Ueberzeugung, immer feuriger und lebhafter gesprochen, seine Augen glänzten, seine vorher blöden und unsicheren Blicke erleuchteten sich von geistigem Licht. Dann aber, als er geendet, nahm seine Haltung wieder ihre frühere rauhe Starrheit an,

er blickte finster vor sich nieder und schien fast zu bereuen, hier so viel gesprochen zu haben. Der Chevalier sah forschend auf die Marquise, welche betroffen, mehr traurig als unwillig, einen Augenblick schweigend dastand.

„Ich hatte gehofft, mein Herr," sagte sie dann, „einen Freund zu gewinnen — und nun muß ich fast fürchten, einem unversöhnlichen Feinde gegenüberzustehen. Nehmen Sie sich in Acht," fuhr sie fort, „daß der Polizeilieutenant des Königs solche Gedanken und Worte nicht hört, — hier bei mir sind dieselben unschädlich, — anderswo gesprochen, könnten sie Ihnen die Bastille öffnen und selbst mir würde es schwer werden, Sie aus deren finsteren Zellen wieder hervorzuziehen."

Rousseau schien ergriffen von dem Ton wirklicher Theilnahme, der in diesen Worten lag, — er trat näher zur Marquise heran und sprach mit weicherer Stimme als vorher:

„Ein unversöhnlicher Feind, Madame? — Nein. — Ich bin Niemandes Feind, — kein Mensch darf der Feind eines andern Menschen sein, weil die Natur sie alle zu Brüdern geschaffen, und weil die höchste Tugend gebietet, sich selbst zu vergessen aus Liebe zu seinen menschlichen Brüdern; — diese große Lehre des Evangeliums, das mir zwar nicht ein Heiligthum mystischer Offenbarung ist, das ich aber hoch verehre als den Ausdruck erhabener Gedanken und reiner Sittengesetze, — diese Lehre ist auch die meinige. Ich beklage Diejenigen, deren Blick der Wahrheit verschlossen ist, — aber ich bin ihr Feind nicht, — meine Feinde sind nur Die, welche die Wahrheit erkennen und sie verleugnen und verhüllen. —

Und Ihr Polizeilieutenant, Madame, er hat wahrlich keinen Grund, mir mit seinen Kerkern zu drohen, ich predige nicht den Aufruhr, nicht den blutigen Kampf gegen die Ordnung des Staates, wie sie sich in falscher Entwickelung der menschlichen Gesellschaft gebildet hat, — ich will die Menschheit zur Freiheit erziehen, — zur Freiheit von der Tyrannei herrschender Klassen, — aber auch zur Freiheit von ihren Lastern und Leidenschaften, — ich will die Menschen zum stolzen Bewußtsein ihres Rechtes erheben, aber auch zur demüthigen Anerkennung ihrer Pflichten, — Andere werden mir nachfolgen in der Verkündigung dieser Wahrheit, und wenn die Tugend, die Nächstenliebe und die Arbeit einst die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft geworden sind, — dann wird freilich für den von gepanzerten Wachen umstellten Thron kein Platz mehr auf Erden sein, — dann aber wird dieser Thron nicht unter Blut und Flammen zusammenbrechen, — sondern der letzte König wird mit Freudenthränen in den Augen herabsteigen und in die geöffneten Arme seiner Völker sinken, — seiner Völker, die seinesgleichen, — die seine Brüder geworden sind! — Und wollte dennoch die Polizei wegen dieser meiner Meinungen mich in ihre Kerker versenken — ich fürchte mich nicht, Madame, — man kann mich zerbrechen, aber man kann den Geist nicht bannen, der mich erfüllt und der bald die Völker der Erde erfüllen wird, — und auch jene starren, drohenden Mauern der Bastille — sie werden vor dieses Geistes Wehen verschwinden, wie der Wind des Staubes kräuselnde Wirbel vor sich her treibt, und da, wo

jetzt in den dunklen Tiefen der Kerker der Jammer der Gefangenen ungehört verhallt, da werden einst im hellen Sonnenlicht, mit Blumen bekränzt, freie und fröhliche Menschen ihre Feste feiern."

„Und könnten Sie, Herr Rousseau," fragte die Marquise, „für diese sanften, freundlichen Lehren keinen Platz unter dem Schutz des Thrones finden? Würden Sie nicht freier und freudiger Ihre Ueberzeugungen aussprechen können, wenn des Königs Großmuth Ihnen die tägliche Sorge abnähme?"

„Großmuth, Madame!" erwiederte Rousseau. „Eben weil es Großmuth wäre, kann ich des Königs Gabe nicht annehmen. Großmuth darf der Mensch nur gegen denjenigen seiner Mitmenschen haben, welcher sich selbst nicht helfen kann, — und selbst dann darf sie als Großmuth nicht empfunden werden, — ich aber, Madame, ich kann mir selbst helfen."

„So lassen Sie mich Sie bitten, mein Herr," sagte die Marquise, welche nicht nachgeben wollte, „das anzunehmen, was tausend Andere als ein Glück erstreben würden, — ich habe gehört, Herr Rousseau," fuhr sie näher zu ihm herantretend und ihn scharf fixirend fort, — „Sie haben Familie —"

Rousseau sah sie groß an.

„Familie im Sinne der alten Gesellschaft," erwiederte er, „habe ich nicht; ich theile des Lebens Arbeit und Genuß mit einem Wesen, das ich liebe und das mich wieder liebt, das mich versteht und mir gleich denkt und fühlt, — aber wir sind frei, uns schmiedet nicht jene Fessel der Ehe, der Familie

an einander, welche zuerst den freien menschlichen Geist in lähmende Bande einengt, — wir Beide sind frei und darum bleibt uns die Sorge und die Reue fern."

„Aber," sagte die Marquise, „würde Diejenige, die Sie lieben, nicht glücklicher sein, wenn die Reize des Lebens ihr Dasein verschönten? — würden Ihre Kinder —"

„Meine Kinder, Madame," fiel Rousseau kalt ein, „sende ich in das Findelhaus, so bleibe ich frei von der Sorge um sie, — und sie finden eine bessere Erziehung, als ich sie ihnen geben könnte."

„Entsetzlich!" rief die Gräfin Rochefort lebhaft, — „wie ist es möglich, daß so viel Grausamkeit mit so edlen Gesinnungen vereint sein kann!"

„Grausamkeit?" fragte Rousseau, indem er sich verwundert halb zur Gräfin wendete. — „Nennen Sie es weniger grausam, wenn arme Eltern ihre Kinder in Noth und Elend verwahrlosen, vielleicht sterben lassen, — oder wenn die Reichen die armen Seelen der Kinder unter dem Beispiel ihrer Laster und ihrer Verderbniß erwachsen lassen? Nein, Madame, es ist wahrlich weniger grausam, meine Kinder in jenem öffentlichen Institut erziehen zu lassen, wo sie an Stelle einer beschränkten und engherzigen Anhänglichkeit an Eltern und Geschwister die ganze Menschheit als ihre Familie betrachten und lieben lernen."

Die Marquise hatte sinnend dagestanden, — sie, die gewohnt war, die höchsten und stolzesten Häupter des Hofes sich vor ihr beugen zu sehen, schien sich zu fragen, ob denn

dieſer einfache, mit Armuth und Sorge kämpfende Mann keine ſchwache Seite habe.

Als er geendet, ſprach ſie mit ſanfter, eindringender Stimme:

„Und doch, Herr Rouſſeau, — „wenn Sie nun nicht arm wären, — wenn Sie in freiem Aufſchwunge die volle Kraft Ihres Geiſtes entwickeln könnten, — wenn, ohne Hemmung durch die Arbeit für des Lebens Nothdurft, immer ſchöner, immer reicher die Schöpfungen Ihrer edlen, ungefeſſelten Thätigkeit erſtehen würden, — glauben Sie nicht, daß Diejenige, die Sie lieben, glücklicher, ſtolzer zu Ihnen aufblicken möchte, als wenn ſie gebeugten Hauptes Sorge und Noth mit Ihnen theilt? — Und" — fuhr ſie fort, ihm näher tretend — „wenn Sie dann Ihre Kinder bei ſich behielten, wenn Sie alle Ihre Gedanken, Ihre Gefühle, Ihre Ueberzeugungen in die Seele eines Sohnes niederlegten, der allmälig unter Ihren Augen heranwüchſe als Ihr zweites Selbſt, — der einſt, wenn Sie alt werden, nicht nur Ihren ſchwachen Arm ſtützte, ſondern auch den edelſten Inhalt Ihres Weſens verklärt und verjüngt in die künftige Generation hinüberträge — wäre das kein Glück? — Und wäre das ein Glück, deſſen der edelſte und tugendhafteſte Menſch ſich zu ſchämen hätte?"

Rouſſeau hatte in immer ſtärkerer Bewegung zugehört. Er faltete die Hände und blickte mit feuchten Augen ſtarr vor ſich nieder, während er halb für ſich ſprach:

„O mein Gott! mein Gott! — meine Thereſe — wie

glücklich würde sie sein — wie würde ihr Auge strahlen — wie würde ihre bleiche Wange freudig erröthen! — Und meine Kinder, — o es thut doch weh, sie so fortzubringen, — und den Blick der reinen Augen nicht mehr zu sehen! — Ein Sohn, der in meinen Grundsätzen erwüchse, — der mein wäre — mein, nicht durch des Blutes zufälliges Band allein, sondern durch die langsam sorgende Erziehung und Bildung —"

Er breitete die Hände aus — mit wehmüthigem Lächeln, den Blick wie zu einer schönen Vision aufwärts richtend, flüsterte er leise:

„O es wäre schön — sehr — sehr schön!"

Die Marquise hatte mit dem Ausdruck des Triumphes diese mächtige Wallung des Gefühls bei dem bisher so unnahbar kalten Philosophen beobachtet. Sie trat nahe zu ihm heran und sprach mit herzlicher Innigkeit:

„Nicht wahr, Herr Rousseau, — Sie nehmen an, was der König frei und ohne Bedingung Ihnen bietet?"

Rousseau erschrak bei dem Ton ihrer Stimme, — dann versank er wieder in tiefes Sinnen und blickte immer finsterer zu Boden.

„Und ich war so stolz auf meine Kraft," sprach er mit dumpfem Ton inneren Grimmes, während der Blick der Marquise in höchster Spannung an seinen in heftiger Bewegung arbeitenden Zügen hing, — „ich hatte mit der scharfen Schneide der Wahrheit alle jene Illusionen und krankhaft weichen Gefühle aus meiner Seele entfernt, welche uns ver-

wirren und von dem geraden Wege der Pflicht und der Tugend ablenken! — Und doch — doch erliegt diese Kraft der ersten Versuchung — doch wuchern sie wieder empor jene Illusionen bei dem ersten Sonnenblick, den das trügerische Glück auf mich herabsendet? Soll alle Welt höhnend auf mich zeigen und sagen: Seht, das ist Jean Jacques Rousseau, der die Tugend predigt und der nicht die Kraft hat, nach seinen Lehren zu handeln? — der für elendes Geld seine Freiheit verkauft, — der die Wahrheit verleugnet hat?"

Er richtete sich stolz empor.

„Nein, Madame, — nein — ich nehme nichts an — ich will der Arbeit und der Freiheit treu bleiben. — Sagen Sie dem Könige, daß er für sein Gold und seine Ehren Feldherren und Minister finden kann, — aber daß alle seine Schätze nicht ausreichen, um Jean Jacques Rousseau zu kaufen!

— „Und doch wäre es so schön gewesen, — die arme Therese — meine Kinder" —

Er trat mit dem Fuß heftig auf den Boden —

„Ich will nicht," rief er, „will nicht daran denken — flieh' — flieh', Unglücklicher, — flieh' die Versuchung, wenn du zu schwach bist, sie zu besiegen!

„Leben Sie wohl, Madame," sagte er mit kurzem Gruß gegen die Marquise.

Dann eilte er, ohne sich umzusehen, hinaus.

Sechstes Kapitel.

Als Rousseau den Salon verlassen hatte, blieb die Marquise einen Augenblick in Gedanken versunken stehen, — es herrschte ein beklommenes Stillschweigen. Sonst steigen wohl die Geister der abgeschiedenen Vergangenheit aus den Tiefen versunkener Zeiten herauf zum Schrecken der Lebenden, — hier schien es, als sei ein Gespenst der Zukunft vorübergeschritten und als ziehe der dunkle Schatten der kommenden Tage hinter ihm her.

„Welch' ein abscheulicher Mensch!" rief die Gräfin Rochefort endlich, indem sie lebhaft den Kopf schüttelte, als wolle sie einen Bann brechen, der schwer auf ihr lastete, — „ich begann schon Sympathie für ihn zu empfinden, was er sagte, klang so edel, gut und schön, — und doch weist er aus starrem Eigensinn die Gnade des Königs zurück, verurtheilt seine Geliebte zu Sorge und Noth — und — sendet seine Kinder, seine armen Kinder, in das Findelhaus! Wenn das die Tugend ist, die er mit so schönen Worten lehrt, dann will ich doch wahrlich lieber bleiben wie ich bin und

mir im eigenen Lebensgenuß auch ein fühlendes Herz für Andere erhalten."

Die Marquise trat langsam zum Chevalier heran und sprach:

„Sie hatten Recht, Chevalier, — ich war zu arm oder zu reich, um diesen Mann zu gewinnen! — Sie kannten ihn?" fragte sie schnell, als wolle sie dem jungen Manne nicht zugestehen, daß er ihr gegenüber Recht gehabt.

„Ich habe ihn heute zum ersten Male gesehen, Marquise," erwiederte der Chevalier bescheiden, — „und ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit dazu gegeben, aber ich kannte seine Eigenthümlichkeiten, — ich hatte seine Werke studirt und kannte seinen Geist —"

„Der Geist eines Eremiten," rief die Marquise unmuthig, — „der ihn von der ganzen Welt isoliren wird!"

Die feinen, bleichen Züge des kleinen Chevalier belebten sich, rasch schlug er sein dunkles, geistvolles Auge zu der Frau auf, die ihm eine Laufbahn öffnen sollte, von deren Fürwort er seine Zukunft erwartete, und sprach mit dem festen Tone der Ueberzeugung:

„Ich glaube das nicht, Marquise, — es wird eine Zeit kommen, und sie ist vielleicht nicht fern, in welcher der Geist, der heut in sonderbarer und excentrischer Weise aus diesem Manne spricht, alle Welt erfüllen und beherrschen wird — alle Welt, Marquise — nicht bloß das Volk, dessen Rechte er vertritt, — nein, auch der Hof, der Adel, Alle — Alle werden sich zu den Grundsätzen dieses Rousseau bekennen."

„So halten Sie auch wohl die Zeit für nahe," fragte die Marquise, etwas spöttisch lächelnd, „in welcher, wie Herr Rousseau sagt, der letzte König von seinem Throne steigen und mit Freudenthränen in die Arme seines Volkes sinken wird?"

„Das nicht, Marquise," erwiederte der Chevalier ernst, — „das gehört zu den Traumvisionen der Phantasie, an welchen Herr Rousseau, obgleich er die Illusionen verurtheilt, so reich ist, — aber es könnte etwas Anderes geschehen, — das erwachende Volk könnte mit seiner gewaltigen Titanenkraft den Thron zerschmettern, — wenn der König nicht der erste Vertreter — der treueste Freund dieses Volkes wird."

„Und wollen Sie behaupten, Chevalier," sagte die Marquise erstaunt, mit strengem Tone, „daß der König nicht der Freund seines Volkes wäre?"

„Bei Gott nicht, Marquise," rief der Chevalier, — „ich bin ein loyaler Edelmann und zu jeder Stunde bereit, für den König Blut und Leben zu lassen. — Aber was weiß der König auf seiner unnahbaren Höhe von des Volkes Leben und Leiden? Was Alles liegt nicht zwischen dem König und dem Volk? — Die privilegirten Stände beuten des Volkes Arbeit aus und dem König und dem Lande kommt die Frucht dieser Arbeit nicht zu gut. — Und dann, Marquise," fuhr er fort, immer mehr sich erwärmend, immer mehr hingerissen von seinem Gefühl, und den Ort vergessend, an dem er sprach, — „blicken Sie auf Frankreich, zieht sich nicht über das ganze Land hin jene unsichtbare, geheimniß-

volle, furchtbare Gewalt, welche von Rom aus ihre finsteren Fäden über die ganze Welt spinnt, jene Gewalt, welche der vorige König, in seinen glänzenden Jahren, mächtig in ihre Schranken zurückwies, welche aber jetzt, trotzend auf die Unentschlossenheit der Regierung, ihr Haupt von Neuem erhebt! Ist nicht das ganze Land übersponnen von den Netzen jenes Ordens, der sich nach dem heiligen Namen des Erlösers nennt und doch die Erlösung von der Knechtschaft des tödtenden Buchstabens mit allen Mitteln der List und Gewalt bekämpft?"

Die Marquise schien ergriffen von der freien und warmen Offenheit und von der muthigen Sicherheit, mit welcher dieser junge Mann, den sie fast für ein Kind gehalten, zu ihr sprach.

„Der Orden ist mir nicht günstig," erwiederte sie mit freundlicher Herzlichkeit, als spräche sie zu einem alten Bekannten, — „ich sehe wohl seine Herrschsucht und habe ihn zuweilen auch meinen Einfluß empfinden lassen, — vor Allem haßt er Choiseuil, der mein Freund ist, — aber er ist mächtig, sehr mächtig — und man hat mir gerathen, mich mit ihm zu versöhnen" — fuhr sie etwas zögernd und fast verlegen fort, — „einen Beichtvater aus seinen Mitgliedern zu wählen, — es ist besser, ihn zum Freund, als zum Feinde zu haben, — ich habe bei dem Pater de Sacy deßhalb anfragen lassen, — er soll ein so vortrefflicher, würdiger Mann sein —"

„O Marquise," rief der Chevalier, sie hastig unter-

brechend, indem er lebhaft ihre Hand ergriff, — „dann ist Frankreich verloren, — und Sie auch — oder Sie müssen sich zum willenlosen Werkzeug jener Priester machen!“

Die Gräfin stand erstaunt zur Seite.

„Welche Sprache,“ flüsterte sie, das flammende Antlitz des Chevalier betrachtend, „welche feurige Begeisterung, — so habe ich ihn nie gesehen!“

Auch die Marquise schien betroffen von der heftigen Aufwallung des schüchternen jungen Mannes, aber wohlgefällig ruhte ihr Blick auf ihm, — der Chevalier besann sich und trat, die Hand der Marquise loslassend, einen Schritt zurück, aber ohne Befangenheit fuhr er fort:

„Marquise — Sie halten in Ihren Händen das Schicksal einer großen, edlen Nation, — lassen Sie mich vergessen, daß Sie eine Frau sind, eine Frau, von deren Launen meine Freiheit abhängt, — lassen Sie mich zu Ihnen sprechen, wie man zu einem Manne spricht, zu einem Manne, der die Zügel der Regierung eines großen Volkes in Händen hat.“

„Sprechen Sie, Chevalier,“ sagte die Marquise, indem sie sich in einen Fauteuil niederließ.

„Alle Geister Frankreichs ringen nach Freiheit,“ fuhr der Chevalier mit freiem, edlem Anstand fort, — „nach Freiheit nicht von der Herrschaft des Königs, der Fleisch und Blut der Nation ist, der mit der Nation Freude und Leid, Größe und Erniedrigung theilen muß, wie das Haupt nicht von den Gliedern sich trennen läßt — aber nach Freiheit von der Herrschaft jener Macht in Rom, die keines

Königs, keines Staates, keines Volkes Rechte anerkennt, die den Erdball in Provinzen theilt, in denen das Gebot ihrer Willkür allein befehlen soll."

„So glauben Sie," fragte die Marquise, „daß der Staat bestehen kann ohne die Religion, — ohne die Kirche?"

„Die Religion? — Die Kirche?" erwiederte der Chevalier. „Ich bin ein gläubiger Christ, Marquise, und ich verehre und achte die Kirche als die äußere, nothwendige und ehrwürdige Form des Gottesdienstes, — aber kann denn ein großes, mächtiges Volk, wie wir es sind, Marquise, nicht seine Kirche haben, in welcher es zu Gott betet, ohne daß ein fremder Priester die Schlüssel dieser Kirche in seinen Händen hält, ein fremder Priester, der kein Gefühl hat für Frankreichs Glück und Größe, in dessen Adern kein Tropfen französischen Blutes fließt! Würde der König einem Fremden seine Armeen, die Verwaltung seines Schatzes, — das Richteramt über seine Unterthanen anvertrauen? Und doch hält jener fremde Oberpriester in Rom, — der so oft mit den Todfeinden Frankreichs sich verbündete, die wahre Macht der Nation, welche noch schwerer wiegt als ihre Heere, gefangen, — den Geist, — doch verschließt er in finsterem, unnahbarem Gewölbe des Volkes köstlichsten Schatz — seine Freiheit, — doch ist er Richter über des Volkes heiligstes Eigenthum — sein Gewissen und seinen Glauben! Und wodurch herrscht dieser Fremde, dieser Feind Frankreichs in dem Lande der Enkel Heinrich IV.? Nicht durch die Bischöfe, nicht durch die Priester der Kirche des Landes, — sie sind

Franzosen, sie haben Gefühl und Empfindung für die Größe und das Wohl des Vaterlandes, mit ihnen würde der Geist und das Gewissen des Volkes sich versöhnen, — aber auch sie sind nicht frei, sie sind umgarnt und gefesselt von der alle Fugen des öffentlichen Lebens durchdringenden Macht jenes Ordens der Gesellschaft Jesu, der wie eine kalte Schlange den Staat und die Kirche umwindet und sie festhält in der Knechtschaft Roms, damit der dreifach gekrönte Nachfolger des armen, demüthigen Apostels mit den Völkern der Erde nach seiner Willkür wie mit den Figuren eines Schachbretts spielen könne."

Die Marquise hatte, den Kopf leicht in die Hand gestützt, mit tiefer Aufmerksamkeit zugehört.

„Und wenn es so ist, Chevalier," sagte sie, — „ich habe zuweilen wohl Aehnliches gedacht, — wo ist das Mittel zur Aenderung — zur Besserung?"

„Wo die Mittel zu allem Großen und Guten sind, Marquise," rief der Chevalier, — „in dem festen Willen, dem kühnen Entschluß, — dem stolzen Muth. Die Freiheit der Geister ist gefesselt von jenen leise fassenden, aber mit eisernen Klammern festhaltenden Soldaten der römischen Allgewalt, — wenn der König sich von diesen befreit, welche Fremde in Frankreich sind, ob sie auch auf Frankreichs Erde geboren wurden, — dann wird der König und das Volk sich wieder finden, — dann wird Frankreich groß und glücklich werden und jene Macht des freien nationalen Geistes, welche man heute fürchtet, wird die mächtigste Stütze des

Thrones sein. Das, Marquise, zu erreichen," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „ist in Ihre Hand gelegt, — fachen Sie die Flamme des Entschlusses, des Muthes im Herzen des Königs an, lassen Sie ihn das große Machtwort sprechen, welches den Orden der Gesellschaft Jesu aus den Grenzen Frankreichs verweist, — welches den Geistern und den Gewissen die Freiheit gibt, dann wird alles Uebrige von selbst sich lösen, die edelsten Geister des Volkes werden sich wieder um den Thron schaaren, — der König wird wahrhaft König sein — und Frankreich wird Ihnen danken, Marquise."

Er schwieg und verneigte sich tief, als erwarte er mit Resignation, was die Folge seiner Offenheit sein werde.

Die Marquise erhob sich und trat zu ihm heran.

„Sie haben Worte gesprochen, Chevalier," sagte sie ernst, „nach denen ich Ihnen die Bastille öffnen muß — oder," fügte sie lächelnd hinzu, „Sie bitten, mein Freund zu sein! Der Kampf, den Sie von mir verlangen, ist schwer und gefahrvoll, — wollen Sie mir zur Seite stehen, — mein Rathgeber, — mein Verbündeter sein?"

Sie reichte ihm mit anmuthiger Freundlichkeit die Hand.

„In diesem Kampf, Marquise," rief der Chevalier feurig, indem er seine Lippen auf diese so zarte und so mächtige Hand drückte, — „werden die Besten der Nation zu Ihnen stehen, — gebieten Sie über mich!"

„Also auf Wiedersehen, Chevalier," sagte die Marquise, — „in einer Stunde beim Könige! Apropos," fügte sie hinzu, vor der Thür zu ihren inneren Gemächern nochmals

stehen bleibend, — „heut Abend ist Maskenball bei mir, der König wird erscheinen, — ich hoffe auch Sie zu sehen, Sie werden Gelegenheit finden, den Hof zu beobachten und sich auf dem Terrain zu orientiren, auf welchem Sie bald zu handeln berufen sind."

Und mit freundlichem Kopfneigen die tiefe Verbeugung des Chevalier erwiedernd, verschwand sie unter den schweren Falten der Portière.

Der Chevalier blickte im Zimmer umher, als erwache er aus einem Traum.

Die Gräfin trat zu ihm heran und sprach mit herzlichem Ton:

„Ich wünsche Ihnen Glück, Chevalier, — Sie fangen Ihre Carrière an diesem Hofe vortrefflich an und in meinen Augen beginnen Sie schon ein wenig über alle diese großen — diese großen und langen Herren hervorzuragen."

„O Gräfin," rief der Chevalier ganz entzückt, — „Sie machen mich glücklich, — dieser freundliche Blick, diese gütigen Worte —"

Sein hervorbrechendes Gefühl nahm ihm die Sicherheit, — er stockte verlegen und erröthend, — die Gräfin fand schnell ihre muthwillige Laune wieder.

„Und für den Maskenball der Marquise, Chevalier," fragte sie neckisch, — „darf ich Ihnen eines meiner Kostüme leihen? — Die Täuschung würde vollkommen sein — und Sie würden Gelegenheit zu reizenden Intriguen haben, — meine Garderobe steht zu Ihrer Verfügung!"

Sie verbeugte sich laut lachend und eilte der Marquise nach. Der Chevalier blickte ihr schmerzlich enttäuscht und zornig nach. Doch wunderbarerweise empfand er den Spott Derjenigen, die er liebte, nicht mehr so tief und bitter als früher, — er hatte der Marquise gegenüber die Macht und den Erfolg des Geistes empfunden, das gab ihm Muth und Hoffnung und entzündete den in seiner Brust glühenden Ehrgeiz zu helleren Flammen.

„Der Gedanke ist gut," sagte er spöttisch lächelnd, — „ich will, wie einst die Geusen, aus dem Hohn Ernst machen, vielleicht kann ich aus dieser zarten weibischen Gestalt, die mir so verhängnißvoll war, auch einmal Vortheil ziehen, — die Gräfin hat Recht, das kann zu reizenden Intriguen führen und mir vielleicht diese Welt, in der ich meinen Weg machen will, von neuen Seiten zeigen."

Und in tiefem Sinnen seine Gedanken weiter verfolgend, schritt er durch die Galerieen, alle die großen Herren und die schönen Damen wenig beachtend, um sich in die Vorgemächer des Königs zu begeben und dort den Herzog von Choiseuil zu erwarten.

Seine Majestät pflegte hier bei dem Heraustreten zum Gange nach der Kapelle, wo er die Messe hörte, den Hof zu begrüßen, und die Menge der zudrängenden Höflinge war sehr groß, da hier auch Diejenigen erscheinen durften, denen das Recht der Entrées in die inneren Gemächer nicht zustand.

Dieß Recht aber hatte der kleine Chevalier, der unbedeutende Parlamentsadvokat nicht, — er ſtellte ſich ſtill in eine Fenſterniſche und faſt wollte ihn ſein Muth wieder verlaſſen unter dieſer glänzenden auf und ab wogenden Menge, durch deren Strom es ſo ſchwer war, zur Oberfläche hinaufzudringen.

Siebentes Kapitel.

An demselben Morgen, an welchem der Chevalier d'Eon nach Versailles gefahren war und im Salon der Marquise von Pompadour mit so unerwartet günstigem Erfolg seinen ersten Schritt auf dem Parket des Hofes gemacht hatte, befand sich Seine allerchristlichste Majestät Ludwig XV. König von Frankreich und Navarra allein mit seinem vertrauten Kammerdiener Lebel in seinem Zimmer neben den großen Empfangsräumen des gewaltigen Schlosses, welches Ludwig XIV. zum Wohnsitz des unnahbaren, Alles überragenden Königthums geschaffen. Die alte Etikette des großen Königs bestand zwar noch, aber Ludwig XV., dem die fortwährende große Repräsentation lästig war, hatte sie so viel als möglich eingeschränkt, soweit sie unmittelbar seine Person betraf; so fanden auch die großen Levers, welche zur Zeit seines Vorgängers den ganzen Morgen des Königs in Anspruch nahmen und selbst seine intimste Toilette zu einer Art von Staatsaktion machten, nicht mehr in der Ausdehnung wie früher und nicht im Schlafzimmer des Königs statt und

nur wenigen vertrauten Personen stand der Eintritt in die inneren Appartements frei.

Der König hatte das erste kleinere Lever überstanden und erholte sich nun von der Ermüdung desselben bis zu der Stunde der Messe, wo er in der Galerie vor seinen Gemächern den ganzen Hof zu empfangen pflegte.

Ludwig XV. war damals etwa achtundvierzig Jahre alt, seine Haltung hatte noch die elastische Geschmeidigkeit der Jugend und, wenn er wollte, eine unnachahmliche königliche Würde. Sein langes, schmales Gesicht hatte regelmäßige, edle Züge und wäre wahrhaft schön gewesen, wenn auf demselben nicht eine gewisse welke Gleichgültigkeit gelegen hätte. Seinen großen, stolz blickenden Augen sah man an, daß sie sich niemals vor irgend Jemandem niederzusenken gewohnt waren, aber es lag in ihnen eine starre Empfindungslosigkeit und nur selten belebte sich dieser kalte Blick durch den Strahl eines erregten Gefühls, welches dann aber auch dem ganzen Gesicht einen höchst sympathischen Reiz verlieh.

Der König war wie immer mit besonderer Sorgfalt und Eleganz gekleidet, er trug einen Rock von blauem Sammet mit rothem Kragen, rothen Aufschlägen und silbernen Litzen, welcher, ohne eine bestimmte Uniform zu sein, dennoch militärischen Schnitt hatte, darüber das blaue Band und den Stern des Ordens vom heiligen Geist auf der Brust, daneben das Ludwigskreuz, den Militärorden der alten Monarchie, und um den Hals am rothen Bande das goldene Vließ, ohne welches man den König niemals sah.

Er saß in einem weiten Lehnstuhl von weißlakirtem und vergoldetem Schnitzwerk mit hellgrünen Seidenpolstern, — neben ihm auf einem Tisch, dessen Marmorplatte auf Löwenfüßen von Goldbronze ruhte, stand eine zierliche silberne Kaffeemaschine, unter der eine helle Spiritusflamme brannte, und der König war beschäftigt, den Siedeprozeß seines Kaffees mit der höchsten Aufmerksamkeit zu verfolgen, um genau im richtigen Moment die Flamme mit einem kleinen silbernen Deckel an einem Griff von Ebenholz, den er in der Hand hielt, auslöschen zu können. Ludwig XV. hielt sich für den ersten Koch in Europa und die richtige Bereitung des Kaffees war in seinen Augen der Kulminationspunkt der Kochkunst, — er ließ es sich daher niemals nehmen, die Tasse Kaffee, die er Morgens zu sich nahm, höchst eigenhändig herzustellen, und der Eifer, welchen er diesem Geschäft zuwendete, ließ sein Gesicht belebter als sonst erscheinen.

Sein Kammerdiener Lebel, eine magere Gestalt mit glattem, fast ausdrucksloſem Gesicht und kleinen scharfblickenden Augen, welche die Eigenthümlichkeit zu haben schienen, nach allen Seiten zugleich blicken zu können, stand in dem dunklen Dienstanzug der königlichen Kammerdiener einen Schritt hinter seinem Herrn, eine Serviette über dem Arm und eine silberne Platte mit einer Tasse von Sèvres-Porzellan und einer Krystallschale mit Zucker in der Hand, halb gebückt und ebenso eifrig wie der König das Werk der Kaffeebereitung verfolgend.

Endlich stieg die zischende Flüssigkeit in der Maschine

empor, während sich auf ihrer Oberfläche ein weißgelblicher Schaum bildete, und der aromatische Duft des levantinischen Getränkes verbreitete sich in dem Zimmer. Schnell löschte der König die Flamme aus und beobachtete dann das allmälige Sinken der Flüssigkeit. Auf einen kaum bemerkbaren Wink trat Lebel heran, füllte vorsichtig die Tasse und stellte dieselbe neben den König; dieser ließ langsam ein Stück Zucker in den Kaffee sinken und schlürfte dann prüfend den ersten Schluck des mit so viel Aufmerksamkeit bereiteten Getränks, — er schien mit demselben zufrieden und lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück. Aber trotz des belebenden Aromas, das er so sehr liebte, nahmen seine Züge bald wieder ihren schlaffen, müden Ausdruck an, und seufzend sprach er mit seiner wohlklingenden, aber zu leisem Ton gedämpften Stimme:

„Ich langweile mich, Lebel! — Das Lever habe ich überstanden, — ich habe sie alle wiedergesehen, diese Gesichter, auf denen ich jeden Zug, jede Falte kenne, von denen ich genau weiß, wie sie sich lächelnd verneigen und wie sie unter einander sich Blicke voll Haß und Neid zuwerfen, wenn ich mit dem Einen ein Wort mehr spreche als mit dem Andern! — Und nun wird Choiseuil kommen und mir von der Politik sprechen, von dieser Politik, welche immer darauf hinausläuft, Kriege zu führen, in denen das Blut der Armen vergossen wird, die nicht wissen und nicht begreifen, wofür sie kämpfen! — Es ist ein ödes, ermattendes Leben, ein ewiges Einerlei, das Körper und Geist lahm und stumpf macht."

„Eure Majestät sollten eine Jagd befehlen," sagte Lebel, — „eine Partie nach Marly vielleicht —"

„Marly, Trianon — Trianon, Marly," sagte der König, leicht gähnend, „das sind die immer gleichen Endpunkte des goldenen Gefängnisses, in welchem ich mich bewege! — Und dabei fühle ich," fuhr er traurig fort, „daß nicht Alles ist wie es sein sollte, — meine Finanzen sind erschöpft, — meine Armeen werden geschlagen, — aber wie, — wie soll ich helfen?"

Lebel stand in seiner demüthig gebückten Stellung schweigend da, — er war an solche Anwandlungen von Ueberdruß und Verstimmung bei seinem Herrn gewöhnt und hatte, sobald der König dabei das Gebiet der Politik berührte, den Grundsatz, schweigend zuzuhören, da er sich zur festen Regel gemacht, dieß gefährliche Gebiet auf das Sorgfältigste zu vermeiden.

„Zuweilen," sprach der König weiter, „tauchen wohl große Ideen in mir auf, wie sie viele meiner Vorfahren auf dem Throne von Frankreich in sich trugen und durchführten, — aber ach — das ist hier ja Alles so geordnet und festgestellt, — das bewegt sich in so geraden, scharf vorgezeichneten Linien vorwärts, daß ich nichts thun kann, als Alles gehen lassen, wie es eben geht! Der große König, der mir den Thron hinterließ, da sich noch ein unmündiges Kind war, hat diesen Thron umgeben mit jenem gleichmäßig und unabänderlich sich bewegenden Räderwerk der Etikette, in dessen Mitte ich dastehe, getrennt von der Welt, ohnmächtig, den

Bann zu brechen, der mich einſchließt, — von Marionetten umgeben, ſtatt von Menſchen! O ich bin müde — müde — ſehr müde!"

Lebel ſtand immer ſchweigend und unbeweglich da, nur legte er ſein Geſicht in die Falten, welche ihm zu der Stimmung des Königs zu paſſen ſchienen.

Der König leerte ſeine Taſſe.

„Nimm das fort, Lebel," ſagte er, — „die Stunde der Vorträge iſt da," fügte er ſeufzend hinzu.

Lebel nahm ſchnell die Maſchine und die Taſſe und verſchwand leiſe, wie ein Schatten über das Parket hingleitend.

Der König ſtand auf und ging mit großen Schritten auf und nieder.

„Choiſeuil!" ſagte er, — „er iſt nicht ganz wie die Anderen, — er hat Gefühl für Frankreichs Größe, — er hat Gedanken, die in meinem Geiſte Wiederhall finden, — aber er iſt der Gegner Roms, — er will Frankreich loslöſen von der Herrſchaft der Kurie, ich verſtehe das wohl und mein Gefühl gibt ihm Recht, — aber mein Beichtvater ſagt mir und beweist mir mit Geiſt und Scharfſinn, daß die Zügel dieſer römiſchen Herrſchaft allein das Volk zurückhalten können von aufrühreriſcher Erhebung gegen den Thron, — und möchte ich dem Einen folgen, ſo kann ich doch auch des Andern Gründe nicht widerlegen! Und dann," ſagte er leiſe, zuſammenſchaudernd, — „ich habe viel geſündigt, — alle Menſchen ſündigen, — wenn die Kirche die Macht hat, die ewigen Strafen zu mildern, — der Tod — die Ewigkeit,

— entsetzliche Worte, die mich so eisig anwehen mit ihrem kalten Hauch —"

Er starrte düster vor sich nieder.

„Ich bin allein —" sagte er, — „immer allein, — ich sterbe ab in dieser Einsamkeit wie ein verdorrender Baum, ohne Blüte und Frucht! — Die Marquise, — sie unterhält mich, — sie ist mir eine angenehme Gesellschaft, — aber liebt sie mich? — Würde sie mich lieben, wenn ich nicht der König wäre? — Liebt mich irgend Jemand? — O mein Gott," rief er im Ton inbrünstiger Bitte, — „gib mir einen Menschen, einen freien Geist, ein starkes, muthiges Herz, und sollte ich meine königliche Macht mit ihm theilen, wie mein Ahnherr Ludwig mit seinem großen Minister, — gib mir einen Richelieu!"

„Der Herzog von Richelieu!" rief der Huissier, die Thür des königlichen Zimmers öffnend, und der Marschall, ganz lächelnd, die Augen funkelnd von Lebenslust und Bosheit, näherte sich mit tiefer Verbeugung dem König, der bei der Nennung dieses Namens, der so merkwürdig mit seinen Gedanken zusammenfiel, betroffen stehen blieb und leise zu sich selber sprach:

„Ist das die Stimme des Schicksals? Sollte Dieser mir werden können, was der große Kardinal meinem Ahnherrn war?"

Er neigte leicht den Kopf gegen den Herzog und setzte sich wieder in seinen Lehnstuhl, indem er im Tone freundlicher Vertraulichkeit sagte:

„Guten Morgen, Richelieu! — Ich habe Dich heute noch nicht gesehen — Du versäumst mein Lever? — Willst Du Einsiedler oder Philosoph werden?“

„Noch nicht, Sire,“ erwiederte Richelieu lachend, — „noch bin ich nicht alt genug dazu, — nur um für meinen König zu wirken, seine Wünsche zu erfüllen, habe ich mich seines Anblickes beraubt, — doch Eure Majestät scheinen verstimmt — traurig — darf ich fragen, welche Wolke die Blicke verdunkelt, aus denen Frankreich Sonnenschein und Licht empfängt?“

„Ich langweile mich, Richelieu,“ sagte der König gähnend, — „ich langweile mich entsetzlich — und das macht mich traurig, — sehr traurig! Ist man darum König von Frankreich, um sich zu langweilen, — um in trostlosem, vegetirendem Dasein hinzusiechen? — O, dann möchte ich lieber ein armer Edelmann sein, dem das erwachende Licht des Tages eine Hoffnung, einen Wunsch in's Herz leuchtet, und den die Nacht freundlich umfängt mit dem süßen Gefühl, eine Arbeit gethan, ein Ziel erreicht zu haben! Mich umgibt die graue, kalte Dämmerung des ewigen Einerleis! — O Richelieu, es war doch besser, — viel besser und schöner, als wir jung waren, — als Du noch Fronsac warst und noch nicht Marschall und Pair von Frankreich, — damals lebten wir noch, — wir hofften und träumten, — wünschten und strebten —“

„Und liebten, Sire,“ fiel Richelieu ein, — „die Liebe umfaßt Hoffnung und Traum — Wunsch und Streben, —

sie bringt ewig neuen Reiz in das Leben und erfüllt das graue Einerlei der Tage mit goldenem Licht und süßer Wärme —"

„Ja, ja, Richelieu," seufzte der König, — „das ist wahr, — die Liebe war es, die uns frisch und heiter machte, — aber das ist vorbei, — lange vorbei, — die Asche brennt nicht mehr, — und wenn sie zuweilen erglüht, so entsteigt ihr doch nimmermehr die fröhliche, helle Flamme mit ihrem reinen, heitern Spiel."

„Vielleicht, Sire," sagte Richelieu, sich auf die Lehne des königlichen Sessels stützend, „weil sich die richtige Hand nicht fand, um diese Flamme zu entzünden. Die Fackel des lieblichen Gottes brennt nicht in jeder Hand in ihrem reizenden Zauberlicht! — Fast schien es mir vor einigen Tagen, als hätten die Grazien ihren holdesten Zauber über ein Wesen ausgegossen, um ihm die Macht zu geben, das schöne Feuer von Neuem in Eurer Majestät Herz zu ergießen — wie einst in den vergangenen Tagen — als ich noch Fronsac war — und als der König von Frankreich sich noch nicht langweilte."

„Was meinst Du, Richelieu?" fragte der König aufhorchend.

Ein Blitz des Triumphs sprühte in den listigen Blicken des Herzogs auf, und sich näher zum Ohr des Königs herabbeugend, sagte er:

„Eure Majestät sprachen in so entzückten Ausdrücken von dem Fräulein von Beaumont, der jungen Nichte der alten Herzogin von Guéménée, — und ich sah in Ihren Augen,

Sire, etwas von jener Flamme leuchten, die einst das Herz der Gräfin von Mailly und der Herzogin von Chateauroux entzündete, — von jener Flamme, die aus keiner Asche emporsteigen kann, — mir wollte es scheinen, daß in Eurer Majestät Brust noch nicht Alles Asche sei —"

„Nicht wahr, Richelieu," rief der König lebhaft, „sie ist sehr schön, — diese kleine Louise —"

„Ah — er sagt Louise," flüsterte Richelieu.

„Sie ist so frisch und duftig," fuhr der König fort, „wie eine Blume des Waldes, — so anders wie diese Damen des Hofes, — ja, als ich sie sah, als ich den Ton ihrer reinen Stimme hörte, da durchschauerte es mich einen Augenblick wie ein Hauch der Jugend, — so muß dem winterlich entlaubten Stamm zu Muthe sein, wenn ein Sonnenstrahl über ihn hingleitet und tief durch sein erstarrtes Mark einen Traum zittern läßt von grünen Blättern, von Knospen und Blüten," — er seufzte tief und sank abgespannt in seinen Stuhl zurück, — „aber, — mein Gott, das war eben ein Traum, — lassen wir das, — die Zeit ist vorbei, in der solche Träume Wirklichkeit wurden, — wenn wir auch noch zuweilen lieben möchten, Richelieu, — man liebt uns nicht mehr —"

„Verzeihen Eure Majestät," fiel Richelieu ein, — „fast möchte ich lachen, — dieß Wort im Munde des Königs von Frankreich, — des ritterlichsten und liebenswürdigsten Kavaliers seines Reiches —"

„Du bleibst immer jung, Richelieu," sagte der König traurig, „aber ich werde alt, — sehr alt —"

„Das findet Fräulein von Beaumont nicht," bemerkte Richelieu in trockenem Tone.

„Du haſt ſie geſehen?" rief der König, ſich lebhaft aufrichtend und den Kopf nach dem Herzog umwendend, — „ſie hat von mir geſprochen?"

„Ich bin ein alter Freund der Herzogin von Guéménée," erwiederte Richelieu langſam und ruhig, indem er den König von der Seite beobachtete, „ich kultivire immer ein wenig die alten Damen des Hofes, wie die Egypter die giftigen Schlangen anbeteten, — und Fräulein von Beaumont hat großes Vertrauen zu mir —"

„Und ſie hat von mir geſprochen?" unterbrach ihn der König ungeduldig.

„Ich wollte, daß Eure Majeſtät ſie hätten hören können, ſo voll Entzücken, voll Begeiſterung ſtrömten die Worte von den Lippen dieſes ſonſt ſo ſchüchternen, zurückhaltenden Kindes, — Eure Majeſtät haben Fräulein von Beaumont mit einer Blume des Waldes verglichen, — nun, Sire, — dieſe verborgene Blüte, im ſchattigen Dunkel erwachſen, öffnet ihren Kelch mit ſüßem, berauſchendem Duft dem Flammenſtrahl der Sonne, der ſie getroffen hat."

Der König ſtand ſchnell auf und ergriff Richelieu's Hand:

„Erzähle, Armand, erzähle mir, was ſie geſagt, — wie ſie es geſagt —"

„Ludwig von Frankreich," ſagte Richelieu halb ehrerbietig, halb ſpöttiſch, „war es ſonſt nicht gewohnt, ſolche Worte durch Vermittlung eines Dritten zu hören, — ſprechen

Sie selbst mit ihr, Sire, — sie ist freilich sehr schüchtern, — sie will den Hof fliehen, — vielleicht fürchtet sie ihr eigenes Herz und will sich vor sich selber schützen, — aber Eurer Majestät Gegenwart — Ihr Blick, Ihre Worte — diesen Strahlen wird die süße Blume nicht widerstehen!"

„Du glaubst also," rief der König, zitternd vor Erregung, — „Du glaubst wirklich, daß sie mich lieben könnte, — lieben, wie man" — seufzte er — „einst uns liebte, — daß sie mich lieben könnte, nicht weil ich der König bin, weil ich Gold und Juwelen über sie ausschütten kann —"

„Ich glaube, daß sie Eure Majestät liebt," sagte Richelieu zuversichtlich, — „und daß es nur an Ihnen ist, Sire, ihr das holde Geständniß zu entreißen —"

„O, Richelieu, ich werde wieder jung, — das Leben erglüht noch einmal in meiner Brust, — wir werden wieder wünschen und hoffen wie einst, — ich werde mich nicht mehr langweilen, — ah, ich wußte, daß Du mir etwas Gutes bringen würdest! — Aber, — wie soll ich mich ihr nahen? — ich sehe sie fast nie, — die Herzogin, ihre Tante, hält sich zurück, sie erscheint nur bei Hof, wenn sie es nicht vermeiden kann —"

„Die Herzogin haßt die Marquise," fiel Richelieu ein, — „den Herzog von Choiseuil," fuhr er seufzend fort, „wie so viele treu ergebene Diener Eurer Majestät, — wenn sie nicht befürchtete, stets die Marquise und den Herzog von Choiseuil am Hofe zu begegnen, so würden Eure Majestät sie öfter sehen, — die Herzogin ist eine Freundin des Pater Linière,

des frommen Beichtvaters Eurer Majestät, — der ebenfalls die Marquise nicht liebt und Choiseuil für das Unglück Frankreichs hält —"

„Richelieu, — Richelieu," sagte der König verstimmt, „Du sprichst von Politik, — während Du doch die Zeiten der Liebe wieder heraufbeschwören wolltest, — die rosige Lichtwolke verfliegt — und der graue Nebel steigt wieder auf —"

„Gott bewahre, Sire," rief Richelieu ganz heiter und lächelnd, — „ich denke nicht an die Politik und will ihr fern bleiben, — wenn ich sie erwähnte, so geschah das nur, weil diese traurige Politik von dem Herzen meines Königs das Glück fern hält —"

„Du glaubst also, Armand, — Du glaubst, daß die Herzogin, — daß die kleine Louise — die Marquise nicht liebt —"

„Die Marquise, Sire," sagte Richelieu gleichgültig, — „oder Choiseuil, — oder die Politik, welche die Marquise befiehlt, — und welche Choiseuil ausführt —"

„Ich befehle die Politik," rief der König, sich mit Hoheit aufrichtend, — „ich bin Frankreich, — und ich kann sie ausführen lassen, von wem ich will, — von jedem Andern, — von Dir, Richelieu, so gut wie von Choiseuil; was würdest Du mir rathen? — man drängt mich —"

„Ich beschwöre Eure Majestät," rief Richelieu abwehrend, — „lassen wir die Politik, — verscheuchen Sie nicht selbst die goldene Wolke, welche sich auf Ihr Haupt herabsenkt; — bei den großen Entrées vor der Messe wird die Herzogin erscheinen, — die Herzogin mit ihrer Nichte —"

„Sie wird kommen, Richelieu," sagte der König entzückt, — „ich werde sie sehen? — o ich bin unruhig, — bewegt, — wie seit lange nicht, — ich langweile mich nicht mehr —"

Der Huissier öffnete die Thür mit den Worten:

„Der Pater Linière!"

Der Beichtvater des Königs in der einfachen schwarzen Tracht des Ordens der Gesellschaft Jesu näherte sich mit langsamen, gemessenen Schritten, das Haupt leicht geneigt, und verbeugte sich ruhig und würdevoll vor dem König.

Er mochte fünfzig Jahre alt sein, sein Gesicht war bleich, streng und ernst und erinnerte an die alten Porträts der Ordensgenerale, alle Leidenschaften hatten diesem Gesicht ihre Züge eingegraben, aber man sah, daß sie alle gebändigt waren unter der Herrschaft eines ehernen Willens. Die dunklen Augen blickten, trotz der demüthigen Haltung des Paters, frei, kühn und gebietend, und die Stirn erhob sich, wie aus Marmor gemeißelt, hoch gewölbt unter kurzen dunklen Haaren. Nachdem er sich vor dem König verneigt, begrüßte er Richelieu mit einem Blick, in dem eine Frage zu liegen schien, der Herzog neigte leicht den Kopf wie zum Zeichen zustimmender Bejahung.

Der König hatte noch einen Augenblick wie träumend dagestanden, dann wendete er sich zu seinem Beichtvater:

„Ah, sieh' da, mein ehrwürdiger Pater, — ich habe soeben Richelieu erzählt, wie ich mich entsetzlich gelangweilt, meine Seele und mein Gewissen befinden sich also gewiß

sehr wohl, denn die Langeweile ist ein Schlaf der Seele, — und wer schläft, der sündigt nicht."

„Der Ton," erwiederte der Pater ernst und ruhig, „in welchem Eure Majestät von dem Heil Ihrer Seele und von der Ruhe Ihres Gewissens sprechen, beweist mir, daß Ihre Seele und Ihr Gewissen krank sind, — wie das zu meiner tiefen Betrübniß auch nicht anders sein kann —"

„Aber ich sage Ihnen, Pater, daß ich mich gelangweilt habe, immer gelangweilt habe, — wo bliebe mir da die Zeit zur Sünde!"

„Und ist es nicht eine Sünde," sprach der Pater streng, „wenn der König von Frankreich sich langweilt? — der König von Frankreich, der tausend Pflichten zu erfüllen hat, — ist es nicht eine Sünde, wenn er die Sorge für die Größe seines Reiches und das Wohl seiner Unterthanen anderen Händen überläßt, — Händen, die —"

„Immer wieder dieselben Ermahnungen," unterbrach ihn der König mit leichter Ungeduld, — „was hat Ihnen die Marquise gethan, Pater? — sie ist eine gute Katholikin, — sie will sich mit Ihrem Orden aussöhnen — sie will den Pater de Sacy zu ihrem Beichtvater wählen —"

„Der erste Schritt zum Heil," sagte der Pater kalt, „den die Marquise thun kann, Sire, muß der sein, daß sie sich von diesem Hofe zurückzieht, an welchem sie aller Welt ein Aergerniß gibt, an welchem sie einen Platz einnimmt, der ihr nicht gebührt, — daß sie von Eurer Majestät sich trennt —"

„Aber mein Gott, Pater, — die Marquise liebt mich, — sie ist meine aufrichtige, meine treue Freundin, — Sie wissen, daß die Königin mich kalt zurückstieß, — soll ich verurtheilt sein, einsam, ohne Freundschaft, ohne Liebe durch das Leben zu gehen?“

„Die Kirche,“ sagte der Pater, „hat Milde und Verzeihung für die Verirrungen des Herzens, wenn das irrende Herz sich demüthig beugt und die Gnade und Vergebung anruft, — wie es einst die fromme Herzogin von Lavallière that, — aber diese Marquise thut das nicht, sie geht stolzen, übermüthig erhobenen Hauptes einher, — sie begnügt sich nicht, dem Herzen Eurer Majestät eine liebevolle Freundin zu sein, — sie streckt ihre Hand aus nach der Krone und dem Szepter, — sie will Frankreich regieren — sie will das Reich des ältesten Sohnes der Kirche dem Geiste dieser dem Abgrund entstiegenen Philosophie überliefern, sie schützt diesen Choiseuil, der die Macht des weltlichen Staates der heiligen Herrschaft der Kirche entgegenstellt, — das, Sire, ist die Sünde, welche dieser Frau nicht verziehen werden kann, — die Sünde, an welcher Eure Majestät Theil haben und gegen welche mein mahnendes Wort zu erheben ich niemals müde werden darf.“

„Sie sind streng, Pater!“ sagte der König, der einen Augenblick sinnend geschwiegen hatte. — „Und wenn ich nun eine Freundin fände, — wie es die Lavallière meinem Großvater war, eine Blume, die mein Leben verschönte, die süß still an meinem Herzen blühte, die ihren zarten Kelch

nicht erhöbe in jene Regionen der brennenden, versengenden Strahlen der Politik, — würden Sie dann ebenso streng sein, — oder würden Sie meinem Herzen sein stilles, duftiges Glück gönnen?"

„Der gebeugten Stirn, Sire," sprach der Pater in milderem Ton, „spendet die Hand der Kirche nur Gnade, Duldung und Verzeihung, — auf den stolz erhobenen Scheitel aber schleudert sie den Strahl der Strafe und Verdammniß."

„Du hörst es, Richelieu!" sagte der König leise zu Richelieu.

„Ich höre, Sire," flüsterte Richelieu, — „das Glück, — die Jugend — und die Absolution der Kirche!"

„Eure Majestät haben mich streng genannt," fuhr der Pater fort, — „und doch bin ich es noch nicht so, wie ich es sein sollte, — noch nicht so, wie viele andere fromme und Eurer Majestät treu ergebene Personen, die es tief und schmerzlich empfinden, daß diese aus dem Nichts emporgestiegene Marquise Frankreich beherrscht und hochmüthig herabblickt auf den alten Adel dieses Landes. Heute noch hörte ich die schmerzlichen Klagen einer alten Dame, die ich hoch verehre —"

„Glauben Sie, Pater," fiel der König lachend ein, „daß Frankreich besser regiert werden würde, wenn sich die alten Damen um meine Angelegenheiten kümmern?"

„Die Herzogin von Guéménée," fuhr der Pater ruhig weiter sprechend fort, „der ihr Name und die Geschichte ihres Geschlechts wohl das Recht gibt, über das Schicksal Frank-

reichs zu ſprechen, hat mir unter bitteren Thränen ihren Schmerz geklagt über den tiefen Verfall Frankreichs, den die Herrſchaft der Marquiſe und ihres Miniſters immer ſchneller und ſchneller herbeiführt —"

„Noch herrſche ich in Frankreich, Herr Pater," rief der König, ihn unterbrechend, „und ernenne meine Miniſter! — ich werde darüber nachdenken, was Sie mir geſagt, — ich werde prüfen —"

„Der Herr Herzog von Choiſeuil!" meldete der Huiſſier, die Thür öffnend.

Achtes Kapitel.

Der Herzog von Choiseuil nahm einem Sekretär, der ihm bis zur Thür gefolgt war, ein großes Portefeuille ab, trat stolz erhobenen Hauptes mit ruhigen, sicheren Schritten zum König heran und verbeugte sich tief, ohne daß er den Herzog von Richelieu und den Pater zu beachten schien.

Ludwig XV. schien durch den Eintritt seines Ministers peinlich berührt, er nickte leicht mit dem Kopf und sprach in einem Ton, aus dem seine Verstimmung hervorklang:

„Nun, Herzog, — Sie bringen mir die Politik, — diese ewige Feindin meiner Ruhe, — machen Sie es gnädig, ich möchte heut einmal einen freien Athemzug thun, ein wenig meine Brust ausdehnen in lichter, reiner Lebensluft, — mischen Sie nicht zu viel von den Nebeln der Politik in diese Luft —"

„Der Adler, Sire," sagte Choiseuil, der den Unmuth des Königs nicht zu bemerken schien, „sieht die Wolken unter sich, wenn er die Gipfel der Berge im reinen Sonnenlicht umkreist, — die Nebel der Politik können nicht den Licht-

kreis verdunkeln, aus welchem des Königs Blick auf das Leben der Völker herabfällt — doch will ich Eurer Majestät Zeit nicht lang in Anspruch nehmen —"

Der König ließ sich seufzend in seinen Lehnstuhl sinken und sagte:

„Nun, so beginnen Sie, Herzog! — Auf Wiedersehen, Richelieu, — Du darfst bei dem Empfang vor der Messe nicht fehlen, — ich bedarf Deiner und habe noch mit Dir zu sprechen!"

Er reichte Richelieu die Hand, dieser berührte sie mit den Lippen und ging hinaus.

Choiseuil öffnete seine Mappe und sah erstaunt den Pater Linière an, welcher unbeweglich hinter dem König stehen blieb.

„Nun, Herzog, — ich höre!" rief der König.

„Sire," — sagte Choiseuil zögernd, indem er fragend auf den Pater blickte.

„Der Pater Linière ist mein Beichtvater," sprach der König, ohne sich aufzurichten und den Herzog anzusehen, — „ich habe keine Geheimnisse vor ihm, — wer mein Herz und mein Gewissen leiten soll, darf auch meine Gedanken und meine Entschlüsse kennen."

„Ich weiß nicht, Sire," bemerkte Choiseuil in gereiztem Ton, „ob der Herr Pater seine Sorge dem Glück und der Größe Frankreichs mit eben so viel Eifer zu widmen Zeit findet, als dem Gewissen Eurer Majestät —"

„Ich habe nicht gelernt," fiel der Pater kalt ein, „zwischen

dem Wohl des Königs und dem des Landes zu unterscheiden."

„Ich bitte Sie, Herr Herzog," sagte der König ungeduldig, — „beginnen wir, — der Hof ist versammelt, — die Zeit des Empfangs naht —"

Er blickte unruhig nach der Thür und trat mit der Spitze seines Fußes mehrmals schnell hintereinander auf das Parket.

Der Herzog nahm ein Papier aus seiner Mappe und sprach:

„Ich habe Eurer Majestät den Entwurf des Vertrages mit Oesterreich vorzulegen, dessen Bedingungen Sie auf meinen Vorschlag zu genehmigen geruhten, — wenn Eure Majestät die Gnade haben wollen, den Entwurf zu unterzeichnen, so kann der Abschluß dieses für Frankreich so wichtigen Vertrages in kürzester Frist erfolgen."

Er reichte dem König das Papier. Dieser nahm es, ließ seine Blicke flüchtig darüber hingleiten, legte es dann auf den Tisch neben sich und fragte:

„Haben Sie noch Anderes, Herr Herzog?"

„Die anderen Sachen sind nicht eilig, Sire," antwortete Choiseuil, „ich will Eurer Majestät Zeit heute nicht weiter in Anspruch nehmen, — wenn Sie nur die Gnade haben wollen, Ihren Namen unter diesen Entwurf zu setzen, — der Kurier ist bereit, um denselben nach Wien zu bringen."

„Ich bin heut etwas unruhig," sagte der König, — „verstimmt, — wir haben so wenig Zeit, — der Hof wartet, — ich muß den Entwurf noch genauer und ruhiger lesen,

— lassen Sie mir das Blatt hier, — oder bringen Sie es mir morgen wieder mit, — wir wollen dann weiter darüber sprechen —"

Er stand ungeduldig auf und gab dem Herzog das Papier zurück.

„Aber, Sire," bemerkte dieser, — „die Sache ist von der höchsten Wichtigkeit, — der Kurier steht bereit, wie ich Eurer Majestät unterthänigst zu bemerken die Ehre hatte —"

„Der Kurier wird wohl warten können!" rief der König, den Kopf emporwerfend, — „morgen, Herzog — morgen werden wir weiter darüber sprechen, — der Hof ist versammelt — man wartet —"

„Sollte der Hof nicht warten können, Sire, bis Eure Majestät sich mit Frankreich beschäftigt haben?" fragte Choiseuil mit scharfer Betonung.

Der Pater Linière, der schweigend zur Seite gestanden hatte, begriff, daß er dem König zu Hülfe kommen müsse. Er trat zwischen den Herzog und den König und sprach:

„Der Herr Herzog vergißt, daß Eure Majestät zur Messe gehen wollen."

Choiseuil blickte den Pater betroffen an.

„Es handelt sich um das Bündniß mit Oesterreich," sagte er, — „das ja allen Freunden des ehrwürdigen Paters so sehr am Herzen liegt —"

„Der Pater hat Recht," rief der König schnell einfallend, indem er sich erhob, „der Dienst des Himmels geht allen

weltlichen Dingen vor, — ich darf die Messe nicht warten lassen — also morgen, Choiseuil, morgen!"

Er bewegte die Glocke. Der Kammerdiener Lebel trat ein.

„Oeffne, Lebel — der Hof soll eintreten, ich will zur Messe gehen!"

Lebel öffnete die Flügelthüren, man sah die große Galerie angefüllt mit den Herren und Damen des Hofes, eine Versammlung des Höchsten und Vornehmsten, was es in dem großen Frankreich gab — eine Welt von Sternen, blauen Bändern und Diamanten.

In dem Augenblick, als die Thüren sich öffneten, drängte diese glänzende Menge in das Zimmer des Königs, Gaston von Aurigny, der den Dienst der Wachen führte, trat in dienstlicher Haltung seitwärts neben den Eingang, der Herzog von Ayen, der oberste Ceremonienmeister, des Königs Jugendfreund, der sich allen politischen Intriguen fern hielt und darum niemals von jenen vorüberziehenden Wolken der Ungnade und Verbannung beschattet wurde, welche sein Genosse Richelieu so häufig über sein Haupt hinziehen sah, näherte sich Seiner Majestät, um der Etikette gemäß das Gebetbuch zu überreichen.

Der König wendete sich um und grüßte mit der Hand, während er suchend diese Reihe von gebeugten Köpfen überblickte.

Bald schien er gefunden zu haben, was er suchte, — er erblickte die Herzogin von Guémenée und ihre schöne Nichte, das Fräulein von Beaumont, welche Richelieu plaudernd und

lachend bis ganz in die Nähe des Königs führte, ohne sich um die zornigen Blicke Derjenigen zu kümmern, welche er bald mit einem artig entschuldigenden Scherzwort, bald mit hochmüthiger Gleichgültigkeit zur Seite schob, um den Weg für die Damen frei zu machen.

„Ich danke, Ayen, — ich danke," sagte der König, indem er das Gebetbuch aus den Händen des Herzogs nahm, — „was können wir heut unternehmen, — was schlägst Du vor?"

„Eure Majestät haben gestern gesagt, — eine Fahrt nach Marly vielleicht —"

„Nach Marly," seufzte der König, — „ewiges Einerlei, — doch ja — das ist es, — wir werden nach Marly gehen, — in ganz kleiner Gesellschaft, — Du, — Richelieu, — — die Herzogin von Guéménée —"

Der Herzog von Ayen fuhr fast erschrocken zurück, als er den Namen dieser so frommen und von dem intimern Leben des Hofes so zurückgezogenen Dame hörte. Er glaubte nicht recht verstanden zu haben und wiederholte fragend:

„Die Herzogin von Guéménée, Sire?"

„Eine vortreffliche Dame," sagte der König rasch und bestimmt, — „mit ihrer Nichte, Fräulein von Beaumont."

Der Herzog von Ayen konnte sich nicht von seinem Erstaunen erholen.

„Und die Frau Marquise?" fragte er.

„Die Marquise," sagte der König, wie es schien unan-

genehm betroffen, — „sie ist nicht hier?“ fuhr er umherblickend fort, — „sie scheint nicht wohl zu sein —“

„Hier ist die Frau Marquise, Sire,“ fiel der Herzog ein, auf einen Seiteneingang deutend, der zu den Gemächern der begünstigten Freundin Seiner Majestät führte und aus welchem in der That soeben die Marquise von Pompadour mit etwas unmuthig bewegtem Gesicht hervortrat.

Der König seufzte, doch erwiederte er artig den Gruß der sich tief verneigenden Marquise und sagte mit kalter Höflichkeit:

„Ah, Frau Marquise, — ich fürchtete, Sie möchten leidend sein, — Sie müssen Ihre Gesundheit in der That schonen —“

„Eure Majestät sind zu gnädig,“ erwiederte die Marquise betroffen über diesen Ton, „ich habe mich einen Augenblick verspätet, um Ihnen meine Ehrfurcht zu bezeigen,“ — sie trat näher zum König und sprach mit etwas gedämpfter Stimme: „ich habe wieder eine Sammlung jener empörenden, frechen Karrikaturen erhalten, welche meine Feinde nicht müde werden gegen mich zu verbreiten und welche auch Eurer Majestät erhabene Person nicht schonen —“

„Ah, das wird sehr amüsant sein,“ fiel der König zerstreut ein, — „Sie werden mir die Bilder zeigen, Marquise —“

„Meine Entrüstung, Sire,“ fuhr die Marquise fort, „über diese hämischen Angriffe ist um so größer, als ich bestimmte Anzeichen erhalten habe, daß der Griffel zu diesen

boshaften Zeichnungen von derselben Hand geführt wird, welche überall gegen uns arbeitet und welche dem Mörder Damiens das Messer reichte, — die Patres von der Gesellschaft Jesu — denen ich soeben noch die Hand zur Versöhnung geboten —"

„Ich weiß nicht, Frau Marquise," sagte der König ungeduldig, „warum auch Sie die frommen und harmlosen Patres mit Allem in Verbindung bringen, was Unangenehmes vorfällt — es ist als ob ich Choiseuil höre, — — wir werden weiter darüber sprechen — Sie werden mir die Bilder zeigen — jetzt vor der Messe lassen wir die weltlichen Dinge —"

Die Marquise verneigte sich und sprach in leicht gereiztem Ton:

„Ich hatte Eurer Majestät noch eine kleine Unterhaltung vorbereitet, — eine Ueberraschung, von der ich hoffte, daß sie Ihnen Freude machen würde, — ein Maskenball in meinen Appartements, bei welchem Eure Majestät unerkannt den Hof beobachten könnten —"

„Vortrefflich, Marquise," rief der König lebhaft, — „eine ausgezeichnete Idee," — er stockte, „aber meine Partie nach Marly mit dieser kleinen reizenden Louise," flüsterte er vor sich hin, — „doch, — dieß ist vielleicht noch besser — die Gelegenheit ist so günstig wie keine andere, — eine ganz ausgezeichnete Idee, Marquise," sprach er laut — „ich werde kommen, — aber ganz unerkannt, — ich danke Ihnen — Sie wissen immer eine neue und reizvolle Unterhaltung zu finden."

Er grüßte sie artig und wendete sich zur Herzogin von Guéménée, während die Marquise zu Choiseuil trat, der ernst und finster zur Seite stand.

„Ich freue mich, Frau Herzogin," sagte der König verbindlich, „Sie seit lange wieder hier zu sehen, — ich habe lebhaft Ihre Zurückgezogenheit bedauert."

„Eine alte Frau, wie ich, Sire," erwiederte die Herzogin, „stirbt für die Welt ab und muß sich allmälig für den Himmel vorzubereiten suchen."

„Der Himmel," sprach der König hastig weiter, „kann einer so frommen und würdigen Dame, wie Sie, Frau Herzogin, seine Gnade nicht versagen, — aber wenn man eine so junge und reizende Nichte hat, so darf man sich der Welt nicht entziehen," — er wendete sich zu Louise, welche schüchtern herantrat. — „Nicht wahr, Fräulein von Beaumont, Sie wissen der Herzogin keinen Dank dafür, daß sie sich von der Welt und der Gesellschaft zurückzieht — und alle Herzen, die Ihnen entgegenschlagen, zur harten Entbehrung Ihres Anblicks verurtheilt," fügte er leiser mit feurigem Ton hinzu.

„Ich bin in ländlicher Einsamkeit aufgewachsen, Sire, — ich fühle mich fremd und befangen in dieser glänzenden Gesellschaft des Hofes," sagte Louise mit niedergeschlagenen Augen.

„Fremd, mein Fräulein," rief der König, „Sie, die bestimmt sind, die herrlichste Blume dieser Gesellschaft zu sein, — Sie, vor deren Schönheit und Anmuth sich Alles neigt,

— Alles, mein Fräulein, — und die höchsten Häupter zuerst, — Sie, die nur wünschen dürfen, um jeden Wunsch erfüllt zu sehen, — nur die Hand erheben dürfen, um zu gebieten?"

„Eure Majestät verspotten mich," sagte Louise ganz zitternd, — „wie könnte —"

„Ich spotte nicht," fuhr der König in immer wärmerem Tone fort, — „ich sage die Wahrheit, — die Wahrheit, die ich selbst am tiefsten empfinde, — Sie gebieten über mich, mein Fräulein, und die Gebieterin des Königs, denke ich, sollte an diesem Hofe sich als Herrin fühlen."

Er trat noch näher zu ihr und versuchte, in ihre Augen zu blicken, welche sie sinnend und verlegen niederschlug. Sie nahm die Worte des Königs nur für den Ausdruck eines allgemeinen huldvollen Wohlwollens und dachte ganz glücklich darüber nach, wie sie diese gütige Gesinnung für die Wünsche ihres Herzens benützen könne.

„Nun, mein Fräulein?" fuhr der König fort, als Louise noch immer schweigend zu Boden blickte, — „Sie antworten nicht, — was drückt, was bekümmert Sie? Haben Sie eine Sorge, einen Wunsch? — es gibt wenig Wünsche, die der König von Frankreich nicht erfüllen könnte, — glauben Sie — ich bitte, an meine Freundschaft, und geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen meine Gefühle zu beweisen."

„Die Gelegenheit kommt nicht wieder," dachte das junge Mädchen, — „die Gunst der Könige, sagt man, ist schnell vergänglich," — sie nahm allen Muth zusammen und sprach

mit unsicherer Stimme, ohne daß sie es wagte, den Blick zum König zu erheben:

„Da Eure Majestät so gnädig für mich sind, darf ich es wagen zu sprechen — ja, Sire, — ich trage einen Wunsch im Herzen —"

„Sie machen mich glücklich," rief der König, — „schnell sprechen Sie, — ich beklage jede Minute, welche die Erfüllung Ihres Wunsches verzögert —"

„Nicht der Glanz des Hofes reizt mich, Sire," sagte Louise stockend und schwerathmend, während dunkle Glut ihr Gesicht überströmte, — „meine Sehnsucht zieht mich zu stillem, ruhigem Glück, — ich bitte Eure Majestät nur um Ihr gnädiges Fürwort bei meiner Tante, mich verheirathen zu dürfen."

Der König fuhr zurück.

„Verheirathen, mein Fräulein!" rief er, auf's Höchste verwirrt, — „das ist eine ernste Sache, — eine sehr ernste Sache, — ich weiß in der That nicht — wie könnte ich — und wo fände sich eine Partie, die Ihrer würdig wäre —"

„Der Chevalier von Aurigny, Sire," rief Louise, deren Muth wuchs, nachdem das erste Wort gesprochen war, — „er ist ein braver Edelmann, der hinter Niemand zurücksteht," fügte sie in kindlicher Naivität hinzu.

„Der Chevalier von Aurigny?" fragte der König, der sich über diese so ganz unerwartete Wendung der Unterhaltung kaum zu fassen wußte.

„Der Chevalier von Aurigny, mein Vetter," erwiederte Louise, — „Offizier bei den grauen Musketieren —"

„Bei den grauen Musketieren," wiederholte der König, mechaniſch die letzten Worte nachſprechend, — „in der That, mein Fräulein," ſagte er kalt und kurz, — „Sie überraſchen mich — wir werden weiter darüber ſprechen — ich werde darüber nachdenken."

Er wendete ſich ab und gab Richelieu, der wartend in der Nähe ſtand, einen Wink mit den Augen, während Louiſe ganz erſchrocken über den plötzlich veränderten Ton des Königs zurücktrat und ſich ängſtlich fragte, wodurch ſie die Huld Seiner Majeſtät verſcherzt haben könne.

Richelieu eilte zum König heran und ſprach mit gedämpfter Stimme:

„Nun, Sire, — ſind Eure Majeſtät mit mir zufrieden? — die Herzogin iſt hier — Sie haben Fräulein von Beaumont geſprochen —"

„Sie iſt ſchöner und anmuthiger als je," ſagte der König, — „die Marquiſe hat die vortreffliche Idee gehabt, einen Maskenball zu arrangiren, — dort würde ich ſie ſehen — ſie ungeſtört ſprechen können, — aber," fuhr er fort, indem er den Marſchall mit ganz verſtörten Blicken anſah, — „Richelieu — denke Dir um Gottes willen — ſie will ſich verheirathen!"

„Sich verheirathen?" fragte Richelieu, trotz ſeines unerſchütterlichen Aplombs außer Faſſung gebracht.

„Ja, ja, ſich verheirathen," fuhr der König fort, „ſie hat mich ganz feierlich um die Erlaubniß dazu gebeten — mit einem Chevalier — Chevalier," — ſagte er, ſich beſinnend,

— „ich habe das vergessen, — Offizier bei den grauen Musketieren —“

„Ah,“ — dachte Richelieu, — „der junge Mann von heute Morgen!“ — er war ein wenig in Verlegenheit, wie er die Sache wenden sollte, da er dem König so zuversichtlich von den Gefühlen des Fräuleins von Beaumont für ihn gesprochen, — doch mit seiner gewöhnlichen Keckheit und Sicherheit sagte er:

„Dieß gute, fromme Kind hat so viel Pietät für das Andenken ihrer Eltern, — ich erinnere mich, gehört zu haben, daß ihr Vater eine Verbindung mit diesem jungen Manne gewünscht hat — und dann, Sire, — sie will sich vor ihrem eigenen Herzen schützen —“

„Du glaubst?“ fragte der König, der nur zu gerne seine Hoffnungen mit seinen Wünschen in Einklang bringen wollte und außerdem gewohnt war, überall für seine Neigungen Entgegenkommen zu finden.

„Ich bin dessen gewiß,“ sagte Richelieu zuversichtlich, „Eure Majestät werden auf dem Ball der Marquise die beste Gelegenheit haben, sich selbst zu überzeugen, — inzwischen wollen wir diesen Musketier beseitigen —“

„ — Aber nicht auf harte Weise, Richelieu,“ sagte der König, — „ich möchte sie nicht kränken — und wenn Du gewiß bist, daß sie ihn nicht liebt — nicht in die Bastille —“

„Sie liebt ihn so gewiß nicht, als ihr Herz nur für Eure Majestät schlägt,“ erwiederte Richelieu, — „und was

die Bastille betrifft," fuhr er achselzuckend fort, — „man ist nicht so rücksichtsvoll für mich gewesen —"

„Du und ein armer junger Mann," sagte der König, — „das ist etwas Anderes, — ihn könnte man dort vergessen, — schick' ihn fort. — Halt," sagte er, von einer plötzlichen Idee ergriffen, — „Choiseuil hat mich heute gedrängt, den Vertrag mit Oesterreich zu unterzeichnen, — es ist Alles zum Abschluß reif, doch der Pater Linière hat Bedenken dagegen; ich will sie anhören und genau prüfen, man soll mir die Sache nicht über den Kopf nehmen, — schicke den jungen Menschen als Kurier nach Wien, — der Kardinal Bernis soll die Unterhandlungen hinhalten, verzögern, — ich will freie Hand behalten, er soll ihm das sagen und unverzüglich abreisen."

Richelieu triumphirte. Die Sachen gingen besser noch als er gehofft, der Hebel der auswärtigen Politik bot sich ganz von selbst seiner Hand dar.

„Aber Choiseuil, Sire," — sagte er mit geheuchelter Bedenklichkeit, von der er wußte, daß sie den König reizen würde, — „was wird er sagen, — er hat das österreichische Bündniß beschlossen —"

„Choiseuil?" fiel der König scharf und heftig ein, — „beschlossen? ich bin es, der beschließt, und wenn Herr von Choiseuil eine andere Politik machen will als ich, so werde ich mir einen andern Minister suchen, — thue, was ich Dir gesagt."

„Aber Sire," sagte Richelieu, seine bedenkliche Miene

festhaltend, — „der Kardinal Bernis wird in einer so wichtigen Sache, in welcher er die bestimmten Instruktionen des Ministers hat, den mündlichen Aufträgen des Kuriers nicht glauben —"

„Setze ein Schreiben auf, Richelieu," sagte der König ungeduldig, „und lege es mir vor, — gleich nach der Messe, — ich will es unterzeichnen und nun kein Wort weiter."

Richelieu verbeugte sich, ohne in seinem Gesichte die Freude zu zeigen, die er empfand — er hielt nun den eigentlichen Faden der Politik in Händen, in diesem Augenblick war Choiseuil beseitigt und er dessen Nachfolger, — die kleine Louise, die er leiten würde, an der Stelle der Marquise, — er sah die hochfliegenden Träume seines Ehrgeizes verwirklicht.

„Du wirst mir sagen," sprach der König, ganz glücklich über diese Liebesintrigue, welche ihn so reizend beschäftigte, und über den Streich, den er seinem Minister spielen konnte, dessen hoher Ton ihn verletzt hatte, — „Du wirst mir sagen, welche Maske sie trägt, und dafür sorgen, daß ich sie ungestört sprechen kann."

Und er wendete sich zu den Herren und Damen des Hofes, welche in weitem Kreise leise flüsternd umherstanden und bereits begonnen hatten, mit neugierigen Blicken das Gespräch des Königs mit der den Meisten unbekannten jungen Dame zu beobachten. Doch da dieß Gespräch bald wieder beendet war und die darauf folgende Unterhaltung des Königs mit Richelieu zu den gewöhnlichen Vorgängen am Hofe gehörte,

so achtete man nicht weiter darauf, und es setzte diese ganze Gesellschaft ihre stete Beschäftigung fort, in flüsterndem Ton sich einander Komplimente zu sagen und im nächsten Augenblick über einander zu medisiren.

Seine Majestät schien heute besonders guter Laune zu sein, gegen seine Gewohnheit machte er, statt wie er sonst pflegte, nach einem kurzen allgemeinen Gruß durch die Galerie nach der Messe zu gehen, eine Tournée und Alle, die er mit einer Anrede beehrte, waren entzückt von seiner huldvollen Liebenswürdigkeit.

Während dieser Zeit hatte die Marquise sich mit Choiseuil unterhalten, der ihr die unerwartete Zögerung des Königs, den Vertrag mit Oesterreich zu genehmigen, mittheilte.

„Es geht etwas vor," sagte er, — „seien Sie auf der Hut, Marquise, — sehen Sie, Richelieu kann kaum die boshafte Freude verbergen, welche aus seinen Blicken leuchtet, wenn er hieher sieht, — der Pater Linière war übermüthiger als je —"

„Wäre es nicht besser, Herzog," fragte die Marquise zögernd, „mit dem Pater und seinem Orden Frieden zu machen, — sie sind mächtige und gefährliche Feinde —"

„Keine Schwachheit, Marquise," sagte Choiseuil fast heftig, — „mit jenen macht man keinen Frieden, als um den Preis der selbsterniedrigenden Anerkennung ihrer Herrschaft, — wir müssen fest stehen oder uns unterwerfen — und ehe ich mich unterwerfe," sagte er stolz, „lieber verlasse

ich den Hof und überlasse Anderen die Verantwortung für das Schicksal Frankreichs."

Die Marquise blickte mit einiger Verlegenheit umher, sie schien einen Gegenstand zu suchen, um das Gespräch abzubrechen.

„Ich habe heute Ihren Schützling empfangen," sagte sie, — „den kleinen Chevalier d'Eon, er hat viel Geist, — ich werde mich für ihn interessiren, — da ist er," sagte sie, auf den Chevalier deutend, der, den Blick auf den Herzog gerichtet, am Eingang der Galerie stand.

Choiseuil machte ihm ein Zeichen und der junge Mann eilte zu dem Minister heran, der ihn wohlwollend anredete. Die Marquise näherte sich, hier und dort einige Worte an den Einen oder Andern der sich tief verneigenden Höflinge richtend, dem Herrn von Aurigny, der mit peinlicher Unruhe das Gespräch des Königs mit Fräulein Louise beobachtet hatte.

Der König hatte soeben seinen Cercle begonnen, Richelieu unterhielt sich eifrig mit der Herzogin von Guéménée und schien keine Augen für die Marquise zu haben, der er sonst eifrig seinen Hof zu machen pflegte.

Die Marquise richtete einige freundliche Fragen an den jungen Musketier, auf dessen so schöner, so frischer und so vornehmer Erscheinung ihr Blick mit warmem Wohlwollen ruhte.

„Und haben Sie keinen Wunsch, mein Herr," sagte sie, als Gaston ziemlich verlegen und einsylbig antwortete, —

„ein junger Mann von Ihrem Namen und von Ihren Eigenschaften sollte doch höheren Ehrgeiz haben, als hier im Einerlei des Hofdienstes zu leben — Ihnen stehen weitere Gebiete offen, — und wenn mein Einfluß, meine Fürsprache Ihnen nützlich sein können —"

„O, Frau Marquise," rief Gaston, — „Sie beweisen mir so viel Wohlwollen, — ja, Sie werden mich an das Ziel meiner höchsten Wünsche führen, — Frau Marquise — es ist," — fuhr er zögernd fort, — „es ist nicht der Ehrgeiz, der mein Herz erfüllt, — es ist kein Platz dafür übrig in meinem Herzen, — das ganz — ganz von der Liebe erfüllt ist."

„Sollte die Liebe nicht stets mit dem Ehrgeiz vereint sein," sagte die Marquise freundlich lächelnd, — „sollte ein Herz, das wahrhaft liebt, nicht darnach streben, den Weg zu bahnen, der es zu dem Gegenstande seiner Liebe hinaufführt?"

„Hinaufführt?" fragte Gaston ein wenig verwundert, — „Sie haben Recht, Frau Marquise, — die Liebe sollte den Ehrgeiz wecken, — und sie wird ihn wecken auch in meiner Brust, wenn ich ein Recht haben werde, für die Geliebte zu ringen und zu streben, — wenn ich sie erst besitze — wenn sie erst mein allein ist —"

„Herr von Aurigny!" rief die Marquise verwirrt.

„Ja, ich will Vertrauen zu Ihnen haben," sprach Gaston feurig weiter, — „warum schweigen, — wo nur Offenheit mich zum Glück führen kann —"

„Ich bitte Sie, mein Herr," flüsterte die Marquise, indem sie ängstlich umherblickte, — „hier — an diesem Ort —"

„Ich liebe, Frau Marquise," sagte Gaston, lebhaft fortfahrend, „ein Mädchen, dessen Wünsche bescheiden sind wie die meinigen, — ein Regiment, das ein Wort von Ihnen mir verschaffen kann, macht uns unabhängig, — ich bitte Sie — sprechen Sie das Wort!"

„Und wen?" fragte die Marquise in heftiger Bewegung, — „wen lieben Sie?"

„Meine Cousine, Fräulein von Beaumont," sagte Gaston mit bittendem Blick, „die Nichte der Herzogin von Guéménée."

„Ah — ah — Fräulein von Beaumont," sprach die Marquise mit hochathmender Brust, — „eine Heirath ist eine ernste Sache — hier ist nicht der Ort, einen solchen Gegenstand zu erörtern, — ich werde darüber nachdenken, wir werden weiter darüber sprechen."

Sie wendete sich kalt ab, — Gaston blieb ganz verwundert stehen.

Der König hatte seine Tournée beendet und trat neben die Marquise.

„Herr Herzog von Ayen," sagte er laut, „meine Partie nach Marly ist aufgegeben, — die Frau Marquise hat heute einen maskirten Ball angesagt, — ich will Niemand diesem Fest entziehen, — ich hoffe, daß der ganze Hof erscheinen wird," — er wendete sich zur Herzogin von Guéménée —

„Sie auch, Frau Herzogin — und Ihre liebenswürdige Nichte —"

„Ich, Sire — ich," rief die Herzogin erschrocken, — „ich," flüsterte sie, zu Richelieu gewendet, der neben ihr stand — „bei der Marquise? — unmöglich."

„Keine Weigerung, Herzogin," sagte der König, — „Sie haben Ihre Nichte lange genug zur Einsamkeit verurtheilt und die Welt Ihrer Gesellschaft beraubt, — ich bitte Sie, Herzogin, heute nicht zurückzubleiben, — die Frau Marquise —"

„Es wird mir zur höchsten Ehre gereichen," sprach die Marquise mit einem tiefen Kompliment und einem leichten Ausdruck von Ironie, „wenn die Frau Herzogin meinen Ball besuchen will."

„Es muß sein, Herzogin," flüsterte Richelieu, — „wer den Zweck will, muß die Mittel wollen, — bald wird diese Uebermüthige von ihrer Höhe gestürzt sein und wir werden die Herrschaft führen."

„Da Eure Majestät es wünscht," sagte die Herzogin, ohne die Marquise anzusehen, „werde ich die Ehre haben, der Einladung der Frau Marquise zu folgen."

Choiseuil trat zum König heran und sprach:

„Ich habe die Ehre gehabt, Eurer Majestät von einem höchst talentvollen jungen Edelmann zu sprechen und um die Erlaubniß zu bitten, ihn vorstellen zu dürfen. Er wird seine Kenntnisse und Fähigkeiten vortrefflich in Eurer Majestät Dienst verwenden können, — die Frau Marquise interessirt

sich ebenfalls für ihn — der Chevalier d'Eon de Beaumont —" er winkte dem Chevalier, der herantrat und sich hochklopfenden Herzens tief verbeugte.

„Ah, das freut mich, Herzog," sagte der König, zerstreut und nach Louise hinblickend, die nachdenklich dastand und Gaston mit den Augen suchte, — „ein talentvoller junger Mann, sagen Sie —"

„Der zu den besten Hoffnungen berechtigt, Sire," — fiel die Marquise ein.

„Sehr gut, sehr gut," sagte der König, immer nach der andern Seite blickend, — „Sie werden eine Verwendung für ihn finden —"

„Der Chevalier ist hier, Sire," sprach Choiseuil, um endlich die Aufmerksamkeit des Königs auf den jungen Mann zu ziehen, der in höchster Verlegenheit die Blicke des ganzen Hofes auf sich gerichtet fühlte.

Der König wendete den Kopf, sah den Chevalier flüchtig an und sprach, während seine Blicke sich wieder nach der Seite richteten, wo Louise neben der Herzogin von Guéménée stand:

„Ich freue mich, Sie zu sehen, mein Herr, — wie nannte Sie der Herzog?"

„Chevalier d'Eon de Beaumont, Sire," erwiederte der junge Mann mit zitternder Stimme.

„Chevalier de Beaumont?" fragte der König rasch, durch diesen Namen betroffen, „sind Sie ein Verwandter von" — er stockte — „von der Frau Herzogin von Guéménée?" fragte er dann.

„Die Frau Herzogin ist eine Verwandte eines Zweiges meiner Familie," erwiederte der Chevalier, — „welche stolz auf diese Beziehung ist."

„Mit Recht, mein Herr, mit Recht," sagte der König lebhaft, — „die Frau Herzogin ist eine ausgezeichnete, höchst würdige Dame."

Er wendete sich nochmals zum Chevalier und sah ihn flüchtig an.

„Sie sind noch jung, mein Herr," sagte er, verwundert die kleine zierliche Gestalt des jungen Mannes betrachtend, — „noch sehr jung; — Sie werden eine Stellung für den Chevalier finden, Herr Herzog," fuhr er zu Choiseuil gewendet fort, „ich bin überzeugt, daß er gute Dienste leisten wird."

Er grüßte mit anmuthiger Würde den Hof und wendete sich zur Galerie, um nach der Messe zu gehen. Der ganze glänzende Pfauenschweif von Herren und Damen folgte ihm und zog den armen Chevalier, der ganz betäubt war von dieser Vorstellung, die er sich so anders gedacht, mit sich fort.

Neuntes Kapitel.

Gaston war allein in der Galerie zurückgeblieben und dachte traurig über die plötzliche Kälte der Marquise nach, die sonst so voll Wohlwollen und Güte für ihn gewesen, die ihm heute noch eine Einladung zu ihrem Maskenfest geschickt hatte, eine für den jungen Musketier ganz außergewöhnliche Auszeichnung — und die jetzt seine Bitte so sichtlich unfreundlich aufgenommen, während deren Erfüllung sie doch nur ein Wort kosten würde.

Ein leichter Schritt, das Rauschen eines seidenen Gewandes weckte ihn aus seinem träumerischen Nachdenken.

Er blickte auf und sah Louise erröthend und ängstlich umherspähend vor sich stehen.

„Ich habe es gewagt," sagte sie athemlos, „mich einen Augenblick zu entfernen, — die Herzogin ist in Anspruch genommen, — man umringt sie, man macht ihr den Hof, — der König war so gnädig gegen sie, daß alle Welt es bemerkt hat, — ich mußte Sie einen Augenblick sehen, Gaston,

— Ihnen erzählen, — Sie fragen — Sie haben lange mit der Marquise gesprochen —"

Gaston schüttelte traurig den Kopf.

„Meine Hoffnungen sind zu Boden gesunken, Louise," sagte er, — „meine Bitte muß die Marquise verletzt haben, — sie wendete sich kalt ab, — sie wolle darüber nachdenken, sagte sie, — o ich weiß, was es am Hofe heißt, wenn die großen Herren und Damen sagen: Ich will darüber nachdenken!"

„Ich will darüber nachdenken," wiederholte Louise betroffen, — „wie sonderbar! — dasselbe sagte mir der König —"

„Der König?" rief Gaston erschrocken. „Sie haben sich lange mit Seiner Majestät unterhalten!"

„Er war voll Huld und Freundlichkeit," erwiederte Louise unbefangen, „gegen die Herzogin und gegen mich, — ich wagte es, ihn um seinen Schutz für unsere Liebe, um seine Genehmigung zu unserer Verbindung zu bitten, da wurde er plötzlich schweigsam und kalt — und sagte; er wolle darüber nachdenken."

„Aber warum?" fragte Gaston unruhig. „Mein Gott, sollte es möglich sein, — Louise — was hat der König Ihnen sonst gesagt? —"

„Nichts von Bedeutung, — viel Freundliches und Schmeichelhaftes — für meine Tante und für mich — doch still — man kommt —"

In der That kam der Chevalier d'Eon langsam durch

die Galerie zurück, finster und niedergeschlagen, er bemerkte Gaston und Louise erst, als er dicht vor ihnen stand, und sagte spöttisch, mit bitterem Lachen:

„Ah, meine Cousine Louise, — ich bitte Sie, Cousine, wollen Sie nicht ein gutes Wort für mich einlegen — bei der Herzogin, bei dieser vortrefflichen, würdigen Dame, die so hoch in der Gnade Seiner Majestät steht."

„Spotten Sie nicht, Vetter, — ich bin nicht zum Scherzen gestimmt," sagte Louise traurig, — „ich möchte Sie um Ihren Beistand bitten, — Herr Gaston von Aurigny," fuhr sie erröthend fort, die beiden Herren einander vorstellend, — „der Chevalier d'Eon de Beaumont, mein Vetter —"

„Ich liebe Fräulein Louise," sprach der junge Musketier mit Offenheit, indem er dem Chevalier die Hand reichte, „und bin glücklich, einen ihrer Verwandten zu begrüßen —"

„Sie haben so viel Geist," fiel Louise bittend ein, — „Sie wissen so vortrefflich zu sprechen, — Ihr Fürwort bei der Tante —"

„Mein Fürwort!" rief der Chevalier mit höhnischem Lachen, — „ich bin auch so mächtig und einflußreich an diesem Hofe, daß mein Fürwort schwer in's Gewicht fällt!"

Bevor Louise antworten konnte, trat die Gräfin Rochefort zu ihnen, welche der Marquise folgte, die sich durch einen Seitengang in ihre Gemächer zurückgezogen hatte.

„Sie noch hier, Chevalier?" sagte die schöne Frau muthwillig, „ich glaubte, Sie wären schon hinausgeeilt im Thaten-

drang der neuen großen Laufbahn, die sich Ihnen heute eröffnet."

„Ich habe keine Waffe gegen Ihren Spott, Gräfin," antwortete der arme Chevalier mit schmerzlicher Resignation, — „ich kann nichts thun als warten, bis es mir gelungen sein wird, so hoch zu steigen, daß Sie zu mir heraufblicken müssen."

Der Gräfin schien es eine übermüthige Freude zu machen, ihn zu quälen.

„Warten Sie, Chevalier," spottete sie, — „warten Sie, — Sie sind ja noch jung, — so sehr jung, daß Sie volle Zeit haben, Ihre künftige Größe zu erwarten!"

Der Chevalier wendete sich unwillig ab.

Die Gräfin fuhr fort:

„Aber bis jene Zeit kommt, Chevalier, bis Sie — älter geworden sind, rathe ich Ihnen doch, den Vorschlag, den ich Ihnen heute gemacht, anzunehmen, und da es mit der männlichen Würde nicht recht vorwärts gehen will, es mit der weiblichen List zu versuchen, für welche die Natur Sie bestimmt zu haben scheint. Ich stelle Ihnen nochmals meine Garderobe zur Verfügung."

Sie machte ihm eine tiefe Verbeugung und eilte lachend nach der Seitengalerie, welche zur Wohnung der Marquise von Pompadour führte.

„Helfen soll ich Ihnen?" sagte der Chevalier zu Louise. — „Sie sehen, wie hoch man meine Macht schätzt, wie wirksam meine Hülfe sein würde — doch —" er richtete

sich hoch auf und trat mit dem Fuß auf den Boden, „soll ich vom Spott mich beugen lassen? — Nimmermehr! Der männliche Wille, der männliche Muth wohnt in meiner Brust! Ja, ich will es versuchen, ihm die weibliche List als Waffe zu geben. Ich will Ihnen helfen, Louise, — ich verspreche Ihnen, Ihre Sache zu führen und mit der Herzogin für Sie zu sprechen. Aber Sie müssen mir auch eine Gefälligkeit erweisen."

„Schnell, sprechen Sie, — Alles, was Sie wollen."

„Leihen Sie mir für heut Abend einen Domino, um das Fest der Marquise zu besuchen."

„Einen Damendomino für Sie?" fragte Louise erstaunt, — „Sie wollen —"

„Sie haben gehört," erwiederte der Chevalier bitter, „daß die Gräfin Rochefort ein solches Kostüm für mich sehr passend findet. Ich will ihrem Rath folgen und verspreche Ihnen, in meiner Maske auch für Sie zu sorgen."

„Welch' toller Einfall," sagte Louise kopfschüttelnd, — „doch ich stehe Ihnen gern zu Diensten."

„Ich werde in einer Stunde aus meinem Gasthof zu Ihnen senden, um das Kostüm holen zu lassen."

„Und Sie, Louise," fragte Gaston mit gepreßter Stimme, „Sie werden das Fest der Marquise besuchen? — Der König hat die Herzogin und Sie besonders eingeladen, die Herzogin hat es zugesagt —" fügte er hinzu, indem eine düstere Wolke über seine Stirn zog.

„Ich muß mit der Tante hingehen," sagte Louise un-

befangen, — „und," fügte sie mit einem reizenden Lächeln hinzu, — „ist das nicht eine herrliche Gelegenheit, sich unbeobachtet zu sehen und zu sprechen? Sagen Sie mir, woran kann ich Sie erkennen?"

Die Wolken auf Gaston's Stirn verschwanden vor dem sonnigen Lächeln des geliebten Mädchens, — er küßte ihr die Hand und erwiederte:

„Ein blauer Domino mit weißen Federn, — und Sie, Louise — unter welcher Maske werde ich mein süßes Glück zu suchen haben?"

„Ich kann keine große Toilette mehr herstellen," sagte Louise, — „dieselben Farben denn, — ein blauer Domino und weiße Schleife, — doch ich muß fort," rief sie schnell, als erschräke sie selbst über diese Verabredung, — „die Herzogin könnte mich vermissen —" und Gaston mit einem lieblichen Erröthen grüßend, flog sie wie ein aufgescheuchter Vogel dahin.

Sie streifte fast einen großen und schönen jungen Mann in derselben Uniform wie Gaston, der zu diesem herantrat und mit militärischem Gruß zu ihm sprach:

„Ich komme, Sie abzulösen, Herr von Aurigny, und Ihnen den Befehl zu bringen, sich sogleich nach dem Hotel des Marschalls von Richelieu zu begeben, den Sie dort zu erwarten haben und der Ihnen einen Auftrag ertheilen wird."

„Und wer, Herr von Chamillard, hat Ihnen diesen Befehl ertheilt?" fragte Gaston ganz bestürzt.

„Der Herr Marschall von Richelieu im Namen des Königs.“

„Im Namen des Königs? — Was kann das sein?“

„Etwas Böses gewiß nicht, Herr von Aurigny,“ erwiederte der zur Ablösung befohlene Musketier, „der Herr Marschall war von der liebenswürdigsten Freundlichkeit und trug mir noch besonders auf, Sie zu bitten, daß Sie sich beeilen möchten, — es gelte einen wichtigen und ehrenvollen Auftrag. Ich wünsche Ihnen Glück, Herr von Aurigny!“

Gaston schien weniger erfreut über den erhaltenen Befehl, — er war dem Marschall von Richelieu an diesem Morgen erst flüchtig vorgestellt, — die Unterhaltung des Königs mit Louise, die unerwartete Einladung der Herzogin zu dem Fest der Marquise, — das Alles erfüllte ihn mit einer dumpfen, unruhigen Furcht, welcher er keine klare Gestalt zu geben vermochte. Doch drückte er Herrn von Chamillard, der seinen Posten an der Thür des Königs einnahm, schweigend die Hand, grüßte den Chevalier und eilte davon.

Unmittelbar darauf kam der Herzog von Choiseuil von der Seite der Kapelle her, um sich nach seinem Hotel zurück zu begeben.

Er bemerkte den Chevalier und winkte ihn zu sich heran.

„Warum so niedergeschlagen?“ fragte er den jungen Mann, dessen traurige Miene ihm auffiel, „nachdem das Ziel Ihrer Wünsche erreicht ist und der König Ihre Anstellung befohlen hat?“

„Der König,“ erwiederte der Chevalier mit bitterer Iro-

nie, „hat mich so jung gefunden, daß ich fürchten muß, Seine Majestät möchte auf den Gedanken kommen, mir eine Anstellung als Page zu geben."

„Sie sind empfindlich in diesem Punkt, Chevalier," sagte Choiseuil lächelnd, — „seien Sie ruhig, die Jugend ist ein Fehler, von dem man sicher und nur zu früh befreit wird. — Uebrigens werde ich Ihnen Gelegenheit geben, zu beweisen, daß Ihr Geist älter ist als Ihre Gestalt — wir leben in einer Zeit harten Kampfes und Sie sollen Ihren Antheil an demselben haben."

„Dank, Herr Herzog," rief der Chevalier, dessen elastische Natur bei den freundlichen Worten des Ministers schnell ihre Spannkraft wieder fand, „Sie sollen mich auf dem Platz finden. Zeigen Sie mir die Gegner und diese wenigstens, das verspreche ich Ihnen, werden mich nicht für ein Kind halten!"

„Die Gegner?" sagte Choiseuil. — „Da ist der gefährlichste von ihnen, dem ich noch eine Lektion zu geben habe."

Er deutete auf den Pater Linière, der langsam, die Hände gefaltet, den Kopf auf die Brust geneigt, durch die Galerie einherschritt, um den König an der Thür seines Zimmers zu erwarten. Der Pater grüßte den Herzog kalt mit kaum merklichem Kopfnicken und wollte an ihm vorüberschreiten, doch Choiseuil trat rasch zu ihm heran und sprach mit leichter Ironie:

„So in Gedanken versunken, Herr Pater? Macht Ihnen das Wohl des Königs und des Landes, das Ihrer geistlichen

Obhut anvertraut ist, so viel Sorgen?" fügte er mit scharfer Betonung hinzu. „Sie werden Ihre Last erleichtern, wenn Sie die Dinge der Welt den Händen überlassen, die zu deren Führung berufen sind, und sich auf die Sorge für die Gewissen der Gläubigen beschränken."

„Ich bedaure, Herr Herzog," erwiederte der Pater Linière kalt und ruhig, „daß Sie die Führung der weltlichen Dinge von dem Gewissen und dem Glauben zu trennen scheinen."

„Nicht doch, Herr Pater," sagte Choiseuil, — „ich suche stets den Weg zu verfolgen, den mein Gewissen mir als den richtigen zeigt, zum Wohl und zur Größe meines Landes, — doch dulde ich keine fremde Leitung meines Gewissens —"

„Die Kirche," entgegnete der Pater Linière ebenso ruhig wie vorhin, „ist die Leiterin und Führerin der Gewissen, — wie Gott der Lenker der Völkerschicksale."

„Gewiß, Herr Pater," sagte Choiseuil gereizt, — „aber nicht jeder Priester trägt das unfehlbare Urtheil der Kirche auf seinen Lippen und die Gewalt Gottes in seiner Hand."

„Ebensowenig wie ein Minister, Herr Herzog!" sprach der Pater Linière, das Haupt erhebend. „Jeder Priester aber ist erleuchtet und durchdrungen von dem Geist der ewigen Wahrheit — hinter ihm steht die Kirche, und die Kirche ist ewig wie die Gewalt Gottes, sie wird bestehen und ihre Diener schützen, wenn die Macht der stolzen Großen der Erde wie Spreu verflogen sein wird vor dem Hauch der Zeit."

„Trotzen Sie nicht zu sehr, Herr Pater," erwiederte Choiseuil, — „Sie und die Ihrigen sind nicht die Kirche — und bei Denjenigen, welche die Kirche zu leiten und zu vertreten haben, möchte vielleicht die Macht Frankreichs schwerer in's Gewicht fallen als die — Autorität des Herrn Paters Linière!" Er richtete sich hoch und stolz auf und fuhr fort: „Hüten Sie sich, Herr Pater, meine Wege zu durchkreuzen — ich bin ein schlimmer Gegner und setze Alles gegen Alles. Ihr Orden wagt es, sich über des Staates Recht und Gesetz zu erheben, ja er beugt sich kaum noch dem Gesetz der Kirche — und auch in Rom selbst beginnt man seine Anmaßung zu fühlen. Wagen Sie den Kampf nicht zu weit zu treiben, — die Welt fängt an, den Bannstrahl der Kirche nicht mehr zu fürchten, — aber wenn einst ein Bannstrahl, am Lichte der Freiheit und Wahrheit entzündet, auf Ihr Haupt niederfahren sollte, — dann werden alle Völker ihn jubelnd begrüßen als den Blitz gerechter Vergeltung. Sie haben gute und treue Bürger um ihres Glaubens willen vertrieben, fremde Länder genießen die Früchte des Fleißes der Verbannten, — und Frankreich schaut seinen vertriebenen Söhnen noch heute thränenden Blickes nach, — glauben Sie mir, — wenn der Geist der erwachenden Freiheit das Verbannungsurtheil über Sie aussprechen sollte, — dann wird Ihnen keine Thräne fließen und das Volk wird aufathmen in Freude und Dankbarkeit. Das merken Sie sich, Herr Pater — und hüten Sie sich, meinen Weg zu durchkreuzen! — Kommen Sie, Chevalier!"

Er schritt, ohne eine Antwort abzuwarten, schnell davon, der Chevalier folgte ihm.

Der Pater sah ihm finster nach.

„Deinen Weg durchkreuzen?“ sprach er leise mit ingrimmigem Ton. — „Nein, wahrlich, das werde ich nicht, — denn dieser Weg führt Dich sicher und schnell hinab von der Höhe der Macht zur Tiefe der dunklen Vergessenheit! — Und schnell — schnell muß er hinabstürzen in das Nichts der Ohnmacht, dieser Verwegene, der es wagt, uns den Krieg zu erklären, — denn er hat Recht,“ sagte er nachdenklich, — „es ist in Rom nicht Alles, wie es sein sollte; — unter den Kardinälen machen sich bedenkliche Strömungen bemerkbar, — es könnte geschehen, daß ein Papst den Stuhl Petri bestiege, der daran denken möchte, sich unserer leitenden Hand zu entziehen und sein Ohr unseren Feinden zu öffnen! — Nun — wenn wir Frankreich beherrschen — dann werden solche Neigungen in Rom verschwinden und auch der Statthalter Christi wird mit uns rechnen müssen!“

Ein älterer Geistlicher in der Ordenstracht der Jesuiten kam eilig auf ihn zu. Es war der Pater de Sacy, einer der mildesten Priester des streitbaren Ordens, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von etwas gebückter Haltung, mit geistvollen, aber weichen Gesichtszügen und leicht ergrauendem, schlicht an den Schläfen herabhängendem Haar, in dem priesterlich demüthigen Ausdruck seiner Erscheinung ganz das Gegentheil des Paters Linière.

„Ich suchte Euch, ehrwürdiger Bruder," sagte er eifrig, — „ich habe Euch gute Nachrichten mitzutheilen."

Der Pater Linière entfernte sich aus der Gehörweite des Herrn von Chamillard, der ruhig, ohne die Beiden zu beachten, neben der Thür des königlichen Zimmers stand.

„Sprecht, mein Bruder," sagte er dann, „wir bedürfen der guten Nachrichten, denn die letzte Zeit hat uns viel Böses gebracht und unsere Feinde mächtig werden lassen!"

„Die Marquise von Pompadour," sagte der Pater de Sacy, „hat mich bitten lassen, ihr Beichtvater zu sein, — welch' eine günstige Wendung, — sie, die unsere Feinde unterstützte, sie, die wahre Trägerin der Herrschaft, gibt sich in unsere Hände, — wir werden durch sie über alle unsere Gegner triumphiren, — ich eile zu ihr, — wir werden dann weiter überlegen —"

„Halt, mein Bruder," fiel der Pater Linière ein, — „Ihr werdet nicht zu der Marquise gehen, — es ist ein Glück, daß ich Euch noch zur rechten Zeit getroffen, — Ihr müßt ihr schreiben —"

„Schreiben? — und was? —"

„Ihr müßt ihr schreiben, daß Ihr die Sorge für ihr Seelenheil nicht früher übernehmen könnt, bevor sie nicht zu ihrem Gemahl, dem Herrn von Etiolles, zurückgekehrt sei und sich durch diese Sühne ihrer Sünden der Verzeihung des Himmels würdig gemacht habe."

„Welcher Gedanke, mein Bruder!" rief der Pater de Sacy erschrocken. „Das hieße die Marquise auf den Tod

beleidigen, das hieße ihre ganze Macht, ihren ganzen Einfluß unseren Feinden zu Gebot stellen —"

„Ihre Macht, ihren Einfluß?" unterbrach ihn der Pater Linière. — „Nun, mein Bruder, — dieser Einfluß, diese Macht, sie werden uns in Zukunft weder schaden noch nützen, — in wenigen Tagen wird die Marquise, diese Freundin Choiseuil's, diese Beschützerin der Philosophen, vom Hofe verschwinden, sie wird in den Staub zurücksinken, aus dem sie sich erhoben."

„Ich erstaune, ehrwürdiger Bruder," sagte der Pater de Sacy, — „welch' eine Wandlung aller Verhältnisse! — und seid Ihr Eurer Sache gewiß? —"

„Ganz gewiß!" erwiederte der Pater Linière zuversichtlich. „Die Marquise wird verschwinden und dieser kühne, hochmüthige Choiseuil wird fallen."

„Choiseuil fallen, mein Bruder?" fragte der Pater de Sacy ungläubig. — „Und das könnt Ihr wünschen, — in diesem Augenblick wünschen? Ihr wißt, wie dringend unsere Brüder in Wien uns bitten, Alles aufzubieten, um das Bündniß herzustellen, welches der Kaiserin durch die Hülfe Frankreichs endlich den Sieg bringen soll über diesen König von Preußen, dessen gottloser Spott selbst den heiligen Vater in Rom nicht verschont. Ihr wißt auch, wie mächtige Parteien am Hofe, wie die öffentliche Meinung in ganz Frankreich dem neuen Bündniß mit Oesterreich feindlich sind, — Choiseuil allein ist es und die Marquise von Pompadour, welche dieß Bündniß vertheidigen und im Stande sind, es

zur Ausführung zu bringen, — was würden unsere Brüder in Wien, was würde man in Rom sagen, wenn ich in diesem entscheidenden Augenblick die Marquise tödtlich beleidigte, — wenn Choiseuil fiele, — mit unserem Wissen, — vielleicht durch unsere Mitwirkung fiele? Verzeiht, ehrwürdiger Bruder, ich kann Euren Rath nicht befolgen, — ich muß die Meinung unserer Oberen —"

„Ich habe Euch keinen Rath zu geben," sagte der Pater Linière kalt und streng, „sondern einen Befehl zu ertheilen, — und Diejenigen, welche äußerlich unsere Oberen sind, können Euch von der Pflicht des Gehorsams gegen diesen Befehl nicht entbinden. — Hier die Vollmacht des Generals."

Er zog ein Papier aus seinem Gewand und reichte es dem Pater de Sacy.

Dieser las die Schrift und reichte sie mit ehrerbietiger Verbeugung zurück.

„Ich werde gehorchen und der Marquise schreiben, wie Ihr angegeben, ehrwürdigster Bruder," sagte er demüthig, — „aber ich verstehe nicht —"

„Das Verständniß," sprach der Pater Linière würdevoll, „ist keine Bedingung des Gehorsams! Doch, mein Bruder, ein so treuer und ergebener Diener unserer heiligen Sache, wie Ihr, wird besser und wirksamer handeln, wenn ihm Grund und Zweck seiner Handlungen bewußt sind. Höret mich an."

„Ich höre, ehrwürdigster Bruder, und bin begierig, zu

erkennen und zu begreifen, was noch dunkel vor meinem Blicke liegt."

„Unsere Brüder in Wien," fuhr der Pater Linière fort, „sehen nur auf das, was heute vor ihnen liegt; was heute unsere Macht zu verstärken scheint, das suchen sie zu erreichen, ohne die einander folgenden und aus einander sich entwickelnden Ereignisse in ihrem innern Zusammenhange zu erfassen, der die Vergangenheit mit der Zukunft verbindet und sich nur dem Blick der höhern Erleuchtung zeigt. Sie sehen nur die Kaiserin Maria Theresia, die in gläubiger Frömmigkeit der Leitung der Kirche folgt, — sie wünschen um jeden Preis ihr die Hülfe Frankreichs zu schaffen, damit sie endlich Siegerin über den ketzerischen König von Preußen werde; — aber, mein Bruder, — sie bedenken nicht, daß hinter der Kaiserin bereits ihr Sohn Joseph sich aufrichtet, der schlimmer und gefährlicher ist als der König Friedrich, weil er leidenschaftlicher und eifriger auf dem Weg der Neuerungen vordrängen, und weil er, der katholische Fürst, den vertrauenden katholischen Völkern ein verderblicheres Beispiel geben wird. Wenn wir Oesterreich zum Siege helfen, wenn wir diesen vom Geiste der Philosophie angesteckten Joseph zum wirklichen Kaiser und alleinigen Herrn von Deutschland machen, von Deutschland, dessen stolze Bischöfe schon viel zu mächtig ihr Haupt erheben, dann wird unsere Macht schweren Schaden leiden, und kaum möchten wir im Stande sein, dort unsere Herrschaft zu behaupten. — Nein, mein Bruder, — Oesterreich muß unserer bedürfen im Kampfe gegen die un-

botmäßigen Fürsten des Reiches, die Uneinigkeit der weltlichen Mächte ist die Quelle unserer Macht, — als streitende Kirche werden wir herrschen, indem wir die streitenden Mächte lenken nach unserem Willen."

„Aber, ehrwürdigster Bruder," warf der Pater de Sacy zögernd ein, „sollte nicht die Allianz und der Sieg der katholischen Mächte eine festere Grundlage der Herrschaft der Kirche sein, als der Streit, der die Gemüther in Unruhe erhält und sie immer mehr der Leitung der Kirche entzieht?"

„Eure Worte," sprach der Pater Linière mit Ueberlegenheit, „haben den Schein der Wahrheit, mein Bruder, — und doch werden sie durch die Thatsachen der Geschichte widerlegt. Unser Orden ist entstanden aus dem Bedürfniß, das verderbliche Werk der Ketzerei, das sie Reformation und Protestantismus nennen, zu bekämpfen. In diesem Kampf hat sich unsere Macht gestärkt und ausgedehnt, die langen Kriege des vorigen Jahrhunderts haben sie auf den Gipfel gehoben und uns den Triumph gewährt, die protestantischen Fürsten im Bunde mit dem Kardinal von Richelieu und dem katholischen Frankreich zu sehen und sie so zu Werkzeugen unseres Willens zu machen. Nur die streitende Kirche ist mächtig, wachsam und einig, mein Bruder, — nur die streitende Kirche bedarf der Soldaten, bedarf unseres Ordens als ihrer starken, wohldisziplinirten Armee. Ein Bündniß Frankreichs und Oesterreichs, das die katholischen Mächte vielleicht zum Siege führte, würde bald die Erschlaffung zur Folge haben, — und Rom selbst möchte die streitbare Armee

läſtig finden, wenn man dort glaubte, ihrer nicht mehr zu bedürfen. Nur der höhern leitenden Einſicht aber eröffnen ſich dieſe Geſichtspunkte, — kraft meiner Vollmacht weihe ich Euch in dieſelben ein, mein Bruder, da Ihr zum Verſtändniß befähigt und zur Mitwirkung berufen ſeid, — denkt darüber nach und Ihr werdet nicht bloß in pflichtmäßigem Gehorſam, ſondern in lebendiger, freudiger Thätigkeit mitarbeiten an der Erreichung unſeres letzten und höchſten Zieles, — das iſt die immer wachſende Macht und Herrſchaft der ſtreitbaren Kirche auf Erden."

Der Pater de Sacy erwiederte ehrerbietig:

„Ich bewundere die weiten und hohen Gedanken, ehrwürdigſter Bruder, welche Ihr mir erſchließt, — ich werde ſtreben, mich ganz mit denſelben zu durchdringen und ſie zum lichten Leitſtern meines Handelns zu machen. Eurem Befehl gemäß werde ich an die Marquiſe ſchreiben, — der Tadel der Oberen wird mich dafür treffen —"

„Ueber den ſichtbaren Oberen," fiel der Pater Linière ein, „ſchwebt die unſichtbare Leitung — aber, mein Bruder, in wenig Zeit werden auch die Nichteingeweihten Eure Weisheit und Vorausſicht preiſen — wenn dieſe Marquiſe und dieſer übermüthige Choiſeuil in die Dunkelheit und Ohnmacht zurückgeſunken ſein werden —"

„Und Ihr ſeid deſſen gewiß, ehrwürdiger Bruder?" fragte der Pater de Sacy nochmals, mit einem Reſt von Zweifel.

„So gewiß," ſagte der Pater Linière mit dem vollen

Ton der Ueberzeugung, „als die Strahlen der Sonne, diese Pfeile und Wurfgeschosse des heiligen Lichtes im geschaffenen Raum, die dunklen Nebelwolken besiegen, welche über die Erde dahinziehen. Unsere Feinde werden verschwinden wie diese Wolken, und unsere Macht wird in neuem Glanz emporsteigen, wenn wir nicht ermüden in Wachsamkeit und kampfesfreudigem Eifer! Mögen sie sich die Allmächtigen wähnen, die Kaiser und Könige der Erde, — wir lenken sie an unsichtbaren Fäden und führen Alles hinaus im Geiste des großen Stifters unseres Ordens — ad maiorem Dei gloriam!"

Er richtete sich stolz auf und erhob die Hand wie zur Bekräftigung dessen, was er aus voller Ueberzeugung seiner Seele gesprochen.

«Ad maiorem Dei gloriam!» wiederholte leise der Pater de Sacy, sich tief verneigend und die Hände über der Brust kreuzend.

Laute Stimmen ertönten aus der Tiefe der Galerie.

Seine Majestät kehrte aus der Messe zurück und der ganze Hof folgte ihm.

Mit jenem Instinkt der Höflinge, welchen Richelieu wie Niemand besaß, erschien er genau in dem richtigen Augenblick aus einer der ihm so gut bekannten Seitenthüren und befand sich vor der Thür des königlichen Zimmers, als Seine Majestät dort erschien.

Der König grüßte den Hof und winkte dem Marschall, der ihm in die inneren Gemächer folgte.

Der ganze glänzende Schwarm der Höflinge zerstob nach allen Seiten, sie fühlten, daß irgend ein Gewitter in der Luft schwebte, dessen Zug sie noch nicht erkennen konnten, und Jeder suchte eifrig Nachrichten einzuziehen oder sich unter den Schutz eines Größern und Mächtigern zu stellen, — die Klügsten verschwanden und zogen sich in die Verborgenheit zurück, bis die herabhängenden Wolkenschleier sich gelichtet haben würden.

Zehntes Kapitel.

Während der ganze Hof unruhig hin und her wogte und die glücklichen Auserwählten beneidete, welche zu dem Maskenball der Marquise von Pompadour Einladungen erhalten hatten, wo man hoffen konnte, einige Lichtfunken das Dunkel der Ungewißheit erhellen zu sehen, hatte sich der Herzog von Choiseuil nach seinem Hotel zurückbegeben. Er führte inmitten des wüsten und unstäten Treibens der Gesellschaft jener Zeit ein glückliches und musterhaftes Familienleben mit seiner dem reichen Bürgerstand entstammenden Gattin, und in dieses friedliche Glück des Hauses zog er sich gern aus den heißen Kämpfen der politischen Arena zurück, wie in den kühlen, frischen Schatten erquickender Waldeseinsamkeit.

Die Herzogin, eine damals noch junge Dame von jener sanften, milden Schönheit derjenigen Frauen, von denen die Welt nicht spricht, die aber das Leben der Ihrigen mit holden Blütenkränzen umwinden, bemerkte wohl die trübe Verstimmung ihres Gemahls, sie war aber gewohnt, ihn oft mit

sorgenvoll mißmuthiger Miene vom Hofe zurückkehren zu sehen, und sie wußte stets durch den lieblichen Reiz der anmuthigen Häuslichkeit bald jene Verstimmungen zu verscheuchen — sie fragte niemals, ruhig erwartend, ob der Herzog durch eine Mittheilung seine Sorgen erleichtern würde, aber sie sorgte dafür, daß er stets in seinem Hause Erholung, Erfrischung und neue Ermuthigung fand.

Der Herzog liebte eine gute Tafel und seine Küche war berühmt selbst in jener Zeit der raffinirtesten Pflege der kulinarischen Kunst, aber er liebte besonders auch bei der Tafel eine geistvoll anregende Unterhaltung in kleinem, gewähltem Kreis, und so war es denn eine besondere Aufgabe der stets aufmerksamen Sorge der Herzogin, immer ihrem Gemahl eine kleine, wohlzusammengesetzte Tischgesellschaft zu bilden, welche, nach der weisen Regel des Alterthums, niemals hinter der Zahl der Grazien zurückbleiben und niemals die Zahl der Musen überschreiten durfte, und zu welcher häufig die hervorragendsten Dichter und Philosophen gehörten, die, obgleich sie fast immer in Opposition gegen die Regierung standen, dennoch ebenso gern erscheinende, als gern gesehene Gäste an der Tafel des hochgebildeten und alles geistige Leben mit lebendigem Interesse verfolgenden Führers jener von ihnen so oft angegriffenen Regierung waren.

So waren denn auch heute, als der Herzog seine Gemahlin, nachdem er dieselbe in ihrem Zimmer begrüßt, in den neben dem kleinen Speisesaal befindlichen, mit reizender Behaglichkeit eingerichteten Salon führte, dort bereits die

drei zum Diner eingeladenen Gäste versammelt. Es war der deutsche Baron Holbach, ein Mann von fünfunddreißig Jahren, welcher schon in früher Jugend nach Paris gekommen und dort vollkommen heimisch geworden war. Seine kräftige Gestalt, sein gesund geröthetes Gesicht und seine hellen Augen verriethen seine deutsche Abstammung, während seine Sprache, seine Haltung und seine Manieren die vollkommene Leichtigkeit der französischen Gesellschaft zeigten. Auf seinem Gesicht lag die Sorglosigkeit des vornehmen und reichen Mannes, dessen Haus der gastfreie Sammelplatz der Dichter und Schriftsteller von Paris war und den man in jenen Kreisen scherzweise den Maître d'hôtel de la philosophie nannte.

Außer ihm befand sich in dem Salon der magere, in seiner äußern Erscheinung etwas vernachlässigte Diderot, zehn Jahre älter als der Baron, mit seinen sarkastischen, etwas bleichen und kränklichen Gesichtszügen und den dunklen, unruhig flimmernden Augen, und Jean le Rond d'Alembert, im Alter zwischen Beiden stehend, eine ernste, hohe Gestalt mit edlen, regelmäßigen Zügen und tiefblickenden, sinnenden Augen, der, nachdem er durch mathematische und physikalische Studien sich in der Gelehrtenwelt einen Namen gemacht, damals gerade die allgemeine Aufmerksamkeit durch eine Abhandlung über die Verderblichkeit der jesuitischen Lehren auf sich gezogen hatte, welche in schärfster Weise das Wesen und Wirken des von den Würdenträgern der Kirche und von Rom selbst gefürchteten Ordens geißelte und das größte Aufsehen erregte.

Der Herzog begrüßte seine Gäste in der liebenswürdigsten und zuvorkommendsten Weise, ohne daß jedoch die Wolke unmuthiger Sorge von seiner Stirn verschwand, — man setzte sich in dem mit geschmackvollster Eleganz ausgestatteten Speisesaal zu Tische. Aber trotz des unwiderstehlichen Reizes der im Glanz des Sèvresporzellans, des Krystalls und des Silbers schimmernden Tafel, trotz der Meisterstücke der Köche, trotz der belebenden Geister der edelsten Weine erhob sich die Gesellschaft nicht zu der heitern Fröhlichkeit, die sonst hier zu herrschen pflegte. Vergebens formte d'Alembert seine tiefen Gedanken in die schönen Worte, deren er so meisterhaft Herr war, — vergebens machte Diderot seine scharfen, beißend witzigen Bemerkungen, vergebens erschöpfte sich der Baron Holbach in lustigen Einfällen, der Herzog blieb finster und schweigsam, wenn er auch mit der vollkommensten Selbstbeherrschung auf jede Bemerkung eine artige und treffende Antwort hatte und niemals die Unterhaltung in's Stocken gerathen ließ.

Man kehrte früher als sonst, das Dessert abkürzend, in den Salon zurück, — der Kammerdiener des Herzogs servirte den Kaffee und die Herzogin ließ sich auf einem kleinen Kanape in der Nähe des Kamins nieder, indem sie eine Tapisseriearbeit zur Hand nahm, um, wie sie pflegte, den lehrreichen und anregenden Gesprächen zu folgen, welche die so heitere und so gesellige Stunde nach dem Diner ausfüllten, und an denen sie dann durch eine hin und wieder eingestreute Bemerkung theilnahm, ohne jemals aus den Grenzen zurückhaltender Weiblichkeit herauszutreten.

„Sie sind nicht heiter, Herr Herzog," sagte der Baron Holbach, indem er die geleerte Tasse auf eine Konsole stellte, — „während des ganzen Diners schon lag — verzeihen Sie mir die Kühnheit — ein drückendes Gewicht auf den Flügeln Ihres Geistes, die sonst in so freiem Schwunge die Unterhaltung hierhin und dorthin zu tragen verstehen — und Sie haben doch wahrlich keinen Grund zur Verstimmung — Sie sind allmächtiger Minister, fast unumschränkter Gebieter dieses schönen Landes von Frankreich, Sie haben, was selten ist, eine glückliche Familie, — Sie haben endlich — ich bitte die Frau Herzogin um Verzeihung — was noch seltener ist, einen vortrefflichen Koch, der uns dieß Wunder von einem kleinen Diner komponirt hat, — in der That, Herr Herzog — ich frage: was bleibt Ihnen zu wünschen?"

„Der Baron hat Recht," sagte d'Alembert hinzutretend, — „das Schicksal hat seine schönsten Gaben über Sie ausgeschüttet, Herr Herzog, — Sie sind die Sonne am politischen Himmel Frankreichs, — Sie gebieten über den Glanz der Macht, — über das Licht des Geistes — und," fügte er mit einer Verbeugung gegen die Herzogin hinzu, „die Wärme der Liebe —"

„Ihre Freundschaft für mich macht Sie zum Schmeichler, d'Alembert," erwiederte Choiseuil seufzend. — „Die Wärme der Liebe — ja sie erfüllt und beglückt mein Leben," sagte er innig, indem er der Herzogin die Hand küßte, — „das Licht des Geistes — o ich möchte seine Strahlen über die Welt verbreiten können wie die Sonne, — aber wie ihr, so

wallen auch mir die finsteren Schatten nächtiger Finsterniß entgegen, denn selbst das himmlische Gestirn des Tages muß oft von dunklen Nebeln sein strahlendes Antlitz verhüllen lassen! Und der Glanz der Macht? — Es gibt nur eine Sonne in Frankreich; wir Anderen sind die Planeten, die von jener nur das Licht empfangen, die in die Dunkelheit zurücksinken, wenn sie sich von uns wendet — und," fügte er düster hinzu, „schon steigen die Wolken herauf, die meines erborgten Glanzes schwarzes Leichentuch sein werden."

„Und darum muthlos, Herr Herzog?" warf Diderot ein. — „Wer könnte es wagen, gegen Sie aufzutreten, wer könnte Ihnen gefährlich werden, wenn Sie ernsthaft und kräftig Ihre Macht behaupten wollen? Ihre Feinde sind die Feinde des Lichtes, der Wahrheit, — des ganzen gebildeten Volkes von Frankreich, — treten Sie kühn hervor, rufen Sie ohne Rückhalt, ohne Zögern den Geist des erwachenden, des denkenden Volkes in die Schranken, stellen Sie sich an die Spitze der unbesiegbaren Armee des Lichtes, — und Sie werden der Herr Ihrer Zeit sein, — von Ihnen wird der Thron den Glanz der Macht empfangen, — wie Spinnengewebe wird Ihr Schritt die Kabalen des Hofes zerreißen."

„Nicht doch, Diderot," sprach Choiseuil mit fast wehmüthigem Ernst, — „Sie täuschen sich — Sie kennen die Welt nicht wie ich. — Wenn ich heute falle, so wird man einige Pamphlete schreiben, — einige beißende Epigramme machen, — aber doch wird Alles huldigend dem neuen Ge-

stirn der Macht sich beugen — und keine Hand wird sich für mich erheben! — Und geschähe es doch, würde ich den Funken des jetzt ruhig aufleuchtenden Lichtes zur lodernden Flamme anblasen, — das wäre die Revolution, die nahe schon unter der Oberfläche unserer Tage lauert, — diese Revolution aber würde mich verschlingen — Sie auch, Diderot — uns Alle — wie Kronos seine Kinder!"

„Sie sehen zu schwarz, Herr Herzog," sagte Baron Holbach, — „die Revolution steigt nicht so leicht herauf in diesem königlichen Frankreich, — nicht zum Kampf gegen den Thron erhebt sich das Volk, — sondern zum Kampf gegen die Priester, welche den Purpur mit ihren schwarzen Kutten überkleiden wollen, — welche immer dieselben waren zu allen Zeiten und bei allen Völkern. Dem kühnen Geiste, der das von Priesterhänden aufgeführte künstliche Gebäude, das man Religion nennt, zu zertrümmern wagt, gehört die Zukunft, — Ihnen, Herr Herzog, wenn Sie, ein neuer Prometheus, die Fackel des göttlichen Lichtes der Wahrheit in diesen finstern Bau schleudern, — der stets derselbe ist, — in welchem ewig dieselbe heuchlerische Herrschsucht den freien Menschengeist durch Lüge und Furcht knechtet, — diese priesterliche Herrschsucht, welche in den Tempeln der Isis und des Osiris wohnt, wie in den Domen der Christenheit!"

„Es ist nicht schön von Ihnen," sagte die Herzogin von Choiseuil in sanft verweisendem Ton, — „und es ist auch nicht gerecht und nicht wahr, lieber Baron, daß Sie die Religion und die Kirche mit ihren Auswüchsen zusammen-

werfen. Die Kirche ist älter als alle Staaten und Reiche — und wenn Sie die Welt reformiren wollen, so sprechen Sie gegen die Mißbräuche der Priester, gegen ihre Herrschsucht und ihre Heuchelei, aber nicht gegen die Religion, nicht gegen die Kirche. Die Religion ist der göttliche Keim in der Menschenseele, aus welchem heraus dieses in den irdischen Staub niedergesenkte Samenkorn wieder emportreibt in blühendem Leben dem Himmelslicht entgegen — und die Kirche ist die treue Gärtnerin, welche diese Triebe schützt, behütet und pflegt. Reißen Sie die Religion aus den Herzen der Menschen und die Erde wird nur noch ein Geschlecht tragen, schlimmer als die wildesten Raubthiere, — stürzen Sie die Kirche nieder — und dieser künstliche Bau, den Sie Staat nennen, wird bald folgen. Hüten Sie sich, die Religion und die Kirche anzugreifen, — denn sonst werden Sie uns — allen Frauen Frankreichs — den Krieg erklären, — und — wir sind eine starke Macht —" sagte sie lächelnd, indem sie drohend den Finger erhob.

„Deren Gewalt und Herrschaft Niemand bereitwilliger anerkennt als ich, Frau Herzogin," erwiederte Baron Holbach, — „und ebenso beuge ich mich vor der Religion, die Sie den göttlichen Keim in der Menschenseele nennen, — aber bedarf diese Religion der Priester? — bedarf sie der Kirchen? Hat nicht der Schöpfer der Welt selbst ihr den herrlichsten Dom erbaut — in seines Himmels leuchtendem Gewölbe, — die erhabensten Altäre gegründet — in seinen schimmernden Bergen, — den süßesten Weihrauch gespendet

in — seiner Blüten tausendfältigem Duft? — und hat er nicht uns selbst Alle zu Priestern berufen in diesem großen Tempel seiner Allmacht? — Wozu sollen wir diese Priesterschaft abtreten an eine gierige Kaste, die sie als Monopol der Habsucht und des Ehrgeizes ausbeutet?"

Der Herzog sagte kopfschüttelnd:

„Der Baron geräth ja ganz in die Theorieen dieses Herrn Jean Jacques Rousseau, dem die Marquise eine Pension angeboten und der sie ausgeschlagen hat, — nehmen Sie sich in Acht, Baron Holbach, — das sind gefährliche Theorieen in ihrer kalten, erkünstelten Sentimentalität, — sie können nicht reformiren, sondern nur zerstören, — und wenn die Schüler dieses Rousseau mit ihrer ascetischen Eitelkeit und ihrer hochmüthigen Bescheidenheit jemals zur Herrschaft gelangen, — dann werden sie Hekatomben von Menschenopfern schlachten, — während sie zugleich über die Staubfäden eines Veilchens philosophiren."

„Und doch, Herr Herzog," erwiederte Baron Holbach, „ist dieser Rousseau der Apostel einer neuen Aera der Menschheit, — wie die Priester die Vertreter sind der finstern Vergangenheit; — dem weisen und großen Staatsmanne gehört die Zukunft, der mit starker und fester Hand diese beiden Mächte erfaßt und lenkt, — die eine, um sie zu beugen unter das Gesetz und das Recht — die andere, um sie zu entkleiden von thörichter Uebertreibung und den Kern der Wahrheit, den sie in sich trägt, zu pflegen und zu entwickeln."

„Rousseau hat also die Pension zurückgewiesen?“ rief Diderot freudig, — „das freut mich, daß er seine Unabhängigkeit bewahrt hat gegen die Lockungen der Marquise, — die — ich sage es offen — zu meinem Bedauern Ihre Freundin ist, Herr Herzog.“

Der Herzog von Choiseuil hatte in sinnendes Nachdenken versunken dagestanden.

„Sie haben Recht, Baron,“ sagte er, ohne auf Diderot's Bemerkung zu antworten, — „jene beiden Mächte lenken und bestimmen die Zukunft der Welt, wie die beiden Rosse, das lichte und das dunkle, welche Plato vor den Wagen der menschlichen Seele spannte. Aber wie schwer schon ist es, diesen kleinen Wagen des eigenen Selbst zu lenken, über den doch Jeder allein Herr und Meister ist! — Um mit zwei solchen Rossen aber die Welt auf sicherer Bahn zu führen, dazu müßte man der Sonnengott selbst sein — wie es der große König war in seinen schönen Tagen; — ein vermessener Phaëton aber, der nicht als Herr die Zügel zu führen vermag, würde zerschellen in furchtbarem Sturz und die Welt mit in den Abgrund niederreißen. Dazu fühle ich nicht die Kraft in mir, — obgleich die Kaiserin von Rußland mir die Ehre erzeigt, mich den Kutscher von Europa zu nennen.“

„Die Kraft des Sonnengottes,“ sagte d'Alembert mit mildem Ernst, „liegt in den Händen Desjenigen, Herr Herzog, — der es wagt, das leuchtende Gestirn eines geistigen Tages über die Menschheit heraufzuführen, — der es wagt, das denkende Volk als seine einzige Stütze zu betrachten, —

diesem Volk als seinem einzigen Verbündeten die Hand zu reichen — über alle jene kleinlich durch einander spielenden Mächte des Hofes und ihre Intriguen hinweg —"

„Die dennoch in ihrer Kleinlichkeit stark genug sind," rief Choiseuil schnell einfallend, „um aus den vereinten Fäden ihrer Intriguen ein Netz zu knüpfen, das einen Löwen fesseln kann."

„Der Löwe muß den Muth haben," sagte Diderot, „das Netz zu zerreißen, — das ganze Volk wird zu seiner Hülfe herbeieilen —"

„Muth — Diderot?" rief Choiseuil mit blitzenden Augen. — „Stellen Sie mich dem Lawinensturz der Berge, dem Wogenrollen des sturmgepeitschten Meeres entgegen — mein Muth wird nicht wanken und mein Wahlspruch wird sein: Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae! Aber was hilft die Kraft, — was' hilft der begeisterte Muth in einem Kampf, den nur List und zähe Beharrlichkeit führen kann, in dem es nicht gilt, einem offen herandrohenden Feinde die Brust zu bieten, sondern langsam und vorsichtig alle die Knoten zu entdecken und zu lösen, welche neidische Mißgunst in dunkler Verborgenheit knüpft, — alle die Streiche abzuwehren, welche heuchlerisch lächelnde Bosheit gegen uns führt? Sie bedauern, Diderot, daß die Marquise meine Freundin ist — Sie thun ihr Unrecht, — die Marquise ist besser und größer als man glaubt, — durch sie allein kann ich, wenn auch langsamen und gehemmten Schrittes, meinem Ziele mich nähern. Und dieses Ziel ist

so groß — so erhaben! Ich will nicht die Kirche und ihre Tempel zerstören, Baron Holbach, — aber ich will Frankreich seine eigene freie Kirche errichten, frei in ihrem Glauben und Denken von jener fremden Macht in Rom, welche kein Gefühl hat für die Größe und das Glück des Landes, — ich möchte das Volk erlösen aus den Fesseln fruchtloser Arbeit, daß seine Werkstätten und seine Felder ihm zur wahren, zur eigenen und theuren Heimat werden, — aber wie — wie soll ich diesem Ziel nahe kommen, wenn ich nicht die Kräfte benütze, durch deren Spiel und Gegenspiel die Welt gelenkt wird, — ich will das Licht, — und wenn des Lichtes ewig reiner Strahl durch trübes Glas auch zu unserem Auge dringt, — bleibt es darum weniger Licht? — sollte ich seinem Strom den Zugang verschließen, weil ich das trübe Glas durch reineres nicht ersetzen kann? — Die Philosophen können ihre Systeme bauen in des Denkens freier, unbeschränkter Sphäre, — der Staatsmann muß im gegebenen, streng bemessenen Raum sich einzurichten wissen."

D'Alembert trat nahe zu ihm heran und fragte, mit offenem, freiem Blick ihn anschauend:

„Sie streben nach dem Licht, Herr Herzog, — ich weiß es und ganz Frankreich dankt es Ihnen, — doch — verzeihen Sie mir die Frage in dieser Stunde der Offenheit, — kann der Bund mit dem finstern Oesterreich, an dessen Hof die Hand Roms allmächtig ist, zum Lichte führen? Warum wollen Sie für das Kabinet von Wien jenen edlen König von Preußen bekämpfen, der, ein Philosoph auf dem

Throne, Licht und Freiheit in seinen Staaten verbreitet und allen erleuchteten Geistern Europas die Hand bietet?"

„Ich bewundere den König Friedrich, d'Alembert," erwiederte Choiseuil ohne zu zögern, — „aber ich fürchte ihn — ich fürchte ihn als Franzose; — als der Sohn meiner Rasse wünsche ich, daß Frankreich an der Spitze der Welt bleibe in seinem Geist und seiner Macht, — wenn aber der Geist, mit welchem der König von Preußen sein Volk durchdringt, noch mehr erstarkt, wenn ihm das schnell gezückte Schwert die Bahnen öffnet, dann wird ein Augenblick kommen, in welchem dieses kleine Preußen, das man vor Kurzem verspottete und das heute schon den ersten Mächten Europas die Spitze bietet, das deutsche Volk um sich sammeln wird; — das vielgetheilte, so schwerfällige und ungefüge römische Reich wird verschwinden und ein neues Reich der deutschen Nation wird erstehen, — geführt von dem Geist und der Kraft dieses siegreich aufstrebenden Preußens. Und dieses neue deutsche Reich, zu dessen Bau der König Friedrich heute den festen Grundstein legen möchte, — dieses deutsche Reich wird der Todfeind Frankreichs sein, — es wird den Platz in Europa in Anspruch nehmen, der uns gebührt, — und — ich habe nicht die Zuversicht, daß wir ihn behaupten werden. — Darum müssen wir dem Beginn widerstehen, denn wenn wir Preußen unterdrücken, so unterdrücken wir die Zukunft Deutschlands und erhalten diesen an unseren Grenzen schlafenden Riesen in seiner Ohnmacht. — Sie sehen, d'Alembert," fuhr er nach einer augenblick-

lichen Pause fort, — „ich lebe nicht bloß vom Tage zum Tage, — ich sende meinen Blick sorgsam spähend in die Zukunft voraus, — aber," sagte er traurig, — „Sie selbst verstehen mich nicht — und Sie sind doch mein Freund, — was soll ich von Denen erwarten, die mir fern stehen, — die mich von fern beurtheilen, — und nicht meine Freunde sind?"

„Es ist schwer, Herr Herzog," erwiederte d'Alembert, „ein großes Reich zu regieren, und ein leitender Staatsmann auf seiner Höhe muß einsam dastehen."

„So einsam, d'Alembert," rief Choiseuil schmerzlich bewegt, — „daß dieser Einsamkeit lastendes Gewicht mich erdrückt, daß mich oft tiefe Sehnsucht erfüllt, diese Last von mir zu werfen und in stiller Zurückgezogenheit Mensch mit Menschen zu sein."

Die Herzogin näherte sich ihrem Gemahl schnell und ergriff seine Hand.

„Und warum bleibst Du mit dieser Sehnsucht im Herzen in jener unheimlichen Welt des Kampfes, des Hasses, des Undankes und der Verstellung?" fragte sie. „Knüpfen Dich nicht stärkere Bande an mich, die ich mit tagelanger Angst und Unruhe die seltenen Lichtblicke glücklicher häuslicher Ruhe erkaufen muß? — Laß uns hingehen nach Chanteloup, — wo wir uns selbst leben können, — wo Du hinter dem lächelnden Antlitz der Freunde nicht den Verrath suchen darfst, — wo Du der fürstliche Herr bist auf Deinem eigenen Besitz und tausend Glückliche machen kannst, statt hier in

ermattender Arbeit eine trügerische Größe zu vertheidigen und für jede Gunst und Wohlthat nur tückischen Undank zu erkaufen. — O stehen Sie meiner Bitte bei, meine Herren, — Sie leben in der reinen Welt des geistigen Schaffens und des harmonischen Friedens der Wissenschaft, — helfen Sie mir meinen Gemahl in dieselbe Welt herüberzuziehen aus jener starrenden Wildniß des Hofes und der Politik."

Choiseuil sprach mit weicher Stimme, indem er die Herzogin an sich zog und den Arm um sie schlang:

„Es bedarf der Unterstützung der Freunde nicht, meine Theure, um Deine Bitte zu meinem Herzen dringen zu lassen, mehr als je habe ich in der letzten Zeit die Sehnsucht nach Ruhe empfunden, — mehr als je ist mir der Hof und sein Treiben verhaßt —"

„Halten Sie ein, Herr Herzog," rief d'Alembert, — „verbannen Sie diese weichen Gefühle, — wer da steht, wo Sie stehen, — wer das Schicksal einer großen Nation in seinen Händen hält und die Kraft fühlt, Millionen einer glücklichen Zukunft zuzuführen, der gehört sich nicht mehr selbst, — der hat das Recht nicht, wie der kleine Bürger, stilles friedliches Glück vom Leben zu fordern. Man steigt nicht umsonst zu den Gipfeln des Daseins empor; — wer den Blick von freier Sonnenhöhe auf die niedere Welt herabsenken will, der muß auch dem Sturm und den Wettern trotzen. Was soll aus Frankreich werden, Herr Herzog, wenn Sie uns verlassen?"

„Gott wird für Frankreich sorgen," sagte die Her-

zogin bittend, — „laß uns zum Frieden, zum Glück zurückkehren.“

Choiseuil stand unschlüssig da, — ein Diener trat ein und brachte auf einer Platte von Vermeil einen Brief, — der Herzog löste schnell das Siegel des Couverts und las das kleine Billet. Heftige Bewegung malte sich auf seinen Zügen, unruhig hingen die Blicke seiner Gemahlin an ihm.

„Du sprichst vom Frieden,“ rief der Herzog mit zornflammenden Blicken, — „und schon tönt mir von Neuem der Kriegsruf der Gegner entgegen! — Hören Sie, d'Alembert, — hören Sie, Diderot, — und Sie, Baron Holbach, — eine unbekannte Hand schreibt mir, — der Pater Linière habe einen Boten nach Rom gesendet mit der Nachricht, daß mein Sturz sicher sei, — Richelieu sei zu meinem Nachfolger bestimmt, — heut Abend noch oder spätestens morgen werde Alles vollzogen werden.“

„Richelieu — im Bunde mit den Jesuiten,“ rief Baron Holbach, — „welch' unerhörte Verbindung —“

„Die Feindschaft gegen mich hat sie geknüpft,“ fiel Choiseuil ein. „Aber warten Sie, meine Herren Patres, — warten Sie, Herr Herzog von Richelieu, — Ihnen will ich nicht weichen; — wohl möchte ich zurücktreten, um in Frieden auszuruhen, — aber stürzen, meine Herren, — stürzen sollen Sie mich nicht, — Sie sollen fühlen, daß Choiseuil der Mann ist, Ihrer Intrigue die Stirn zu bieten —“

„So ist es recht, Herr Herzog,“ rief Baron Holbach, —

„treten Sie furchtlos in den Kampf für das Licht — für Frankreichs Zukunft — das Volk steht hinter Ihnen."

„Es ist heut Abend ein Maskenfest bei der Marquise," sprach Choiseuil entschlossen, — „ich wollte zu Hause bleiben, — nun aber werde ich hingehen, — meine Feinde sollen mich auf dem Platze finden."

„O diese Politik," seufzte die Herzogin, — „sie ist ein Dämon von unwiderstehlicher Gewalt, und wer ihr einmal verfallen ist, den reißt sie ohne Erbarmen in ihre Wirbel fort!"

Choiseuil reichte der Herzogin den Arm und sprach mit ruhiger Höflichkeit: „Leben Sie wohl, meine Herren, — morgen bin ich nicht mehr Minister — oder Frankreich ist von meinen finsteren Gegnern befreit."

„Und wir, meine Freunde," rief Diderot, — „wir wollen nach Paris eilen und alle geistigen Kräfte Frankreichs aufbieten zum Kampfe gegen die Feinde des Lichts und der Freiheit!"

Die Philosophen verabschiedeten sich eilig von dem Herzog und der Herzogin und fuhren in der leichten Equipage des Baron Holbach nach Paris zurück, um noch an demselben Abend ihre weit verzweigten Verbindungen zu erneuten Angriffen gegen die Gegner des Ministers in Bewegung zu setzen, was eine Flut von witzigen und boshaften Quatrains und von schneidenden Broschüren zur Folge hatte, denn diese Spottgedichte und kurzen kritischen Abhandlungen waren damals die Waffen, mit denen die öffentliche Meinung bei

dem Mangel einer organisirten Tagespresse sich Geltung schaffte und ihr mißliebige Personen und Zustände angriff.

Der Herzog von Choiseuil aber umarmte mit herzlicher Innigkeit seine Gemahlin, die mit thränenden Augen zu ihm aufblickte.

„Sei ruhig, meine theure Freundin," sagte er, — „ich fürchte den Sieg meiner Feinde nur für Frankreich, — nicht für mich, — ich werde freudig, wenn es das Schicksal so fügt, in eine glückliche Einsamkeit mich zurückziehen, — aber ohne Kampf sollen sie nicht triumphiren, — man soll niemals sagen, daß Choiseuil seinen Gegnern den Rücken gewendet hat. Mein Blick ist geübt, die Schattirungen in dem Leben des Hofes zu erkennen; existirt die Intrigue, vor welcher eine unbekannte Hand mich gewarnt, so werde ich heut Abend einen Faden derselben erfassen."

Noch einmal küßte er der seufzenden Herzogin die Hand, dann eilte er in seine Gemächer, ließ sich von seinem Kammerdiener einen schwarzen Domino, einen Hut mit schwarzen Federn und eine seidene Halbmaske reichen und fuhr in seiner Karrosse mit dem großen Wappen am Schlage, mit Läufern und Fackelträgern nach der seitwärts von den königlichen Appartements gelegenen Wohnung der Marquise von Pompadour, deren Fenster in hellem Lichte strahlten, und vor deren Aufgangstreppe sich eine Welt von an- und abfahrenden Wagen, von Masken und Lakaien durch einander drängte.

Alles machte dem Herzog Platz, obgleich die Maske sein

Gesicht bedeckte, man hatte seine Livrée erkannt und er gab sich keine Mühe, seine Haltung und seinen Gang zu verstellen. Stolz schritt er die breite, von riesigen Kandelabern erleuchtete Treppe hinauf, während er mit bitteren Gefühlen darüber nachdachte, wie diese ganze Menge, die jetzt so ehrerbietig ihm auswich, voll Hohn über seinen Sturz jubeln würde, wenn es seinen Feinden gelänge, über ihn zu triumphiren.

Elftes Kapitel.

Gaſton von Aurigny hatte ſich, dem durch den Herrn von Chamillard ihm überbrachten Befehl folgend, nach dem Hotel des Marſchalls von Richelieu begeben, indem er ſorgenvoll und unruhig überlegte, was der Marſchall, der in jenem Augenblick gar kein militäriſches Kommando führte, mit ihm vorhaben könnte. Endlich fiel ihm ein, — die Jugend iſt ja ſo unerſchöpflich reich an Hoffnungen, daß vielleicht die Marquiſe dennoch an ſeine Bitte gedacht haben könne, und daß vielleicht der Herzog von Richelieu in ihrem Auftrage mit ihm ſprechen wolle. Ganz glücklich über dieſe Löſung des ihm unerklärlichen Befehls, trat er in den Empfangsſaal des Hotel Richelieu, der ſeit einiger Zeit verödet geweſen war, da man den Herzog in Ungnade glaubte, in welchem ſich aber heute bereits zahlreiche Beſucher befanden. Man hatte die lange und huldvolle Unterredung des Königs mit Richelieu bemerkt, und er war dadurch einer der Kryſtalliſationspunkte geworden, um welche die kreiſenden Atome der Höflingswelt, einen feſten Halt ſuchend, ſich anſetzten. Gaſton

wartete, beſcheiden in eine Ecke des Salons zurückgezogen und kaum beachtet von all' den glänzenden Trabanten jenes Sonnenſyſtems des Hofes, welche erſchienen waren, um den in dieſem Augenblick vom Lichte der königlichen Gunſt beſtrahlten Planeten, den Herzog von Richelieu, zu umkreiſen und ſeinen Bahnen zu folgen.

Endlich erſchien der Marſchall — bei ſeinem Eintritt neigten ſich die Köpfe der Anweſenden, da kein Höherer zugegen war, faſt ebenſo tief, als ſie es in dem königlichen Appartement vor Seiner Majeſtät gethan hatten. Der Herzog überflog mit ſiegesſtolzem Lächeln, in welches ſich etwas ſpöttiſche Laune miſchte, die zahlreiche Verſammlung in ſeinem kurz vorher noch ganz entvölkerten Empfangsſaal. Er grüßte hochmüthigen Blickes mit einer kurzen Verneigung die Anweſenden und ging dann zu deren höchſtem Erſtaunen gerade zu dem jungen Musketier hin, dem er mit freundlich vertraulichem Kopfnicken ſagte: „Folgen Sie mir, Herr von Aurigny.“

„Es iſt richtig,“ dachte Gaſton, vor Freude erröthend, „die Marquiſe hat mit ihm geſprochen, — welches Glück!“

Ganz ſtolz folgte er dem Marſchall, in höchſter Spannung das Kommende erwartend.

Richelieu führte ihn in ein reizendes kleines Zimmer, das die Mitte hielt zwiſchen dem Boudoir einer launenhaften Dame, dem Kabinet eines Diplomaten und der Wohnung eines Soldaten, und blieb hier vor ihm in der militäriſchen Haltung, die er ſo gut anzunehmen verſtand, ſtehen, indem

er den schönen jungen Mann prüfend, aber mit wohlwollender Freundlichkeit betrachtete.

„Mein Herr von Aurigny," sagte er, „ich bin Ihnen heute im Hause der Frau Herzogin von Guéménée begegnet, — um die Gunst dieser so ausgezeichneten und von Seiner Majestät so hoch geschätzten Dame zu besitzen, müssen Sie ein vortrefflicher junger Mann sein und ich habe daran gedacht, Ihnen eine ausgezeichnete Laufbahn zu öffnen."

Gaston konnte nur durch eine stumme Verbeugung antworten, — die Erwähnung der Herzogin von Guéménée verwirrte ihn, da er eine Berufung auf die Marquise von Pompadour erwartet hatte; doch klangen die Worte des Marschalls so freundlich und ermuthigend, daß sie sein Herz von froher Hoffnung schwellen ließen.

„Es findet sich dazu gerade jetzt eine vortreffliche Gelegenheit," fuhr Richelieu fort, „der König hat eine überaus dringende und wichtige Botschaft nach Wien zu senden, deren pünktliche und schnelle Ueberbringung der Anerkennung Seiner Majestät gewiß ist. Ich habe sogleich an Sie gedacht und Seine Majestät gebeten, Ihrem Eifer und Ihrer Verschwiegenheit diesen geheimen Auftrag anzuvertrauen."

Gaston brach fast zusammen unter der Wucht dieses Schlages. Wie durch eine plötzliche Erleuchtung erhellte sich das Dunkel, das ihn bisher umgeben, — die Huld des Königs für Louise, von welcher diese ihm gesprochen, — die so eifrige Unterhaltung Seiner Majestät mit dem jungen Mädchen, — die dringende Einladung zu dem Fest am heu-

tigen Abend, und nun dieser Befehl, der ihn auf lange weithin entfernte, der ihm durch Richelieu überbracht wurde, den langjährigen Vertrauten des Königs bei dessen galanten Abenteuern, — das Alles vereinigte sich in unverkennbarem Zusammenhang — ein Schwindel erfaßte ihn, er schwankte und sah den Marschall mit starren, entsetzten Blicken an.

Dieser schien die Bewegung des jungen Offiziers durchaus nicht zu bemerken. Er zog einen mit dem großen königlichen Wappen versiegelten Brief aus seiner Uniform und sagte:

„Hier, mein Herr, — diesen Brief haben Sie an den Kardinal Bernis zu überbringen, — in einer Stunde müssen Sie auf der Reise sein, und je schneller Sie in Wien ankommen, um so größer wird die Zufriedenheit des Königs sein, — in Wien werden Sie sich zur Verfügung des Kardinals stellen und dessen weitere Bestimmung abwarten."

„Aber, Herr Herzog —," begann Gaston zitternd, — „ich —"

„Ah, ich vergaß," fiel Richelieu lächelnd ein, „die Kasse eines jungen Musketiers pflegt nicht immer gefüllt zu sein wie die eines Generalpächters, — hier," fuhr er fort, indem er aus einer Schatulle von Ebenholz eine große und runde Börse nahm, durch deren grünseidene Maschen der Glanz der Goldstücke schimmerte, — „hier, das wird ausreichen, — in Wien wird der Botschafter für Ihre Bedürfnisse sorgen, — doch vor Allem reisen Sie unverzüglich ab und schonen Sie die Postpferde nicht."

„Herr Herzog," stotterte Gaston, — „ich möchte, — ich habe Freunde, — ich möchte mich von ihnen verabschieden, — bis morgen —"

Richelieu sah ihn erstaunt an, als höre er etwas Unglaubliches, Unfaßbares.

„Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr," sprach er mit scharfer Betonung, „daß der Auftrag besondere Eile und besonderes Geheimniß erfordert, es soll Niemand wissen, daß Seine Majestät einen Kurier nach Wien absendet."

Gaston fand seinen Muth und seine Entschlossenheit wieder, — je mehr er durchschaute, was im Werke war, um so mehr fühlte er sich verpflichtet, zum Schutze Louisens an ihrer Seite zu bleiben auf jede Gefahr hin.

„Herr Herzog," sagte er mit fester Stimme, — „Ihr Vertrauen, dem ich den Auftrag Seiner Majestät verdanke, ehrt mich und ich werde in jeder Weise mich in anderen Fällen desselben würdig zu beweisen suchen. Ich bin aber Soldat, Herr Herzog, und habe weder Geschick noch Neigung für die Diplomatie, möge Seine Majestät, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, mich zu einem Regimente senden, das vor dem Feinde steht, — ich werde mit Freuden meinem Berufe folgen, — diesen Auftrag aber bitte ich einem Andern zu übertragen, der dafür mehr Geschick hat."

Der Marschall richtete sich hoch auf und sprach streng, während ein Lächeln spöttischer Ueberlegenheit um seine Lippen spielte:

„Die Ausführung der Befehle Seiner Majestät ist nicht

von dem Belieben Derjenigen abhängig, welche der König dafür auswählt, — ich bin erstaunt," fuhr er achselzuckend fort, „daß ein junger Edelmann, der die Ehre hat, in dem Korps der Musketiere zu dienen, das nicht weiß."

„Ich weiß sehr wohl, Herr Herzog," erwiederte Gaston, ohne seine Augen vor dem drohenden Blick Richelieu's niederzuschlagen, „daß es eine hohe Ehre ist, für die Aufträge Seiner Majestät ausgewählt zu werden, — aber ich bitte, diese Ehre ablehnen zu dürfen, — ich bitte um einen Auftrag, der im Kreise meines Berufs als Soldat liegt."

Richelieu's Blicke flammten vor Zorn über den Widerstand dieses so unbedeutenden, so tief unter ihm stehenden jungen Mannes in einer Sache, von welcher die Durchführung aller seiner ehrgeizigen Pläne abhing.

„Mein Herr," sagte er mit schneidender Schärfe, — „ein Soldat hat vor Allem zu gehorchen, — ich, Marschall von Frankreich, ertheile Ihnen im Namen des Königs den Befehl, diesen Brief Seiner Majestät sofort nach Wien zu überbringen und auf der Stelle abzureisen — wenn Sie in einer Stunde noch in Versailles sind, so werden Sie in der Bastille weiter über die Folgen Ihrer Insubordination nachdenken."

Er reichte ihm mit würdevoller Hoheit den Brief des Königs.

Das Blut drängte zu Gaston's Schläfen hin, eine heftige Erwiederung schwebte auf seinen Lippen, — aber wie ein Blitz durchfuhr ihn der Gedanke, daß Alles verloren sei,

wenn er seine Freiheit verlöre, und daß es bei fernerem Widerstande den Marschall nur einen Wink koste, ihn sogleich von hier nach der Bastille abführen zu lassen.

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, verneigte er sich, nahm den Brief und eilte wie ein Träumender durch das Vorzimmer, während mancher neidische Blick dem vermeintlich Begünstigten folgte.

„Thörichtes Kind," sagte Richelieu ihm nachblickend, — „solche sentimentale Gefühle dürfen den Gang der Politik nicht durchkreuzen, mit der ich mich ja beschäftigen muß, da mir meine gute Freundin, die Marquise, und mein vortrefflicher Feind, Herr von Choiseuil, kein Kommando und keinen Botschafterposten geben wollen. Er ist hübsch, die wiener Damen werden ihn diese Kinderei vergessen machen," sagte er lächelnd, „und wenn diese kleine Louise einmal allmächtig sein wird, so wird er mir danken, daß ich ihn verhindert habe, ihren Weg zur Herrschaft zu versperren!"

Dann rief er seinen Sekretär Rafté und befahl ihm, allen im Vorzimmer Anwesenden zu sagen, daß er zu sehr beschäftigt sei, um noch Jemand zu empfangen, eine Vorsicht, die seinen Einfluß durch das Dunkel, mit dem er sich umgab, noch erhöhen mußte.

Gaston kehrte in fiebernder Unruhe nach seiner Wohnung zurück. Er mußte um jeden Preis Louise sprechen, um sie zu warnen vor der Gefahr, die sie bedrohte, er wollte sie anflehen, mit ihm zu fliehen, um mit ihr in der Verborgenheit zu verschwinden und lieber Armuth und Elend zu er-

tragen, als sie in den Abgrund sinken zu lassen, den er vor ihr sich öffnen sah und vor dem nur die Flucht sie retten konnte. Aber es war unmöglich, zu ihr zu dringen, die Damen mußten bei der Toilette sein, und er würde unter keiner Bedingung Einlaß in das Hotel der Herzogin von Guéménée finden können. Die einzige Möglichkeit, sie zu sehen und zu sprechen, bot sich auf dem Ball der Marquise, — aber er hatte den Brief des Königs, der ein Staatsgeheimniß enthielt, er hatte den so bestimmten Befehl des Herzogs von Richelieu, — er wußte, was ihm bevorstand, wenn er diesem Befehl trotzte, — ewiger Kerker, vielleicht entehrende Strafe, Tod sogar, — und das Alles drohte ihm um so sicherer, je nothwendiger seine schnelle Entfernung für die Pläne war, die ihn mit Entsetzen erfüllten.

Aber was wagt nicht ein junges liebendes Herz, wenn es sich in dem Gefühle bedroht sieht, das sein ganzes Leben ausmacht?

Er ertheilte seinem Diener den Befehl, eine Postchaise für den Dienst des Königs zu bestellen, ließ seine Garderobe einpacken und fuhr eine Stunde, nachdem er Richelieu verlassen, aus dieser Stadt von Palästen hinaus, welche in zwei Menschenaltern um das stolze Königsschloß Ludwig des Vierzehnten herangewachsen war. Gerade zur rechten Zeit, denn der Sekretär des Marschalls erschien in dem Augenblick, in welchem der junge Musketier in den Wagen stieg, um ihm die gefüllte Börse zu bringen, die er bei seinem Herrn vergessen, — Gaston nahm das Geld und ließ dem

Marschall danken, — zur Ausführung der Pläne, die er in seinem aufgeregten Geiste umherwälzte, konnte er nie zu viel davon haben, denn seine eigenen Mittel waren gering genug, und während Herr Rafté dem davonfahrenden Wagen nachsah, um seinem Herrn die wirklich erfolgte Abreise des jungen Mannes berichten zu können, konnte sich Gaston mit jener glücklichen Elastizität der Jugend, welche auch in den schwersten Sorgen ihre Spannkraft bewährt, eines flüchtigen heiteren Lachens nicht enthalten, wenn er daran dachte, daß er vielleicht mit dem Gelde des Marschalls dessen Intrigue zerstören würde. Schnell aber ging diese Heiterkeit vorüber, denn Louise zu entführen, das einzige Rettungsmittel, welches seinem Geiste sich zeigte, war, selbst wenn sie einwilligte, ein so schweres, fast unmöglich scheinendes Wagniß, daß seine ganze Liebe, sein ganzer Jugendmuth und seine ganze bis zur Fieberglut gesteigerte Erregung dazu gehörten, um nicht davor zurückzuschrecken.

Als Gaston die letzten Gartenhäuser von Versailles passirt hatte, ließ er anhalten, befahl dem Kutscher, dem er großmüthig einige von des Marschalls Goldstücken reichte, ihn hier zu erwarten, und erst, wenn er bis zum andern Morgen nicht erschienen sei, nach Versailles zurückzukehren und dort zu sagen, daß er ihn bis zur nächsten Station gefahren.

Dann gab er ein bereit gehaltenes Paket seinem Diener und ging, von diesem gefolgt, durch den Park, an dessen hinteren Eingängen die Wachen ihn in seiner Musketieruniform ungehindert passiren ließen, nach dem Schlosse zurück.

Er erwartete in einem abgelegenen Bosket den Einbruch der Dunkelheit, welche im Monat April ziemlich früh noch eintrat, und hüllte sich dann in den blauen Domino, der in dem mitgebrachten Paket enthalten war und der seine ganze Gestalt verhüllte. Er vertauschte seinen militärischen Hut mit der lang herabhängenden Feder mit einem blauen Seidenhut mit weißer Plumage und verbarg sein Gesicht hinter einer schwarzen Seidenmaske mit langer Barbe. Dann befahl er seinem Diener, der ebenfalls seinen Antheil aus Richelieu's Börse erhielt, sich zu der Postchaise zu begeben und dort bis zum Morgen zu bleiben, dann aber, wenn bis dahin Nichts geschehen sei, in seine Wohnung zurückzukehren, sich dort still zu verhalten und das Weitere zu erwarten.

Alle diese Maßregeln erregten in jener Zeit, wo die Intriguen, theils politischer, theils galanter Natur, zu den alltäglichen Dingen gehörten, weder bei dem Postillon, noch bei dem Diener, der seinem Herrn zudem ganz ergeben war, nicht die geringste Verwunderung und Gaston ging, nachdem er so für alle Fälle gesorgt, hochklopfenden Herzens nach dem Schlosse zurück. Glücklicherweise war das Wetter schön und klar, und er kam gerade zur rechten Zeit vor dem Aufgang zur Wohnung der Marquise an, um sich unter die letzten Gäste zu mischen und unbeachtet die Treppe hinaufzusteigen.

*

Der kleine Chevalier hatte sich von dem Herzog von Choiseuil verabschiedet und war, ganz wieder ermuthigt durch den tröstenden Zuspruch des Ministers und durch dessen stolze

Unterredung mit dem Pater Linière, die er angehört, in seinen Gasthof zurückgekehrt, wo er ein kleines, einfaches, aber vortreffliches Mahl zu sich nahm. Einige Gläser von dem im Auslande nicht genug gekannten und gewürdigten leicht moussirenden Wein von Anjou erfüllten ihn vollends mit Freudigkeit und sprühender Thatenlust; er verfolgte mit immer größerer Neigung den zuerst aus Depit gefaßten Gedanken, im Damenanzuge den Ball der Marquise zu besuchen, er malte sich im Geiste, während er in die aufsteigenden Perlen des topasfarbig glänzenden Weines blickte, alle die reizenden Intriguen aus, zu welchen diese Verkleidung ihn führen könnte, und in dieser aus Bangigkeit, bitterem Trotz und lebensfrischem Durst nach Abenteuern gemischten Stimmung sendete er seinen Diener mit einem zierlichen kleinen Billet nach dem Hotel der Herzogin von Guéménée, um von Fräulein Louise den versprochenen Domino zu erbitten.

Nun fügte es die Laune des Schicksals, — denn das Schicksal, welches die alte Mythologie als ein starres Wesen mit ehernen Zügen und unerbittlichen Blicken darstellt, hat in der That zuweilen ganz wundersame und tolle Launen, welche oft die tiefdurchdachten Pläne der Menschen bunt durch einander werfen, — diese Laune des Schicksals fügte es, daß die Zofe, welcher Fräulein von Beaumont den Befehl gab, die bereits zurecht gelegte Garderobe für ihren Vetter dem Boten zu übergeben, diesen Befehl nicht ganz genau verstand und den blauen Domino mit der weißen Schleife,

welchen Fräulein Louise als Erkennungszeichen für Gaston tragen wollte, in einen zierlichen mit Seide gefütterten Korb packte und ihn dem wartenden Diener übergab, der sogleich damit nach dem Gasthofe zurückeilte.

Der Chevalier bemerkte die Verwechslung nicht und hüllte sich vor dem Spiegel in das weite Gewand, das ihm fast zu lang war und dessen Capuchon seinen Kopf vollständig verbarg, so daß man nur die schwarze Maske und die unter derselben hervorblitzenden Augen sah. Der Chevalier ging vor dem Spiegel auf und ab, — die ganze Gestalt, die Bewegungen, Alles erschien völlig weiblich in dem faltigen Mantel, es wäre unmöglich gewesen, einen Mann unter demselben zu vermuthen, und zum ersten Male war er erfreut über dieß seltsame Naturspiel, das ihm möglich machte, den Hof unter dem Schutz einer Verkleidung zu beobachten, welche ihm die galante Rücksicht auch der Hochgestelltesten sicherte.

Er fuhr in seinem Miethwagen zur Marquise und mischte sich unter die bereits in dichtem Gewühl die Säle füllende Gesellschaft, wo er bald von der einen und der andern Maske intriguirt wurde und durch seine pikante Unterhaltung mehrere große Herren, unter deren Domino man ein blaues Band und einen Stern hervorschimmern sah, so zu fesseln wußte, daß sie ihn längere Zeit begleiteten und neugierig forschend in die dunkelnden Augen blickten, welche wie geistsprühende Sterne aus den Oeffnungen der schwarzen Maske hervorleuchteten.

Fräulein Louise war zwar sehr erschrocken, als ihre Zofe

ihr einen weißen Domino brachte, und sie erfuhr, der für sie bestimmte sei ihrem Vetter gesendet worden, — doch tröstete sie sich bald damit, daß sie ja ihrerseits Gaston erkennen würde, und daß dieser, wenn er den Chevalier für sie halten und anreden sollte, ja zu einem Vertrauten sprechen und das Mißverständniß sich in jeder Weise bald aufklären müsse. Ganz hoffnungsvoll und glücklich betrat sie also die lichtstrahlenden Säle an der Seite der in eine Chauve souris gehüllten Herzogin und spähte, sobald sich ihr Blick an die blendende Helle gewöhnt hatte, eifrig suchend umher, um ihren Gaston in der Menge zu entdecken.

Zwölftes Kapitel.

In den Sälen der Marquise sah man die Typen aller Völker, die ganze Weltgeschichte und die ganze Mythologie in den verschiedenen Kostümen durch einander wogen, dazwischen Dominos in allen Farben — es war ein so dichtes Gewühl, trotzdem nur die besonders Begünstigten Einladungen erhalten hatten, daß es unendlich schwer war, einander zu finden, daß aber auch Diejenigen, denen es gelungen war, sich zu finden, volle Muße hatten, in den tiefen Fensternischen, oder unter den Lauben von blühenden Gewächsen, welche, von matten Lampen beleuchtet, in den Ecken der Säle kunstvoll hergestellt waren, ungestört zu plaudern.

Die Marquise selbst trug ein Kostüm der Diana, das in seinem Reichthum und seinem Geschmack die Bewunderung aller Herren und den Neid aller Damen erregte.

Ein griechisches Gewand bis zum Knie aufgeschürzt, vom feinsten lichtblauen Wollenstoff, umschloß in schön geordnetem Faltenwurf ihre feine und schlanke Gestalt, und wurde über den Hüften durch einen goldenen Gürtel zusammengehalten, auf welchem Diamanten und Rubinen von unvergleichlicher

Schönheit funkelten, die schönen Arme und der schlanke Hals der Marquise trugen geschmeidig anschließende Perlenschnüre von unschätzbarem Werth, — ihr volles Haar floß in reichen Locken, nur leicht gepudert, über den Nacken herab, und über ihrer Stirn erhob sich ein Halbmond von Diamanten, — Diamanten glänzten auf dem kleinen goldenen Köcher, der über ihre Schulter gehängt war, auf dem Bogen, den sie in der Hand trug, und auf den Sandalenschuhen, welche, bis zum Knie heraufgehend, ihren schlanken Fuß und ihre zierlichen Knöchel umschlossen. Sie trug eine ganz schmale schwarze Sammetmaske vor dem Gesicht, Jedermann kannte sie und Jedermann suchte, dem huldigenden Schwarm, der sie überall umgab, sich anschließend, ihr ein entzücktes Kompliment über ihre Schönheit zu sagen, ohne den Anschein zu haben, daß sie erkannt sei.

Vergebens aber suchten die scharfen und geübten Blicke der Höflinge den König. Ludwig der Vierzehnte pflegte bei ähnlichen Gelegenheiten als Sonnengott oder Jupiter Allen kenntlich zu erscheinen, — sein Nachfolger aber liebte es, völlig unerkannt sich unter die Gesellschaft zu mischen, wobei er zuweilen derbe Wahrheiten, die ihn dann höchlich unterhielten, zu hören bekam, — heute hatte er noch einen ganz besondern Grund, die Blicke nicht auf sich zu lenken, und so musterten denn die neugierigen und von der gewitterschwülen Atmosphäre bedrückten Höflinge umsonst alle die verschiedenfarbigen Dominos, unter keinem derselben konnten sie Seine Majestät entdecken.

Die Marquise selbst suchte bisher vergeblich ihren königlichen Freund. Es war am Ende der Enfilade von Sälen, in denen die Gesellschaft sich bewegte, ein Zimmer reservirt, wie immer, wenn der König ein Fest mit seiner Gegenwart beehrte, — dieß Zimmer hing durch einen besondern Gang mit der Wohnung Seiner Majestät zusammen, nach den Gesellschaftsräumen hin standen die Thüren desselben noch offen und davor hielt Lebel in einem grauen Domino, der seine Allen bekannte Erscheinung kaum verbarg, Wache, um die Thüren zu schließen und jedem Unbefugten den Eintritt zu verwehren, sobald Seine Majestät sich allein oder in Gesellschaft zurückzuziehen wünschte.

Die Marquise bewegte sich scherzend und bald dem einen, bald dem andern ihrer Gäste mit der Spitze eines goldenen Pfeils aus ihrem Köcher den Anfangsbuchstaben seines Namens in die Hand schreibend in der Gesellschaft, doch behielt sie jenes Zimmer im Auge, — Lebel war erschienen und ging langsam in der Nähe der Thüre auf und nieder, also mußte der König kommen, doch hatte sie ihn von dorther nicht eintreten sehen, und mit einer gewissen Unruhe durchforschte sie immer von Neuem alle diese verhüllten Gestalten, — oft glaubte sie den König zu erkennen, aber bald sah sie, daß sie sich getäuscht hatte. Seine Majestät mußte die Laune haben, sich völlig unsichtbar zu machen, und es schien, daß ihm der Ring des Gyges zu Gebote stehe, um diese Laune erfolgreich durchzuführen.

Aber Richelieu war da, — nachdem er den Tag über

verschwunden gewesen, erschien er am Abend unter den Ersten in den Sälen der Marquise, um hier die Fäden der bisher so gut sich fortspinnenden Intrigue in seinen Händen zu halten, — er war tief eingehüllt in einen weißen Domino, die weißen Federn seines Hutes hingen bis zu den Schultern herab und er suchte seine Haltung zu verstellen, — aber die Marquise hatte ihn mit ihrem sichern Blick erkannt, und je mehr er sich von ihr fern zu halten bestrebt schien, um so mehr verfolgte ihn ihre scharfe Beobachtung. Denn wenn er, der hochmüthig Rücksichtslose, sich so sorgfältig zu verbergen suchte, so mußte er einen Streich im Schilde führen.

Der Chevalier stand einen Augenblick allein, — er hatte sich von einem Türken in prachtvollem, von Edelsteinen schimmerndem Kaftan losgemacht, der ihm tausend Galanterieen gesagt, und folgte mit den Augen der schönen Gräfin Rochefort, welche, leicht kenntlich, im Kostüm einer Nymphe Dianens, von Huldigungen umgeben, vorüberschritt. Seufzend blickte er der schönen Gestalt nach, aber er folgte ihr nicht, — theils aus Scheu, theils aus trotzigem Unwillen über den Spott, mit dem sie seine Gefühle gekränkt, — da näherte sich ihm eine Dame in weißem Domino und flüsterte ihm zu:

„Guten Abend, Vetter, — Sie sind in der That vortrefflich als Dame, die Täuschung ist vollkommen."

„Louise," sagte der Chevalier, der die Stimme seiner Cousine erkannt, — „und wo ist Herr von Aurigny?" fügte er neckend hinzu.

„Ach, mein Gott!“ rief Louise seufzend, „ich suche ihn vergebens, den armen Gaston, es ist schon so viel kostbare Zeit verloren von den wenigen Stunden, die wir für uns haben, — und daran sind Sie schuld,“ fügte sie hinzu, — „die Kostüme sind verwechselt, — Sie tragen den Domino, an dem er mich erkennen sollte, — ich habe schon alle Säle nach ihm durchsucht, — es ist so schwer, sich in diesem Gewühl zu finden, — wenn er Sie sieht, wird er Sie anreden, dann sagen Sie ihm, daß ich dieß andere Kostüm trage, — ich vergehe vor Ungeduld, bis ich ihn entdeckt habe.“

Der Chevalier versprach sein Möglichstes zu thun, um den glücklichen Musketier, der so sehnsüchtig gesucht wurde, zu entdecken, und Fräulein Louise verschwand mit flüchtigem Gruß in der Menge, um ihre Nachforschungen fortzusetzen.

Unmittelbar darauf näherte sich ein anderer weißer Domino, dießmal aber ein Herr, dem Chevalier und sagte mit artigem Gruß:

„Ich bitte, schöne Maske, Ihnen einen Augenblick Gesellschaft leisten zu dürfen.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, legte er den Arm des Chevalier in den seinen und führte den erstaunten jungen Mann, der sich erst wieder der Damenrolle, die er spielte, erinnern mußte, mit sich fort, langsam durch das Gewühl der Masken hinschreitend.

Der weiße Domino beugte sich herab und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Das schöne Fräulein Louise von Beaumont wird sich

hoffentlich stets erinnern, daß der Herzog von Richelieu ihr ergebener Freund und Diener ist, stolz darauf, ihren Befehlen zu gehorchen, — denen bald ganz Frankreich gehorchen wird," fügte er mit besonderer Betonung hinzu.

Die Gedanken des Chevaliers verwirrten sich. Er wurde für Louise gehalten, das war natürlich bei seiner Gestalt und da er ihr Kostüm trug, — aber woher die eifrigen Ergebenheitsversicherungen des hochmüthigen Richelieu gegen seine Cousine? Woher kannte der Marschall ihr Kostüm?

Jedenfalls mußte er die Rolle Louisens spielen und mit seiner weiblichen Stimme, die er nicht zu verstellen nöthig hatte, erwiederte er:

„Meinen Befehlen, Herr Herzog? — Sie verspotten ein unbedeutendes Mädchen."

„Unbedeutend!" rief Richelieu, — „eine Dame, welche das Herz des Königs erfüllt, — welche bestimmt ist, die einsame Herrschergröße unseres theuren Monarchen mit dem Rosenschimmer des Glückes zu verklären?"

In dem Geiste des Chevaliers schoß ein Licht auf, das ihn blendete. So schnell hatte sich seine Hoffnung verwirklicht, und seine Verkleidung spielte ihm das Ende des Fadens einer Intrigue in die Hand, der, geschickt verfolgt, ihn in die tiefsten Geheimnisse des Hofes einführen — freilich auch in die großen Gefahren stürzen konnte, welche mit der Kenntniß solcher Geheimnisse damals mehr noch als heute verbunden waren, in jener Zeit, da es noch Kerker gab, die sich, wie das Grab, niemals wieder öffneten.

Mit kühnem Muth aber beschloß der Chevalier, diesen Gefahren zu trotzen, auch konnte er kaum noch seine Rolle wieder aufgeben, er zitterte vor Aufregung, und wäre er seine Cousine selbst gewesen, so hätte er nicht mit natürlicherem Ton, als er es that, sprechen können.

„Der König, Herr Herzog — wäre es möglich?"

„Jetzt spotten Sie meiner, Fräulein Louise," erwiederte Richelieu, — „auch die schüchternsten Augen einer Frau verstehen es immer, durch den Schleier der gesenkten Wimpern die Flammen zu entdecken, welche sie entzünden, — um wie viel mehr, wenn diese Flammen in dem Herzen des Königs brennen —"

„Und ich, Herr Herzog?" fragte der Chevalier mit verstellter Naivität — „der König sollte so tief sich herabbeugen, um mich seiner Beachtung — seiner Gunst werth zu halten? —"

„Sie ist gelehriger, als ich vermuthete," dachte Richelieu. — „Sie müssen," erwiederte er, „die flammenden Blicke, die Seufzer des Königs bemerkt haben, — und bald — bald, Fräulein Louise, werden Sie selbst aus seinem Munde es hören, daß er keine höhere Sehnsucht hat, als zu Ihren Füßen seine Herrlichkeit und Allgewalt niederzulegen für einen süßen Blick der schönen Augen, welche die neidische Maske mir halb verhüllt."

„Mein Gott, Herr Herzog," sagte der Chevalier mit meisterhafter Verstellung, — „Sie setzen mich in Verwirrung, — die Herzogin, — mein Gewissen —"

„Die Herzogin?“ fiel Richelieu ein, — „Sie wird Ihnen selbst sagen, daß es die Pflicht jeder treuen Unterthanin ist, des Königs Herz zu beglücken — und der fromme Pater Linière wird Ihrem Gewissen jedes Bedenken nehmen — doch, die Zeit verrinnt und ich habe Sie gesucht, um mit Ihnen ein ernstes Wort zu sprechen —“

„Was Sie mir sagen, Herr Herzog,“ sprach der Chevalier, „ist wahrlich ernst genug, und jedes Ihrer Worte gräbt sich tief in meine Seele.“

„Wenn man — die Freundin des Königs ist, mein Fräulein,“ fuhr Richelieu fort, — „wenn man hinaufsteigt in jene sonnenhelle Höhe, nach welcher alle Blicke sich erheben und nach welcher alle Pfeile des Neides sich richten — so hat man Feinde — eifrige, unversöhnliche Feinde —“

„Aber, mein Gott, Herr Herzog,“ rief der Chevalier treuherzig, — „ich habe Niemandem Böses gethan, Niemand gekränkt —“

„Eben darum,“ sagte Richelieu, — „eben darum, mein Fräulein! — Thun Sie Jedem Böses, so wird man Sie wenigstens fürchten, — aber wenn Sie Niemand kränken und auf einem Platz stehen, den Jeder Ihnen beneidet, dann wird man Sie verfolgen mit allen Waffen des Hasses und der Bosheit.“

„Aber,“ fragte der Chevalier ängstlich und schüchtern, — „wie kann ich dem Allem widerstehen, — einsam, unerfahren, wie ich bin —“

„Sie müssen Freunde finden, mein Fräulein,“ sprach

Richelieu im Ton des Beschützers, — „Freunde, die den Hof und seine Intriguen kennen — welche die Klugheit haben, Ihnen zu rathen, — die Macht, Ihnen beizustehen, — Freunde wie ich, — über die Sie gebieten können — und dann vor Allem müssen Sie Ihre Feinde entfernen, noch bevor dieselben Zeit gefunden, Ihnen zu schaden, — und Ihre bittersten Feinde, mein Fräulein, das sind die Marquise — und der Herzog von Choiseuil —"

„Die Marquise — der Herzog," fiel der Chevalier naiv ein, — „ja, ja, sie sind sehr gefährlich — sehr böse — die Herzogin, meine Tante, sagt es täglich, — aber wie, Herr Herzog, — wie könnte ich so mächtige Personen, die Ersten am Hofe, zu entfernen vermögen? —"

„Wenn Seine Majestät," sprach Richelieu, sich noch tiefer zu ihrem Ohre neigend, „dürstend nach einem Blick der Liebe aus Ihren schönen Augen, zu Ihren Füßen liegen wird, — dann, mein Fräulein, vermögen Sie Alles, — dann bedenken Sie, daß Ihre ganze Zukunft, die Sicherheit Ihrer Herrschaft und Ihres Glückes von der Benützung des Augenblicks abhängt, — stellen Sie Ihre Bedingung, — verlangen Sie vom Könige die Entfernung der Marquise und des Herzogs, bevor Sie seine Liebe erhören — er wird Ihnen die Marquise mit Freuden opfern, — und den Herzog — mit einem leichten Seufzer dazu in den Kauf geben."

„Sie setzen mich in Verwirrung, Herr Herzog," flüsterte der Chevalier, der mit Entzücken das Geheimniß der Situation, das wie eine treibende Feder das ganze Uhrwerk des

Hofes in Bewegung setzte, in seiner Hand fühlte und der mit einem gewissen Humor sich sagte, daß durch das Zufallsspiel eines verwechselten Stückes Seidenzeug der schlaue und vorsichtige Richelieu, der Meister der Intrigue, seine innersten Gedanken ihm, dem Freunde des Herzogs von Choiseuil und der Marquise, anvertraute.

„In der That — ich weiß nicht," sagte er in zögerndem Sinnen.

Sie waren in der Nähe des für den König reservirten Zimmers angekommen, Richelieu bemerkte die Marquise, welche ihnen gefolgt war, ohne sich den Anschein zu geben, daß sie sie beachte.

„Dort ist die Marquise, mein Fräulein," sagte er, — „es ist besser, daß sie uns gar nicht sieht, damit sie nicht vor der Zeit aufmerksam wird, — lassen Sie uns noch einmal durch die Säle gehen, der König ist noch nicht da, — wir haben noch Zeit, — ich werde Ihnen das Alles noch weiter erklären."

Er führte den Chevalier schnell hinter eine dichte Gruppe von Masken, indem er eifrig weiter zu ihm sprach, während der junge Mann mit allen seinen Ohren zuhörte.

Die Marquise schien dem Paare folgen zu wollen, das sie nicht aus dem Auge verloren hatte; da trat Choiseuil, in seinem leicht umgeworfenen Domino wohl erkennbar, zu ihr heran und sprach:

„Sie sind in der That bezaubernd, Marquise, — wenn die Göttin des silbernen Gestirns der Nacht so vor Endymion

erschienen wäre, so würden ihre Blicke den trägen Schläfer geweckt haben."

„Lassen Sie die Schmeicheleien, Herzog," erwiederte die Marquise, indem sie seinen Arm nahm, — „die Zeit ist nicht dazu angethan, — ich habe Ernstes mit Ihnen zu sprechen, — unsere Feinde bereiten einen Streich vor — und sie müssen sich sehr sicher fühlen, — denn sie wagen das Aeußerste. — Treten wir einen Augenblick hier ein," fuhr sie fort, den Herzog in das von Lebel bewachte Zimmer führend, „wir sind hier ungestört und unbeobachtet."

Sie gab Lebel, der sich ehrerbietig vor ihr verneigte, einen Wink und trat in den vom Gewühl der Gäste frei gehaltenen Raum.

„Und was ist geschehen?" fragte Choiseuil. „Auch ich fühle eine geheimnißvolle Schwüle in der Atmosphäre des Hofes."

„Sie wissen, Herzog," erwiederte die Marquise, — „oder vielmehr Sie wissen es nicht," fuhr sie mit einer gewissen Verlegenheit fort, — „ich hatte es ohne Ihren Rath gethan, — ich wollte Frieden haben vor meinen unermüdlichen Feinden von der Gesellschaft der Jesuiten, vor ihren Verdammungen, die sie gegen mich schleudern, — vor ihren Pasquillen und Spottversen, die sie täglich gegen mich auf allen Straßen verbreiten, — ich hatte den Pater de Sacy gebeten, mein Beichtvater zu werden."

„Schwäche, Marquise!" rief Choiseuil unwillig, — „Furcht! — Und Furcht und Schwäche sind die schlimmsten,

die unverbesserlichsten Fehler, wenn man auf der Höhe steht und sich auf derselben erhalten will! — Frieden mit jenen Feinden ist unmöglich, — es sei denn, daß Sie vom Licht und von den freien Geistern sich abwenden wollen — welche bis jetzt die Marquise von Pompadour für ihre mächtige Freundin und Beschützerin hielten."

„Ich bin für meine Schwäche bestraft, Herzog," sagte die Marquise, — „der Pater de Sacy schreibt mir soeben, — in kurzen und kalten Worten lehnt er es ab, mein Beichtvater zu sein, — wenn ich nicht den Hof verlasse, um dadurch zu beweisen, daß ich der Vergebung meiner Sünden würdig sei —"

„Sie sind ja sehr fromm geworden, diese Herren Patres," fiel Choiseuil höhnisch ein, „welche doch sonst so bereit sind, für jedes Gebot eine Formel der Umgehung zu finden, — aber Sie haben recht, Marquise, — dahinter steckt mehr, — und um Ihnen eine solche Antwort zu geben, müssen sie ein starkes Spiel in ihrer Hand zu halten glauben. — Und der König wollte den Vertrag mit Oesterreich nicht unterzeichnen," fuhr er sinnend fort, — „der Pater Linière war dabei, — und diese Warnung, welche mir sagt, daß mein Sturz nahe sei und daß Richelieu mein Nachfolger sein werde —"

Die Marquise hatte aufmerksam den Worten, die er halb für sich gesprochen, zugehört.

„Richelieu — der Verräther, der Treulose!" rief sie, — „o, dann ist mir Alles klar, — sah ich ihn doch schon lange heute einem blauen Domino folgen, ich erkannte ihn, trotz

seiner Mühe, sich zu verhüllen, — und eben als wir hier eintraten, ging er vorbei, wieder mit jenem blauen Domino, — da ist etwas im Werk und sie glauben den Erfolg in der Hand zu haben — wie sie es freilich schon oft glaubten. Gehen Sie hinaus, Herzog, unter die Gäste, — der König wird kommen, Sie erkennen ihn ja leicht an seinem Gang und seiner Haltung, — beobachten Sie Alles, — ich werde ein wenig sehen, was hier vorgeht; o, sie haben vergessen, daß sie bei mir sind und daß es bei mir keinen Raum gibt, der für mich verschließbar ist. Auf Wiedersehen, Herzog, — bleiben Sie auf dem Posten — noch haben sie uns nicht besiegt!"

Sie legte ihren Arm in den des Herzogs und schritt an dem aufmerksam in der Nähe des Eingangs beobachtenden Lebel vorbei unter die Maskengruppen.

Bald verließ sie den Herzog und verschwand so unbemerkt als möglich hinter der Portière einer Seitenthüre, welche zu ihren inneren Wohngemächern führte.

Während dieß vorging und während Richelieu den Chevalier durch die Säle führte, indem er dem aufmerksam Zuhörenden immer neue ausführliche Verhaltungsregeln gab, die der junge Mann sorgfältig seinem Gedächtniß einprägte, waren durch den großen Haupteingang zu den Festräumen der Marquise zwei dicht in schwarze Dominos gehüllte Kavaliere eingetreten und hatten sich unbeachtet unter die auf und ab wogenden Masken gemischt. Sie schienen eifrig Jemand zu suchen, der Eine besonders blickte durch seine

das ganze Gesicht völlig bedeckende Sammetmaske unruhig spähend umher. Endlich schien er entdeckt zu haben, was er suchte.

„Dort, Ayen — sieh' dort!" flüsterte er seinem Begleiter zu, indem er auf Richelieu und den Chevalier deutete, welche in einiger Entfernung vorbei schritten. Schnell eilte er den Beiden nach und hatte sie bald eingeholt, er berührte mit der Spitze seines Fingers die Schulter von Richelieu.

Dieser sah sich schnell um und blickte den sorgfältig Verhüllten forschend an.

Dann grüßte er mit einer leichten Neigung des Kopfes, in welche er jedoch mit der ihm eigenen unnachahmlichen Kunst des Ausdrucks seiner Bewegungen eine Nüance dienstеifriger Ehrerbietung zu legen wußte, und sagte leise:

„Alles geht vortrefflich, Sire, wollen Eure Majestät mich hier erwarten."

Er wendete sich mit dem Chevalier wieder nach dem Ende der Gemächer zurück, — blickte sich vorsichtig um, und als er die Marquise nirgends bemerkte, führte er den Chevalier schnell zur Thür des reservirten Zimmers.

„Der König kommt," sagte er, Lebel einen Wink gebend, — „bleiben Sie hier, mein Fräulein, Sie werden nicht lange zu warten haben — und folgen Sie in Allem meinem Rath, — dem Rath Ihres besten Freundes."

Dann mischte er sich wieder unter die Masken, um den König aufzusuchen und zu benachrichtigen, während Lebel schnell herantretend die Thüren schloß.

In diesem Augenblick aber stürmte Gaston heftig heran. Der arme, von angstvoller Unruhe gefolterte junge Mann hatte nach langem Suchen endlich den blauen Domino mit der weißen Schleife entdeckt, der nach der Abrede seine geliebte Louise verhüllen mußte, — aber eben als er sich ihr nähern und sie anreden wollte, sah er, wie Richelieu ihr seinen Arm reichte. Bange Angst erfüllte ihn: bald fürchtete er, der König könne hinter diesem weißen Domino verborgen sein, bald glaubte er die Bewegungen des Herzogs von Richelieu zu erkennen, und alles Blut zog sich nach seinem Herzen zurück, um im nächsten Augenblick fieberheiß zu seinem Kopf emporzudrängen, — dann aber dachte er an den edlen reinen Sinn seiner Louise, — es war unmöglich, daß sie ruhig eine Unterhaltung, wie sie der König oder Richelieu mit ihr führen würden, anhören sollte, — und doch ging sie unbefangen und ohne einen Versuch sich loszumachen, ohne eine unwillige Bewegung am Arme jenes Unbekannten weiter, indem sie von Zeit zu Zeit lauschend den Kopf erhob und nickend auf die Bemerkungen ihres Begleiters zu antworten schien. Es mußte also eine jener leichten Unterhaltungen sein, zu denen die Maskenfreiheit Gelegenheit bot, — sein Vertrauen zu seiner Geliebten stand fest, dennoch beunruhigte ihn in seinem schon so aufgeregten Zustande die lange Dauer dieser Promenade, und immer ungeduldiger folgte er den Beiden, rücksichtslos überall sich durchdrängend und manche an ihn flüsternd gerichtete Anrede überhörend.

Er sah, wie der eine der beiden ganz schwarz verhüllten Kavaliere den Begleiter Louisens berührte, wie dieser einige Worte mit jenem wechselte und dann schnell mit seiner Dame weiter ging. Ihnen nachdrängend, trat Gaston auf den Fuß des einen der schwarzen Dominos — er wollte mit einer flüchtigen Entschuldigung weiter eilen, als der Verhüllte unwillkürlich einen kleinen Schrei ausstieß und rief:

„Teufel, mein Herr, man sagt: Vorgesehen, ehe man den Leuten die Füße zertritt."

Gaston erbebte bei dem Ton der Stimme dieser Maske, die soeben mit Louisens Begleiter gesprochen, — er verneigte sich tief und stammelte eine Entschuldigung, — dann aber stürmte er weiter, fast hatte er Louise aus dem Gesicht verloren, — er mußte sie erreichen, um jeden Preis sie sprechen, denn jetzt war es klar, daß sie sich bereits in der Umgarnung befand, welche sie in den Abgrund hinabziehen sollte.

Er bemerkte nicht, daß ein anderer weißer Domino, eine zierliche Damengestalt, ihm folgte und, fortwährend durch das Gedränge aufgehalten, ihn zu erreichen strebte. Louise hatte ihn endlich entdeckt, da er ja das verabredete Kostüm trug, und während er Richeleu und dem Chevalier nachdrängte, versuchte sie mit ihren kleinen Schritten vergeblich ihm näher zu kommen.

Gaston sah, wie Richelieu den blauen Domino, den er für Louise hielt, zu dem am Ende der Säle befindlichen Zimmer führte, — wie er sich an der Schwelle von ihr verabschiedete, und wie seine Geliebte scheinbar unbefangen in

dieß Zimmer eintrat. Jetzt war sie allein, jetzt galt es, den Moment zu ergreifen, — sie zu warnen, zu retten.

Er eilte ihr nach, aber im Augenblick, da er die Schwelle erreichte, hatte Lebel die Thüren geschlossen.

Gaston legte die Hand auf den Griff des Schlosses.

„Man tritt nicht ein, mein Herr," sagte Lebel mit strengem Ton, indem er den jungen Mann zurückzudrängen versuchte.

„Man tritt nicht ein?" fragte Gaston drohend, ohne den Griff des Thürschlosses loszulassen, — „aber soeben ist eine Dame eingetreten."

„Diese Dame hatte also unzweifelhaft das Recht dazu," erwiederte Lebel mit trockener, spöttischer Ruhe, — „während Sie dieses Recht nicht haben, mein Herr!"

„Ich bin der Gast der Frau Marquise und habe das Recht, in alle Räume einzutreten, welche sie ihren Gästen öffnet," rief Gaston.

„Dieser Raum, mein Herr, ist den Gästen der Frau Marquise nicht geöffnet," sagte Lebel.

„Aber jene Dame ist dort eingetreten!" rief Gaston drohend, — „jene Dame, welcher ich etwas zu sagen habe —"

„Nun denn, mein Herr," fiel Lebel ungeduldig ein, denn einzelne Masken begannen bereits aufmerksam zu werden, — „jenes Zimmer gehört dem König!"

Er schien zu erwarten, daß dieß Wort die peinliche Szene sofort beenden werde, doch Gaston blieb starr und unbeweglich stehen, — er fühlte schaudernd die Grenze vor sich, welche

Niemand überschreiten konnte, ohne von dem vernichtenden Blitz zerschmettert zu werden, — aber zugleich sah er Louise, seine angebetete Louise in Gefahr, in einer Gefahr, die ihn mit kaltem Schauer übergoß, — eine Wolke senkte sich vor seinen Blick, wahnsinnige Wuth ergriff ihn, er faßte mit eisernem Griff Lebel's Arm und sprach mit heiserer, dröhnender Stimme:

„Und ich werde eintreten, mein Herr, — ich muß jene Dame sprechen, die man dort hineingeführt — wagen Sie es nicht, mir zu widerstehen!"

Er versuchte Lebel zurückzuschleudern, — Lebel erhob die Hand, um seine Maske vom Gesicht zu nehmen und die nächsten Gäste zur Hülfe gegen den Rasenden herbeizurufen — im nächsten Augenblick mußte dieser Auftritt eine für den jungen Mann verhängnißvolle Wendung nehmen, — da hörte dieser hinter sich eine zarte Stimme bittend und ängstlich rufen:

„Gaston, — Gaston — halten Sie ein!"

Gaston blieb stehen wie von einem Wetterschlag getroffen.

Da hörte er noch einmal Louisens Stimme, diese geliebte Stimme, die er unter Tausenden erkannt hätte:

„Gaston, — ich habe Sie so lange gesucht, — so hören Sie mich doch!"

Langsam wendete er sich um und sah eine zierliche Damengestalt in weißem Domino neben sich stehen, welche bittend die Hände zu ihm emporhob.

Er trat von der Thüre zurück, während Lebel erleichtert aufathmete, und sagte wie träumend:

„Ist es möglich? — Louise? Sie hier? — und wer ist dort?“ fragte er mit erneuter Aufwallung von Unruhe, indem er auf die Thüre deutete. „Ich sah Sie dort hineingehen im blauen Domino mit weißer Schleife.“

„Der Chevalier, mein Vetter, trägt jenes Kostüm,“ — erwiederte Louise, indem sie seinen Arm nahm und ihn langsam fortführte, — „eine unangenehme Verwechslung, — doch nun ist ja Alles gut,“ sagte sie fröhlich, „nun lassen Sie uns von unseren Plänen und Hoffnungen plaudern.“

„Alles gut?“ sagte Gaston düster, — „nein, Louise, es ist nicht Alles gut, — lassen Sie uns dort in jene Nische gehen, — ich habe Ernstes mit Ihnen zu reden.“

Der Ton seiner Worte war so traurig, so furchtbar ernst, daß Louise ihm zitternd nach der Fenstervertiefung folgte, in welcher sich ein kleiner Divan befand, halb von den schweren Vorhängen verborgen und von tropischen Gewächsen überrankt. Gaston ließ sich mit ihr in diesem kleinen lauschigen Winkel nieder, während er seine Gedanken zu ordnen suchte, um dem so kindlich reinen Mädchen die Gefahr zu verkünden, die unbewußt über ihrem Haupte schwebte.

Dreizehntes Kapitel.

Der kleine Chevalier war indeß in dem für Seine Majestät reservirten Zimmer zurückgeblieben. Sein Herz schlug mächtig, — er spielte ein hochgefährliches Spiel, zu welchem ihn zuerst die Laune des Augenblicks und die Lust der Intrigue hingerissen, und bei welchem jetzt umkehren und vorwärts gehen gleich gefährlich schien. Doch mit der Gefahr stieg sein Muth, — er hatte das Schicksal herausgefordert — er war entschlossen, das Spiel weiter zu spielen und vom Augenblick die Eingebung zu erwarten, wie er es lenken solle.

Er hüllte sich fest in den faltigen Domino, der seine ganze Gestalt einschloß und dessen weite Aermel über seine Hände herabfielen, und warf einen Blick in den großen Wandspiegel, um sich noch einmal zu vergewissern, daß die Verkleidung vollständig sei.

Da plötzlich löste sich dieser Spiegel langsam von der Wand los wie der Flügel einer Thür, und in dem halbdunklen Raume, der sich dahinter öffnete, erschien die Mar-

quise von Pompadour in dem strahlenden Kostüm der Diana, ohne Maske, mit zornflammenden Blicken.

Der Chevalier stand starr vor Erstaunen, — welche neue Verwirrung umspann ihn, — was sollte er beginnen?

Die Marquise näherte sich stolzen und festen Schrittes und fragte gebieterisch:

„Wer sind Sie, Madame? Warum finde ich Sie hier in meinem Zimmer von der Gesellschaft getrennt?"

Der Chevalier stand zitternd da, — plötzlich erfaßte ihn ein tollkühner Gedanke, — er trat muthig der blendend schönen Frau entgegen.

„Ich bin es gewohnt," rief die Marquise heftig, „eine Antwort auf meine Fragen zu hören, — ich erweise Ihnen die Ehre, Ihnen mein Gesicht zu zeigen, — herab mit der Maske!"

Sie streckte die Hand nach dem Chevalier aus, — dieser nahm die Maske von seinem Gesicht.

„Der Chevalier d'Eon!" rief die Marquise im höchsten Erstaunen. — „Was thun Sie hier, mein Herr? Warum in dieser Verkleidung?" fragte sie streng.

Der Chevalier warf den Domino zurück, so daß sein schwarzes Hofkostüm unter demselben sichtbar wurde, und ließ sich vor der Marquise auf ein Knie nieder. Er war wunderbar schön in dieser Doppelkleidung zweier Geschlechter. Mit weicher, weiblicher Bewegung erhob er bittend die Arme, während männlich feurige Glut aus seinen flammenden Blicken strahlte, vor denen die Marquise verwirrt die Augen niederschlug.

„Wird die strenge Göttin," rief er, „deren silberne Leuchte doch allen Liebenden verheißungsvoll winkt, dem Verwegenen verzeihen, der es wagt, ihr zu folgen wie der Falter dem Licht, das ihn anzieht mit flammender Gewalt, ob er auch nach einem Augenblick seligen Glanzes verbrannt zu Boden sinkt!"

„Wie soll ich das verstehen, Chevalier," sagte die Marquise ganz zitternd, — „Sie wären hieher gekommen —"

„Um Diejenige zu sehen, Marquise," rief der Chevalier, „deren Blick, einmal nur auf mich gerichtet, verzehrende Glut in meinem Herzen entzündete — deren Bild mich erfüllt bis in die Tiefen meiner Seele! Und wäre die Strafe Aktäon's mein Loos — der Feuerstrom aus meiner Brust soll zu den Füßen der Göttin sich ergießen, — meine brennenden Lippen sollen auf diese Hand, die den tödtenden Pfeil führt, den Flammenhauch meiner Liebe ausströmen, und wäre es der letzte Athemzug meines Lebens!"

Er ergriff die Hand der Marquise und bedeckte sie mit Küssen.

„Welcher Wahnsinn," sagte die Marquise hochathmend, — „welche Vermessenheit! — Und doch," flüsterte sie, — „wie schön er ist, — welche leuchtenden Blicke, — welche feurigen Worte! — Sie sind ein thörichtes Kind, Chevalier, — ich sollte Ihnen zürnen —"

Der Chevalier sprang auf.

„Ein Kind, Marquise? Schon wieder ein Kind? — Nein, ich bin kein Kind, — ich bin ein Mann — ein Mann

und ein Held, — denn ich liebe Sie — und nichts soll meiner Liebe sich entgegenstellen! — Mag der Blitzstrahl mich treffen wie die himmelstürmenden Titanen — mag des Kerkers tiefstes Verließ mein Grab werden, — ich trotze Allem und bevor die Vernichtung mich zerschmettert, sollen Sie in meinen Armen fühlen, daß ich kein Kind bin, daß ich ein Mann bin, der Sie liebt und sein Leben geringer schätzt als seine Liebe!"

Er schlang die Arme um sie und drückte sie stürmisch an seine Brust.

Die Marquise machte sich zögernd von ihm los und trat einen Schritt zurück, indem sie ihre Coiffüre ordnete.

„Wie ungestüm, Chevalier! Hätte ich Dianens Strenge, so dürfte Ihre Kühnheit keine Verzeihung finden."

Der Chevalier ergriff ihre Hand und sah ihr bittend in die Augen.

„So verzeihen Sie, Marquise — was meine Liebe verbrach? — und diese Hand zögert, den tödtenden Bogen zu spannen? —"

„Und wenn ich es verzeihen wollte," sagte die Marquise, mit feuchten Blicken dieß so schöne und so räthselhafte Wesen betrachtend, — „werden Sie dieses wilde Ungestüm beherrschen? Werden Sie sanft und gehorsam sein? — Versprechen Sie —"

„Alles, Alles, was Sie wollen, Marquise," rief der Chevalier, — „wenn Sie mir erlauben, Sie zu lieben, Sie anzubeten —"

„Würde ich das verbieten können?“ fragte die Marquise lächelnd. — „Doch hier kann ich Sie nicht anhören, Chevalier — so gut Sie auch zu sprechen wissen, — Sie dürfen nicht hier bleiben, — Sie wissen nicht —“

Das Schloß der Thüre zu den Gesellschaftssälen klirrte.

„Zu spät!“ rief die Marquise, indem sie schnell in den dunklen Raum hinter dem Spiegel zurücktrat, — „ich überlasse Sie Ihrem Glück und Ihrer Geschicklichkeit, Chevalier — für alle Fälle erinnern Sie sich, daß ich da bin, um Sie zu schützen.“

„Dann fürchte ich nichts mehr!“ rief der Chevalier mit einem letzten glühenden Blick, und während der Spiegel sich wieder an seinen Platz in der Wand fügte, befestigte er seine Maske und hüllte sich in den Domino ein.

Dieß Alles war das Werk eines Augenblicks, — die Thür öffnete sich, der König und Richelieu, tief verhüllt, erschienen auf der Schwelle.

„Sie erwartet mich also?“ fragte der König, noch einen Augenblick zögernd, — „und Du bist sicher, daß sie es ist?“

„Sie ist es, Sire,“ erwiederte Richelieu zuversichtlich, — „ich habe im Hotel Guéménée ihr Kostüm auskundschaften lassen, was übrigens gar nicht schwer war, da sie kein Geheimniß daraus machte — und ich habe mit ihr gesprochen, wie ich Eurer Majestät erzählt, — sie erwartet mit Sehnsucht Denjenigen, dessen Bild in ihren Träumen lebte.“

Der König trat ein, Lebel schloß die Thür und Richelieu mischte sich unter die Gesellschaft.

„Die Mine ist angezündet," sprach er, unter seiner Maske lächelnd, vor sich hin, — „die Explosion wird erfolgen, doch Explosionen lassen sich nie mit Sicherheit berechnen; ich habe den Grundsatz, mich so wenig wie möglich in ihrem Bereich zu befinden, — ich möchte meiner alten Freundin, der Marquise, hier nicht begegnen und werde verschwinden, nachdem ich das Meinige gethan, was unter gewissen Verhältnissen immer das Weiseste ist."

Nach diesem philosophischen Selbstgespräch suchte er die Herzogin von Guéménée auf, deren zurückgesunkener Ueberwurf und leichte Flormaske sie kenntlich machte. Sie hatte in einem großen Fauteuil Platz genommen, und obwohl sie zu der Gesellschaft, die sich hier bewegte, wenig Beziehungen hatte, so war sie doch von einem kleinen Hof umgeben, da man die huldvolle Auszeichnung nicht vergessen hatte, deren Gegenstand sie von Seiten des Königs gewesen war.

Richelieu beugte sich über die Lehne ihres Sessels.

„Der König liegt zu den Füßen Ihrer Nichte," flüsterte er ihr zu, — „die Herrschaft in Frankreich ist in unseren Händen, Herzogin — und bald werden diese glänzenden Säle, in denen die Marquise sich brüstet, öde und verlassen sein."

Die stechenden Augen der alten Herzogin blitzten.

„Der Himmel gebe es," antwortete sie, sich halb zurückwendend, — „das Opfer war groß! — Ich bin auf glühenden Kohlen auf diesem Boden."

„Sie sollen bald befreit werden," sagte Richelieu, — „geben Sie wohl Acht, sobald Sie Ihre Nichte erblicken, verlassen Sie mit ihr das Fest, sie wird nachzudenken haben und es ist nicht gut, daß sie noch irgend Jemand spricht, — wir dürfen den Schlüssel zu unserer Macht nicht aus den Händen lassen."

Die Herzogin nickte, — Richelieu glitt wie ein Schatten zur Seite und verschwand unbemerkt aus der Gesellschaft, um sich in sein Hotel zu begeben und von seiner künftigen Macht zu träumen, gerade in dem Augenblick, in welchem die Marquise, deren Abwesenheit man zu bemerken anfing, wieder erschien; ihre Augen funkelten noch heller als zuvor, und sie bezauberte Alle, die sie anredete, durch ihren sprühenden Geist und ihre fröhliche Laune.

Der König war, nachdem Lebel hinter ihm die Thüre verschlossen, schnell zu dem in schüchterner Haltung, ganz in seinen Domino gehüllt dastehenden Chevalier herangetreten. Er nahm die Maske vom Gesicht und sprach in lebhafter Bewegung:

„Endlich finde ich Sie allein — endlich können die Gefühle meines Herzens heraufsteigen zu meinen Lippen, um Ihnen zu sagen, was so glühend mich erfüllt —"

Er ergriff die Hand des Chevaliers und sagte, indem seine Blicke sich in die durch die Maske hervorleuchtenden Augen dieser verhüllten Gestalt tauchten:

„Und darf ich glauben, was Richelieu mir sagt — darf ich glauben, daß Sie mich erwarteten?"

Der Chevalier machte sanft seine Hand los und verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Der König, Sire, ist erwartet, wo er erscheint, — ersehnt, wo man weiß, daß er kommen wird."

„Wie glücklich machen Sie mich!" rief der König. — „O, wenn Sie wüßten," fuhr er fort, „wie ich mich sehne nach einem Herzen, das mich liebt, — das mich versteht, — nach einem frischen, reinen Herzen, das den Traum der Jugend noch einmal in mir erwecken könnte, — das mit mir fühlte, hoffte und wünschte —"

„Der König ist doch so reich an Liebe," sagte der Chevalier, — „die Herzen aller treuen Unterthanen schlagen ihm entgegen, — ihm, dem Vielgeliebten —"

„Dem Vielgeliebten!" wiederholte der König traurig. — „Wer viel geliebt ist, ist schlecht geliebt! — und dann: der König! — immer der König!" sagte er unmuthig, — „das ist es, — den König lieben sie Alle, — hat er doch die Macht, Ehren und Gold zu spenden, zu erhöhen und zu belohnen, — dieser arme König — der so allein ist unter den weiten Falten des Purpurs, der voll Sehnsucht nach einem Herzen sucht, das den Menschen lieben würde, — nach einem Herzen wie das Ihre, — fremd dem Ehrgeiz und der Habgier dieses Hofes, — rein aus den Händen der Natur hervorgegangen wie die Blume in des Waldes grüner Einsamkeit! Doch wozu die Maske, — warum verbergen Sie mir diese lieblichen Züge, nach deren Anblick ich dürste?"

Er näherte sich dem Chevalier, um die Maske zu entfernen.

Der Chevalier trat einen Schritt zurück.

„Wäre ich Diejenige, Sire, von der Eure Majestät so Großes erwarten —"

„Sie sind es!" rief der König feurig, — „bei Gott, Sie sind es allein — von Allen, die ich kenne —"

„Wär' ich's, Sire," fuhr der Chevalier fort, „so würde ich Eurer Majestät sagen: Ja, mein Herr und mein König, — Sie sollen es finden in meiner Brust, dieß Herz, das Sie suchen, — dieß Herz, das Ihnen, so lange es lebt, jeden seiner Schläge weiht, — dessen letzter Blutstropfen für Sie fließen soll, — für Sie, für den Ruhm und die Größe Frankreichs!"

„Frankreich! — Ruhm und Größe!" sagte der König traurig. — „Ich suche Liebe für den Menschen!"

„Und kann man den König lieben," sprach der Chevalier weiter, „ohne für seinen Ruhm und für den Ruhm Frankreichs zu erglühen! — Ist der König, der wahre König, nicht Eins mit seinem Volk? — Fließt nicht das Blut Frankreichs in Ihren Adern, Sire, — leuchtet nicht Frankreichs Ruhm im hellen Glorienscheine von Ihrem Haupt? Kann ein Herz, das Sie liebt, Sie entkleiden wollen des Purpurs, in welchem die Majestät der Nation um Ihre Schultern wallt? Wer Sie liebt, Sire, — wie jeder Unterthan Sie lieben soll, — wie ich Sie liebe, Sire — der muß Sie anflehen, daß des Königs erhabenes Bild nicht zum

Staube sich niederbeuge, und wen der König mit seiner Gunst beglückt, — den soll er erheben — nicht zu ihm herabsteigen!"

„Welche Worte!" rief der König erstaunt, „woher kommt dieser Geist dem schüchternen Kinde?"

Der Chevalier fuhr mit heller, volltönender Stimme fort:

„Liebe und Begeisterung können nicht anders zu Ihnen sprechen, Sire, — ich kann es nicht, denn in begeisterter Liebe erglüht mein Herz für meinen König! Blicken Sie zurück, Sire, nach Ihren erhabenen Vorfahren auf dem Throne — waren sie nicht Eins mit ihrem Volk? — Trug nicht Franz I., bei dessen Namen stolzes Hochgefühl jede Brust erfüllt, das Palladium der Ehre Frankreichs unversehrt durch die dunklen Tage des Unglücks, um es in leuchtender Reinheit seinem Volk zu hinterlassen? War nicht Heinrich IV., Ihr Anherr, seines Volkes Befreier von der Herrschaft fremder Intriguen und von finsterer Glaubenstyrannei, — und Sire — glauben Sie, daß Gabriele d'Estrées Heinrich IV. weniger liebte, weil er der König war über die Geister und die Herzen seines Landes, wie über dessen Heere und Schätze?"

Der König schien mächtig ergriffen.

„So sei es denn," sagte er, — „ich will König sein, — mehr als ich es war, — König wie meine Ahnherren, — wenn der König Liebe findet, — wenn diese Augen, die sich mir noch verbergen, — diese Lippen —"

Er näherte sich abermals dem Chevalier, um dessen Maske abzunehmen.

Der Chevalier wich zurück.

„Das würde ich Eurer Majestät sagen," fuhr er fort, — „aber dann, Sire, würde ich weiter sprechen: — ich will die ganze Liebe meines Herzens, alle Glut meiner Begeisterung dem Könige widmen, — mein Auge soll seine Feinde erspähen, wo immer sie sich auch verbergen mögen, — mein Arm soll da sie treffen, wo sie am tiefsten zu verwunden sind, und meine heilige Liebe wird meinen Arm stark machen wie den Arm der Jeanne d'Arc, — mein Geist soll arbeiten, mit all' seiner Kraft dem Könige zu dienen, meine Gebete sollen Gottes Segen auf ihn herabflehen, nichts soll in mir sein, das ihm nicht gehörte, als meinem Herrn und Gebieter —"

„O, Sie entzücken mich," rief der König, — „Sie krönen meine Sehnsucht schöner, als ich es zu träumen wagte —"

Der Chevalier wich immer vor dem Könige zurück und fuhr fort:

„Aber, Sire, — würde ich weiter sprechen, — ich will nicht, daß alle diese Liebe, alle diese heilige Begeisterung zum Spiel einer Laune herabgewürdigt werde, — ich will nicht, daß die Blüte meines Herzens nach dem Reiz flüchtigen Genusses geknickt und zertreten werde, — mein Herz, Sire, ist reich genug, um Blüten auf Blüten zu treiben in immer neuer Fülle — aber es ist auch stolz und stark genug, um zu brechen — um zu sterben, Sire, wenn es seine Blüten nicht unberührt von niederer Sinnenliebe, in

unentweihtem, reinem Kranz dem Könige weihen kann, dem Könige, der wie Franz I. das Banner der Ehre Frankreichs hoch zu den Sternen hebt, — der wie Heinrich IV. jedes Bauern Herd beschützt und jedem Gewissen seine Freiheit gibt —"

„Bei Gott!" rief der König begeistert, — „ich fühle meiner Ahnen Blut in mir aufwallen, — Ihre Worte entzünden das Feuer der Jugend in meiner Brust, eine reine, edle Flamme, die ich lange, lange schon zu Asche verglüht glaubte!"

„Darum, Sire," sprach der Chevalier feierlich weiter, „nehmen Sie mein Gelübde, daß mein Leben Ihnen gehören, daß nie ein anderes Bild in meinem Herzen neben dem Ihrigen sich erheben soll, — aber strecken Sie die Hand nicht aus nach der armen Blume, die Ihnen Duft und Glück bringen kann im keuschen Waldesdunkel, aber nicht, wenn sie gebrochen zu Ihren Füßen verwelkt!

„So, Sire," sagte er nach einer kurzen Pause, „würde ich sprechen, wenn ich Diejenige wäre, deren Liebe in Ihrem Herzen den Traum der Jugend wieder erwecken sollte, — aber, Sire, — ich bin es nicht, — ich kann es nicht sein, denn mein Bild kann nicht in Eurer Majestät Herzen haften, — ich bitte meinen König um Verzeihung, daß ich gewagt zu sagen, was ich sagte!"

Er ließ sich auf ein Knie nieder und nahm die Maske ab, ohne seinen Domino zu öffnen.

„Mein Gott, welcher Irrthum!" rief der König erschrocken, — „das ist nicht Fräulein von Beaumont! —

Wer sind Sie — wie kommen Sie hieher, mein Fräulein?"

„Mein Fräulein?" flüsterte der Chevalier. — „Dank dir, du zierliche weibische Gestalt, die ich so oft verwünschte! — Der Herzog von Richelieu, Sire, hat mich hieher geführt," sagte er ehrerbietig.

„Er hat sie für Louise gehalten," dachte der König. „Ihr Name?" fragte er.

Der Chevalier gerieth in Verlegenheit. Sollte er die Illusion zerstören? Dem jungen Manne, dem Advokaten, würde der König nie verzeihen; — einen falschen Namen zu nennen, konnte ebenso gefährlich werden, — da bot sich seinem Geist ein Ausweg, — er hieß Charles Geneviève, nach jenem Gebrauch katholischer Länder, auch den Männern die Namen weiblicher Schutzheiligen zu geben, — es war keine Lüge, wenn er diesen Namen nannte, — und vor Allem kam es darauf an, in diesem Augenblick den Zorn des Königs nicht zu reizen, und aus dieser wunderbaren Verkettung den möglichsten Vortheil für Choiseuil, seinen Beschützer, zu ziehen.

Zögernd antwortete er daher dem bereits ungeduldig wartenden König:

„Ich heiße Geneviève d'Eon de Beaumont, Sire."

„Geneviève? — und auch von Beaumont?" flüsterte der König leise, während der Chevalier mit niedergeschlagenen Augen vor ihm kniete. — „Aber wahrhaftig, ich weiß nicht, ob dieser Zufall mir mehr genommen oder gegeben hat. —

Welche edlen Züge — sie ist bei Gott schöner als jene kleine Louise, — und eben so frisch, eben so rein — eben so fremd allen Intriguen des Hofes. — Und welch' kühner, reicher Geist sprach aus ihren Worten, — welches Feuer der Begeisterung —"

Er trat zu dem Chevalier heran.

„Stehen Sie auf, mein Fräulein," sagte er mit ritterlicher Artigkeit, — „Sie sind nicht an Ihrem Platz."

„Nicht eher, Sire," sprach der Chevalier, indem er bittend seine ausdrucksvollen Augen aufschlug, „als bis Eure Majestät mir verzeihen, daß ich so frei meinen Gedanken Worte gab, — daß ich Sie getäuscht —"

Der König reichte dem Chevalier die Hand und hob ihn auf.

„Verzeihen, mein Fräulein?" sagte er, — „ich müßte Ihnen danken für Ihre Worte, — und vielleicht auch für die Täuschung — oder für die Enttäuschung. — Sie ist wahrlich wunderbar schön," sprach er leise, „mit diesen funkelnden Augen voll Muth und Geist, in denen der Blick des Falken mit dem der Taube sich mischt.

„Ihre Worte, mein Fräulein," sagte er dann ernst, „sind tief in meine Seele gedrungen, — Sie sprachen für eine Andere, — wenn diese Andere nicht da wäre, — nicht mehr da wäre, — würden Sie auch für sich selbst ebenso sprechen?"

„Sollte ich für mich nicht gelten lassen, Sire," erwiederte der Chevalier, „was ich in der Seele Anderer voraussetze?"

„Und jene Liebe — jene Begeisterung," fragte der König bewegt, „deren Bekenntniß mich so tief entzückte?"

„Sie gehört dem Könige," erwiederte der Chevalier, — „dem Könige, der wahrhaft König ist, der wahrhaft Alles beherrscht, was Gott unter seine Herrschaft gegeben, — der auch sich selbst beherrscht, Sire, den Menschen in sich beherrscht, wenn er die Blüte brechen möchte, die nur in Reinheit und Freiheit duften kann."

„Wie entzückend sind Sie!" rief der König, „in diesem edlen Feuer, — eine Blüte wahrlich, die es werth ist, gepflegt und erhalten zu werden fern von dem verdorrenden Hauch des Hofes! Und wenn ich Ihnen verspreche, mein Fräulein," fuhr er fort, „wahrhaft König zu sein, wahrhaft zu herrschen über Alle — und über mich selbst — wollen Sie dann die Freundin sein, die ermuthigend und beglückend mir zur Seite steht?"

„Es wird meine höchste Freude sein, mein Leben meinem Könige zu weihen," sprach der Chevalier mit feierlicher Betheuerung, — „und, Sire," fuhr er lebhaft fort, — „verachten Sie nicht, was ich Ihnen zu Füßen lege, — in dieser weiblichen Gestalt lebt ein männlicher Geist — und männliche Kraft spannt diesen zarten Arm, — ich fühle mich stark genug, alle diese Fäden zu zerreißen, welche Habgier und Herrschsucht um den König ziehen wie feines Spinnengewebe, unmerklich immer sich verdichtend, bis sie den Arm in Fesseln schlagen, der dem Schicksal der Völker seine Bahnen weisen soll."

„Meinen Arm in Fesseln schlagen?“ sagte der König stolz. „Wer wollte das wagen? — wem könnte es gelingen, wenn ich es nicht will?“

„Und wenn es schon halb gelungen wäre, Sire?“ fragte der Chevalier. — „Eure Majestät haben mich für eine Andere gehalten — für Louise von Beaumont, meine Cousine —“

„Ihre Cousine — ja, ja!“ rief der König, — „und weiter?“

„Wenn Eure Majestät sich täuschten,“ fuhr der Chevalier fort, „so ist es auch natürlich, daß der Herzog von Richelieu sich irrte und unter diesem Domino eine Andere vermuthete, — eine Andere, der Eurer Majestät Herz gehörte und die er lehren wollte, dieß Herz zu leiten in seinem Sinne, der er den Herzog von Choiseuil als ihren Todfeind bezeichnete, der er dringend empfahl, nur seinem Rath und dem der frommen Patres zu folgen, — dem Rathe der Freunde der Herzogin von Guéménée —“

„Genug — genug — ich verstehe Alles!“ rief der König in heftigem Unwillen. — „Ha, Richelieu — Treuloser — er, den ich für meinen Freund hielt! — er war es, der diese Flamme in mir anfachte, — der die Herzogin zu mir führte — er und der Pater Linière — der so nachsichtig war für diese Verirrung — o, ich durchschaue Alles — Sie haben Recht, mein Fräulein, — diese Fäden sind so fein wie die Spinnengewebe und so fest wie zehnfache Ketten aus Stahl und Eisen!“

„Und doch, Sire," sprach der Chevalier, „trägt der Herzog von Choiseuil, den man von Ihnen entfernen will, die Größe und Ehre Frankreichs als höchstes und heiligstes Ziel in seinem Herzen, — doch streiten jene Genossen des Pater Linière für die Herrschaft Roms über das königliche Frankreich, — über das Frankreich Heinrich IV., der seinem Volke die Freiheit der Gewissen und des Glaubens gab —"

„Sie kennen die Philosophen," rief der König rasch einfallend, — „Diderot, — d'Alembert —"

„Ich kenne sie, Sire," sprach der Chevalier ruhig, — „doch ihre Lehre ist nicht die meinige! — Jene wollen die Kirche zerstören, — ich aber, Sire, ich beuge mich in Demuth vor dem Kreuz, das über der Krone auf dem Haupt Eurer Majestät sich erhebt. Der König, wie sein Bild groß und leuchtend vor meinem Blick steht, soll die Kirche schützen als seines Reiches herrlichstes Kleinod, — als die ewige, unerschütterliche Grundfeste seiner Macht, — aber er soll nicht zum Werkzeug Derjenigen werden, welche die Kirche zu einem Heerlager der fremden römischen Herrschaft machen. Geben Sie Ihrem Volke, Sire, seine Kirche wieder unter den Bischöfen des Landes, denen Gott selbst ihren Hirtenstab in die Hand legte, befreien Sie Frankreich von jenen Legionen Roms, welche die Geister beugen und gefangen halten, statt sie zu erheben und zu befreien; auf eigener Erde und aus eigenen Steinen muß jedes Volk sich seinen Tempel bauen, und wenn die ganze christliche Kirche am

Stuhle Sankt Peter's den Mittelpunkt ihrer Glaubenseinheit finden soll, — dann, Sire, muß von jenem Sitze des obersten Priesters Frieden und Segen über die Welt sich ergießen in dem reinen Licht des heiligen Geistes, — nicht Streit und Fluch — wie sie so oft zerstörend und vernichtend von Rom aus unter die Völker der Erde geschleudert wurden."

Der König stand einen Augenblick in tiefem Sinnen, dann trat er zu dem Chevalier heran.

„Ich habe gefunden, was ich suchte," sprach er mit innigem Ton, — „einen freien, großen Geist — und ein warmes Herz, das fest und muthig für mich schlägt! — Sie dürfen mich niemals verlassen, mein Fräulein —"

„Ich habe keinen andern Wunsch," rief der Chevalier, „als jeden Athemzug meines Lebens meinem Könige zu weihen."

„Doch wie ist es möglich?" sagte der König nachdenklich, — „Sie haben Recht, in süßem Geheimniß muß diese reine Blume mir sich erschließen —"

Ein Gedanke stieg in dem Geiste des kleinen Chevalier auf, vor dessen Kühnheit er selbst erbebte, — den er aber im nächsten Augenblick mit jenem schnellen Entschluß, der immer und überall die großen Erfolge bedingt, muthig erfaßte.

„Sire," sagte er, „nicht in dieser Gestalt kann ich Ihnen sein, wozu Sie mich für würdig halten —"

„Aber wie —" fragte der König.

„Es gibt einen Chevalier d'Eon de Beaumont, Sire —" sagte der Chevalier.

„Chevalier d'Eon de Beaumont!" rief der König, indem er mit der Hand über die Stirn fuhr, — „ich erinnere mich, — Choiseuil hat mir von ihm gesprochen, ihn mir vorgestellt, — er ist Ihr Verwandter?"

„Er ist der Sohn meiner Eltern, Sire," erwiederte der Chevalier, — „an demselben Tage mit mir geboren — seine Züge — seine Gestalt sind von den meinigen nicht zu unterscheiden —"

„Ah — wär' es möglich? —" fragte der König erstaunt.

„Er ist," fuhr der Chevalier fort, „ein armer kleiner Advokat des Parlaments, unbeachtet und unbekannt — der Herzog von Choiseuil hat ihn Eurer Majestät empfohlen, — erheben Sie ihn aus der Dunkelheit, — ernennen Sie ihn zum Kapitän Ihrer Dragoner — ziehen Sie ihn an den Hof, in Ihre Nähe —"

„Und dann?" fragte der König.

„Dann, Sire," erwiederte der Chevalier, „werde ich in seiner Gestalt vor Ihnen erscheinen, — dann werde ich Ihnen dienen und für Sie arbeiten können — und niemals soll mein König männlichen Muth und männliche Kraft in mir vermissen!"

„Aber der Chevalier," fragte der König, „was wird er sagen?"

„Ich kenne ihn wie ich mich kenne, Sire," sprach der

Chevalier zuversichtlich, — „er liebt mich wie sich selbst, — und niemals, ich schwöre es Eurer Majestät bei meinem Leben — wird er das Geheimniß verrathen."

„So sei es, mein Fräulein," rief der König ganz entzückt, — „in einer Stunde soll das Patent abgehen, — und morgen —"

„Morgen, Sire," sagte der Chevalier, indem er sich auf ein Knie niederließ, „wird der Chevalier d'Eon de Beaumont vor Eurer Majestät erscheinen, um Ihnen zu danken und fortan nur für Sie zu leben!"

Der König beugte sich nieder und berührte die Stirn des Chevalier mit den Lippen.

„Und er wird den König finden," sagte er bewegt, — „den König, den er sucht — und den er liebt!"

Er betrachtete noch einmal das schöne, von begeisterter Hingebung glühende Gesicht, das, von dem blauen Capuchon des Dominos umrahmt, zu ihm aufblickte, dann ging er schnell hinaus.

Der Chevalier erhob sich langsam und blickte dem König wie träumend nach.

Dann erleuchtete sich sein Blick von hoher Freude.

„Dank dir, gütige Vorsehung!" rief er, die Hände auf sein hochklopfendes Herz drückend, — „im Weiberkleide bin ich zum Manne geworden, — Alles habe ich erreicht, wonach meine Seele sich sehnte, — freien Spielraum der Kraft, — die Schwingen meines Geistes breiten sich aus, — der Flug kann beginnen hinauf zum Sonnenlicht!"

„Doch," sprach er, wie zu feierlichem Gelöbniß die Hand erhebend, „dieß soll mein erster und mein einziger Betrug sein! Mein Gelübde will ich halten, — dem König und Frankreich allein soll jeder Schlag meines Herzens gehören!

„Jetzt aber fort," sagte er, die Maske sorgfältig wieder befestigend, „hier habe ich nichts mehr zu thun!"

Er ging hinaus, an Lebel vorüber, der sich tief vor ihm verneigte.

Im nächsten Zimmer fand er sich Choiseuil gegenüber, der ihn aufmerksam betrachtete.

Der Herzog hatte den König erkannt, wie er mit schwebend stolzem Gang an ihm vorüber eilte, — er sah nun diesen blauen Domino vor sich, von welchem die Marquise ihm gesprochen, und versuchte mit seinen Blicken die Maske zu durchdringen.

Der Chevalier trat nahe zu ihm heran und sprach sich verneigend:

„Der Herr Herzog von Choiseuil —"

„Sie kennen mich, schöne Maske?" fragte der Herzog verwundert.

«Ex ungue leonem,» erwiederte der Chevalier, — „der Löwe ist kenntlich unter jeder Verkleidung, besonders für Denjenigen, dem er seinen großmüthigen Schutz gewährt, — es ist natürlich, daß ich den großen Choiseuil erkenne, ebenso natürlich, daß er den kleinen Chevalier d'Eon nicht erkennt."

„Der Chevalier d'Eon!" rief der Herzog hoch erstaunt,

— „in dieſer Verkleidung, — und Sie verkehrten ſo eifrig mit Richelieu, meinem Feinde?“ fragte er mit einem Anklang von Mißtrauen.

„Ich bitte Sie, Herr Herzog,“ ſagte der Chevalier, — „fragen Sie nicht, — vertrauen Sie mir, — man will den Löwen in Netze ſchlagen, aber die dankbare Maus iſt da, um ſie zu zernagen! Später werde ich Ihnen Alles erklären — jetzt — ich bitte Sie — gehen Sie dorthin — unter die Menge in den Sälen und laſſen Sie mich —“

„Der Chevalier unter dieſem blauen Domino!“ ſagte Choiſeuil, — „und die Marquiſe — der König — das iſt eine Verwickelung, der es wenigſtens an beluſtigenden Ueberraſchungen nicht fehlen wird! — Ich laſſe Sie hier, Chevalier — obgleich ich nicht begreife —“

„Gehen Sie, Herr Herzog,“ unterbrach ihn der Chevalier haſtig, — „gehen Sie und vertrauen Sie mir, Ihrem dankbaren Freunde, — man darf uns hier nicht beiſammen ſehen — ich muß fort!“

Mit leichter Verbeugung davon eilend, verſchwand er unter der Menge und überließ den Herzog ſeinem Erſtaunen über den wunderſamen Kern dieſer Intrigue, welche die Marquiſe vorhin ſo ſehr beunruhigt hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Fräulein Louise saß ein wenig zitternd und befangen in der von exotischem Blütenduft gefüllten Laube und sah, schüchtern die Augen aufschlagend, Gaston ganz verwundert an, der so lange zögerte, ihr hier in der Stille dieses lauschigen Platzes ein Wort der Liebe zu sagen.

Endlich ergriff der junge Offizier heftig ihre Hand und sagte mit gepreßter Stimme:

„Denken Sie, Louise, welches Schicksal mich trifft. — Heute als ich Sie verließ, — das Herz voll von Glück und Hoffnung, erhalte ich den Befehl, — einen Befehl des Königs selbst —, sogleich mit Depeschen an den Botschafter nach Wien abzureisen und mich dort zu dessen Verfügung zu stellen. Eigentlich sollte ich schon auf dem Wege sein und ich habe der Strafe des Ungehorsams getrotzt, um hieher zu eilen — Sie zu sehen — und —"

„Mein Gott," fiel Louise erschrocken ein, — „so schnell und gerade heute, — wie traurig ist das! — Und doch, Gaston, ist das wohl ein Glück, eine Ehre, — Sie werden

sich auszeichnen, man wird Ihnen eine Belohnung schuldig sein, — diese kurze Trennung wird vielleicht das Mittel zu unserer Vereinigung werden —"

„Ehre — Auszeichnung — kurze Trennung!" rief Gaston wild bewegt, — „nein, nein, Louise, — das ist es nicht, — diese so schnelle, so plötzliche Mission sieht weit eher wie eine Ungnade — eine Verbannung aus —"

„Eine Verbannung?" fragte Louise erbebend, — „aber warum, ich wüßte mir nicht zu erklären —"

„Aber ich!" rief Gaston, „ich weiß es mir nur zu gut zu erklären, — Louise," fuhr er fort, ihre beiden Hände erfassend, — „ich muß es aussprechen — was mir das Herz mit tödtlicher Angst erfüllt, ich muß Ihnen die Gefahr zeigen, die über Ihrem Haupte schwebt, — unmittelbar in drohender Nähe, — Louise — jene Sendung ist eine Verbannung, um mich von hier, — um mich von Ihnen zu entfernen!"

„Von mir zu entfernen?" fragte Louise, durch die Aufregung ihres Geliebten mehr und mehr beunruhigt, — „sollte meine Tante —"

„Ihre Tante, — Richelieu!" rief Gaston, — „es ist ein Komplot zu Ihrem Verderben, — Louise," fuhr er mit dumpfer Stimme fort, — „Sie haben mir erzählt, daß der König Sie ausgezeichnet, voll außerordentlicher Freundlichkeit zu Ihnen gesprochen hat —"

„Ja — und —"

„O Louise, — diese Freundlichkeit, — der König liebt

Sie!" rief er heftig, — „wissen Sie, was das heißt? — Begreifen Sie jetzt, warum ich nach Wien abreisen muß?"

„O mein Gott, Gaston!" sagte Louise ganz zitternd, — „wie wäre das möglich, Sie täuschen sich —"

„Ich täusche mich nicht, Louise," rief Gaston, „und hätte ich noch zweifeln können — hier habe ich die Gewißheit erlangt, — Sie haben Ihr Kostüm mit dem des Chevaliers verwechselt," fuhr er hastig sprechend fort, — „nun, Louise, — wissen Sie, daß der Chevalier in dem blauen Domino, von dem man glaubte, daß Sie ihn trügen, und in welchem er an Wuchs und Haltung täuschend Ihnen gleicht, — daß er in jenem Kostüm am Arme Richelieu's einherging und daß Richelieu ihn dort in jenes Zimmer führte, — daß ich selbst getäuscht wurde, so daß ich den Chevalier für Sie hielt, und als Sie mich zurückhielten, blind vor Zorn und Verzweiflung Ihnen nachstürzen wollte, um Sie aus den Schlingen zu retten, die man Ihnen gelegt."

„Ich verstehe noch immer nicht —"

„Sie werden verstehen," fuhr Gaston fort, — „wenn ich Ihnen sage, daß jenes Zimmer dort, an dessen Thüre Sie mich fanden, das Zimmer für den König ist, daß Richelieu glaubte, Sie in jenes Zimmer zu führen, und daß ich bereit war, Allem zu trotzen, um Sie zu befreien —"

„Mein Gott — mein Gott, welches Unglück!" flüsterte Louise, indem sie sich an ihren Geliebten schmiegte, als wolle sie bei ihm Schutz suchen.

„Ja, ein großes Unglück," sagte Gaston mit dumpfer

Stimme, — „hätten Sie den blauen Domino getragen, so hätte ich mich zu Grunde gerichtet und Sie doch nicht gerettet —"

„Doch," rief Louise aufathmend, — „diese Verwechslung rettet uns —"

„Für eine kleine Spanne Zeit, Louise," fiel Gaston ein, — „der Irrthum muß sich aufklären, der König wird dem Chevalier begegnen, — er wird ihn erkennen — der arme Chevalier, vielleicht wird er schwer den Blick büßen, den er ohne seinen Willen in dieß Geheimniß thut, — man wird Sie suchen, und wenn auch vielleicht für heute Sie den Schlingen entronnen sind, die man Ihnen legte, — morgen werden Sie wieder von denselben umgeben sein, und ich, Louise, ich kann nicht länger bleiben, Sie zu schützen —"

„O, das ist entsetzlich!" sagte Louise, — „aber was thun?"

„Wenn Sie mich lieben, Louise," rief Gaston, „so können wir gerettet werden, — mein Wagen steht draußen vor dem Park, — in einer Viertelstunde haben wir ihn erreicht — ich habe den Brief des Königs und den Paß für alle Postmeister, das gibt uns Flügel, der König selbst würde mich nicht einholen, denn mir stehen seine Relais zu Gebote, — aber schnell, Louise — schnell um Gottes willen, jede Minute Zögerung kann uns Verderben bringen, man glaubt mich abgereist, man wird Sie suchen, wir werden Stunden voraus haben und sicher die Grenze erreichen — kommen Sie, Louise —"

Er stand auf und ergriff ihre Hand, um sie mit sich fortzuziehen.

„Aber," sagte sie zögernd, — „wie ist es möglich, von hier fortzukommen?"

„Wir gehen einfach die große Treppe hinunter, — Niemand wird uns aufhalten, man glaubt, daß wir unsern Wagen suchen —"

Das junge Mädchen zitterte vor dem entscheidenden Entschluß, der sie aus ihrer stillen, ruhigen Existenz auf das wildwogende Meer eines gefahrvollen Lebens hinausführen sollte.

„Fliehen?" — flüsterte sie — „so plötzlich — in diesem Anzug?"

Gaston's Augen flammten durch die Oeffnung in der schwarzen Maske, welche sein Gesicht bedeckte.

„Louise!" rief er mit drohendem Ton, — „wenn Sie einen Augenblick länger zögern, so werde ich irre an Ihnen, — so haben Sie mich nie geliebt! Louise," sagte er, sich zu ihr hinabbeugend, „soll ich glauben, daß Sie das Schicksal, das Sie hier erwartet, nicht fürchten — o, dann reiße ich diese Maske von meinem Gesicht und überliefere mich selbst der Strafe, die mich erwartet, — mag sie der Tod sein, — was liegt mir dann noch am Leben?"

„Halten Sie ein, Gaston!" rief Louise aufspringend, — „nichts soll mich erschrecken, wenn es unsere Liebe gilt, — lassen Sie uns gehen, — ich folge Ihnen, wohin Sie mich auch führen."

Er drückte in glühendem Kuß seine Lippen auf ihre Hand. Dann gab sie ihm den Arm und langsam, scheinbar in heiterem Gespräch mit einander plaudernd, schritten sie durch die glänzende, bunte Menge in den Sälen hin, immer mehr dem Ausgange sich nähernd.

Sie bemerkten die Herzogin von Guéménée nicht, welche in der Nähe der Thür des großen Saales in ihrem Fauteuil saß und nach ihrer Nichte umherspähte, um dieselbe der Weisung Richelieu's gemäß sogleich fortzuführen, was vollständig mit ihren eigenen Wünschen übereinstimmte, da sie sich hier in den Gemächern der ihr so verhaßten Marquise in hohem Grade unbehaglich und deplacirt fühlte.

Hochklopfenden Herzens sah Gaston bereits durch die letzten Vorsäle, in denen das Gewühl der Gäste sich mehr und mehr verlor, das offene Vestibül vor sich, als er plötzlich Louisens Arm in dem seinen zucken fühlte. Er sah sich schnell um und erblickte neben seiner Geliebten die durch ihre Flormaske nur leicht verhüllte Herzogin.

„Ich habe Dich gesucht, mein Kind," sagte sie mit kurzem, bestimmtem Ton, der keinen Widerspruch erwartet, — „ich bin ermüdet und will nach Hause fahren."

Louise stand zitternd vor ihr — vor Gaston's Blicke legte sich eine dunkle Wolke, er drückte den Arm seiner Geliebten fest an sich und machte einen Schritt, als wolle er, an der Herzogin vorbeistürmend, den Ausgang gewinnen.

Die Herzogin sah ihn verwundert an.

„Ich bedaure, mein Herr," sagte sie mit hochmüthig kalter

Höflichkeit, „daß ich Ihnen Ihre Dame entführen muß, — ich bin überzeugt, daß Sie Ersatz unter jenen reizenden Masken dort finden werden."

Ohne eine Antwort abzuwarten, wendete sich sich um und schritt dem Ausgange zu.

Gaston folgte ihr mit Louise.

„Es ist unmöglich, ihr zu entkommen," flüsterte das junge Mädchen, — „ohne einen großen Eklat —"

„Der Alles verderben und mich in's Gefängniß führen würde," antwortete Gaston verzweiflungsvoll. In seinem Kopf kreuzten sich während dieses Augenblicks die verworrensten Gedanken, — hätte er mit einem Wort die Herzogin in die Tiefen der Erde versinken lassen können, er hätte ohne Zögern dieses Wort gesprochen.

„Louise," sprach er, sich zu dem jungen Mädchen herabbeugend, — „Sie müssen Ihrer Tante folgen, — vielleicht ist es besser so, — Ihr Verschwinden wird auf diese Weise später entdeckt werden, — ich folge Ihrem Wagen und warte vor dem Hotel der Herzogin, — seien Sie kühn und muthig, streuen Sie Gold aus und verlassen Sie das Haus, sobald die Herzogin zur Ruhe gegangen ist. Nehmen Sie Ihre Zofe mit, wenn es sein muß, — aber kommen Sie um jeden Preis, — sowie Sie aus der Thüre treten, sind Sie unter meinem Schutz — hier nehmen Sie!"

Er drückte ihr eine gefüllte Börse in die Hand.

„Werden Sie kommen, schwören Sie mir, zu kommen?" fragte er dringend.

„Ich schwöre es," erwiederte sie leise, indem sie zur Bekräftigung ihrer Worte innig seine Hand drückte.

Sie waren an der Thüre zum Vestibül angekommen.

„Der Dienst der Herzogin von Guéménée," sagte die Herzogin einem der dort stehenden Huissiers, der sogleich davon eilte, um die Lakaien zu benachrichtigen.

Die Herzogin wandte sich um und bemerkte mit unwilligem Erstaunen, daß Gaston ihr gefolgt war.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte sie mit schneidender Kälte, — „ich bedarf Ihrer Begleitung nicht mehr."

Gaston ließ zögernd Louisens Arm los und trat zurück, indem er ihr, sich tief verbeugend, zuflüsterte:

„Mein Leben hängt daran, daß ich Sie in einer Stunde finde."

„Der Wagen der Frau Herzogin!" meldete der Huissier, und die Herzogin, sich auf Louisen stützend, stieg die Treppe hinab.

Gaston trat einen Augenblick in die Säle zurück, um nicht zu auffallend dem Wagen zu folgen; tausend Pläne für seine so dunkel verhüllte Zukunft stiegen in seinem Geiste auf, — da fühlte er seinen Arm berührt, — zusammenfahrend, da er überall eine Gefahr vermuthete, blickte er auf und sah eine kleine zierliche Gestalt im blauen Domino mit weißer Schleife neben sich stehen.

Fast entsetzt fuhr er zurück.

„Der Chevalier d'Eon," sagte er mit einem Ton, als sähe er ein Gespenst.

„Sie sind Herr von Aurigny?“ fragte der Chevalier.

Gaston bejahte.

„Glücklich, daß ich Sie treffe, — ich kann in diesem Damenkostüm nicht allein fortgehen, ohne aufzufallen, auch darf ich hier die Maske nicht abnehmen — haben Sie die große Güte, meinen Wagen zu rufen und mich hinabzuführen.“

„Und der König?“ rief Gaston.

„Der König — warum der König?“ fragte der Chevalier betroffen.

„Er hat entdeckt — er weiß!“ — rief Gaston, — „er wird Louise suchen lassen — mein Gott — wenn wir keine Zeit mehr hätten —“

„Louise suchen lassen?“ fragte der Chevalier in einem Ton, als verstünde er nichts von Gaston's Worten.

„Mein Gott, Chevalier!“ rief der junge Mann ganz verwirrt, — „wenn Sie den König gesehen haben — in jenem Zimmer, — so müssen Sie ja Alles wissen, — Sie müssen begreifen, daß ich in Verzweiflung bin, — Sie sind Louisens Vetter, Sie müssen mir rathen, man denkt klarer in den Angelegenheiten Anderer —“

„Gut, Herr von Aurigny,“ sagte der Chevalier mit einer Heiterkeit, die Gaston noch mehr in Erstaunen versetzte, — „Sie werden mir das Alles erzählen, doch ist hier nicht der Ort dazu, wo man uns beobachtet, — geben Sie mir Ihren Arm, im Park kann ich diesen Domino abwerfen, wir können meinen Wagen rufen, — doch ich sage Ihnen, ich habe nicht viel Zeit, denn ich muß sogleich nach Paris zurück.“

„Auch ich habe keine Minute zu verlieren," sagte Gaston, der mit Schrecken daran dachte, daß wenn er zu lange zögerte, Louise ihn vielleicht vergebens erwarten möchte.

„Gehen wir also," sagte der Chevalier, — „man verständigt sich um so schneller, je weniger Zeit man hat."

Er nahm Gaston's Arm und ging mit ihm die Treppe hinab. Sie schritten über den Hof und erreichten bald die schattigen Alleen des Parks.

Schnell nahm der Chevalier den Domino ab und rollte ihn in ein möglichst kleines Paket zusammen.

„Jetzt bin ich wieder Mann," sagte er mit einem leichten Anflug von Selbstverspottung, — „nun reden Sie, Herr von Aurigny."

Gaston war erstaunt über die fast kecke Sicherheit des kleinen Chevalier, den er am Morgen so scheu und verstimmt gesehen, — doch dachte er, mit seiner Lage vollauf beschäftigt, nicht weiter über diese Veränderung nach und erzählte dem Chevalier, was ihm begegnet, mit aller Aufregung, in welche die über seinem Haupte schwebende Gefahr ihn versetzte. Er fügte hinzu, daß seine Postchaise ihn auf der Straße am Ausgange des Parkes erwarte und daß er Louise, welche ihm versprochen, heimlich das Hotel der Herzogin zu verlassen, dort erwarten wolle, um mit ihr zu fliehen und jenseits der Grenze Sicherheit zu suchen.

Der Chevalier hatte mit großer Aufmerksamkeit, zuweilen spöttisch lächelnd, zugehört.

„Gut gespielt, Herr Herzog von Richelieu," sagte er, —

„das Alles hätte Ihnen ganz nach Wunsch gelingen können, — aber jetzt bin ich da, — ich, an den Niemand gedacht, auf den Niemand gerechnet hat, — der Herzog von Choiseuil hat wohlgethan," fügte er ganz stolz hinzu, „die kleine Maus zu beschützen, die nun das Netz zernagen wird, in welchem er fast schon gefangen war!"

„Wie, Chevalier?" fragte Gaston, der nichts von diesen Worten begriff, — „doch ich muß fort," rief er unruhig, — „Louise könnte mich erwarten, — Sie, Chevalier, sollen unser Vertrauter sein, — suchen Sie, ich beschwöre Sie, die Herzogin auf eine falsche Spur zu bringen, damit wir so viel Vorsprung als möglich gewinnen, — Sie sollen Nachricht von uns erhalten, theilen Sie uns mit, wie hier die Sachen gehen und ob es später für uns möglich sein wird, Verzeihung zu erlangen und aus der Verbannung zurückzukehren."

Er zog den Chevalier ungeduldig mit sich fort.

Dieser ging nachdenklich neben ihm her.

„Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt, Herr von Aurigny," sagte er, zu Gaston aufblickend, der noch immer seine Maske vor dem Gesicht trug, — „so werden Sie mir auch wohl erlauben, Ihnen einen Rath zu geben und für Sie zu handeln."

„Ich bitte Sie darum, Chevalier!" rief Gaston, immer ungeduldiger seinen Begleiter fortziehend, — „und ich werde Ihnen ewig dankbar sein, wenn —"

„So muß ich Ihnen sagen, Herr von Aurigny," fuhr der Chevalier fort, „daß Ihr Plan sehr gefährlich ist —"

„Ich scheue keine Gefahr für das Glück und die Ehre meiner geliebten Louise!“ rief Gaston feurig.

„Sie werden kaum die Grenze erreichen,“ fuhr der Chevalier ruhig fort, — „trotz Ihres Passes, der Ihnen die Relais der königlichen Posten zur Verfügung stellt, — denn wenn der König Sie einholen lassen will, so werden seine Blutpferde immer noch die Postklepper schlagen —“

„Doch es bleibt keine andere Rettung,“ rief Gaston, — „wir werden den Weg mit todten Pferden besäen, aber wir werden ankommen —“

„Ankommen — ja,“ sagte der Chevalier, — „aber ich fürchte in der Bastille — doch — ich weiß etwas Besseres.“

„Etwas Besseres? — einen sichern Versteck — wenn ein solcher zu finden wäre —“

„Hören Sie mich an, Herr von Aurigny,“ unterbrach ihn der Chevalier ernst, — „glauben Sie, daß ich einigen Werth auf meine Freiheit, auf meinen Kopf und mein Leben lege?“

Gaston sah ihn verwundert an, ohne eine Antwort auf diese so plötzliche und unvermuthete Frage zu finden.

„Nun denn,“ sagte der Chevalier im Tone feierlicher Betheuerung, — „bei meinem Kopf und meinem Leben schwöre ich Ihnen, daß Sie Ihre Louise mit der Einwilligung des Königs und Ihrer Tante heirathen werden, daß Sie ein Regiment in der Provinz erhalten sollen und eine Aussteuer dazu, wenn —“

„Wenn?“ fragte Gaston, ganz geblendet durch das Bild, welches der Chevalier vor seinen Blicken aufsteigen ließ.

„Wenn Sie ruhig hier bleiben und genau Alles thun, was ich Ihnen sagen werde."

„Und was habe ich zu thun?" fragte Gaston.

„Sie werden mich zunächst nach dem Hotel Guéménée begleiten —"

„Wir sind sogleich da —"

„Gut — dort werde ich eintreten, um meiner Cousine ihren Domino zurückzugeben, — ich werde sie in den Salon rufen lassen, was Niemand auffallen wird, und werde ihr sagen, daß sie ruhig bis morgen früh schlafen solle, da die Entführung nicht stattfände —"

„Und dann?" fragte Gaston in höchster Spannung.

„Dann werde ich Sie bitten, mich nach Paris zu begleiten, und zwar in Ihrer Postchaise, da ich vermuthe, daß die Pferde vor derselben besser laufen werden als meine Miethgäule —"

„Und in Paris?"

„In Paris werden Sie mit mir Ihren Schneider aufsuchen — ich setze voraus, daß Sie einen guten Schneider dort haben —"

„Gewiß — aber —"

„Sie werden mir helfen ihn zu wecken und dazu zu bringen, daß er mir bis morgen früh, so daß ich rechtzeitig zum Lever des Königs hier sein kann, die Uniform eines Dragonerkapitäns zu schaffen —"

„Er hat fertige Uniformen — aber ich begreife nicht —"

„Er wird also nur die Nähte etwas zu verengern haben,

um sie der Gestalt eines Zwerges, wie ich, anzupassen," sagte der Chevalier launig, — „dann," fuhr er fort, „kehren Sie auf das Schnellste hieher zurück, um morgen bei dem Lever des Königs auf Ihrem Posten zu sein."

„Aber, mein Herr," rief Gaston, „ich habe den Befehl des Königs, nach Wien zu reisen — ich habe seinen Brief an den Kardinal Bernis — militärischer Ungehorsam ist unverzeihlich, — wenn man fragt —"

„So werden Sie antworten, ich, der Chevalier d'Eon de Beaumont, habe Ihnen den Gegenbefehl Seiner Majestät überbracht, nicht abzureisen — und was den Brief betrifft, so geben Sie mir denselben —"

„Sie spotten, Chevalier," sagte Gaston, dessen Gedanken sich zu verwirren begannen, in fast drohendem Ton.

„Ich spreche ernsthaft, Herr von Aurigny," erwiederte der Chevalier, — „glauben Sie, daß, wenn ich Ihnen einen solchen Befehl des Königs gäbe, ohne dazu das Recht zu haben, die Bastille sich mir ohne Rückkehr öffnen würde? Glauben Sie, daß ich an einen Scherz, der übrigens wenig Witz hätte, meine Zukunft, meine Existenz setzen würde?"

Der Chevalier sprach mit so stolzer Zuversicht, daß Gaston dieser selbstgewissen Ueberzeugung zu vertrauen begann.

„Wäre es möglich, Chevalier," sagte er, — „Sie hätten es gewagt, bei dem Könige für uns zu sprechen, — es wäre Ihnen gelungen, ihn zu bewegen —"

„Fragen Sie nicht," fiel der Chevalier ernst ein, — „vertrauen Sie mir und ich gebe Ihnen mein Wort als Edel-

mann, daß Alles geschehen wird, was ich Ihnen versprochen, — aber ich verlange bis morgen blinden Gehorsam."

Es lag so viel unerschütterliche Sicherheit, so viel gebieterische Ueberlegenheit in dem Ton und der Haltung des früher so zurückhaltenden und schüchternen jungen Mannes mit der zierlichen Mädchengestalt, daß Gaston's Vertrauen immer höher stieg, — vielleicht war das Wagniß nicht größer, wenn er sich der Leitung des Chevaliers überließ, als wenn er sich den Gefahren einer Flucht aussetzte, deren Gelingen so zweifelhaft war.

„Mein Herr," sagte er, — „es handelt sich um die Ehre und das Lebensglück des Fräuleins von Beaumont, Ihrer Cousine —"

„Und um meine Freiheit, vielleicht um meinen Kopf," fiel der Chevalier ein, — „ich kenne den Einsatz des Spiels und bin gewiß, es zu gewinnen."

Gaston gab den Widerstand gegen diesen so sichern und selbstgewissen Willen auf, — seinem frischen Jugendmuth sagte es mehr zu, der Gefahr zu trotzen, als vor ihr zu fliehen, und wenn der Chevalier hielt, was er so zuversichtlich versprach, so löste sich ja Alles so unendlich viel glücklicher, als durch eine Flucht, die, selbst wenn sie gelang, ihn und Louise einer unsichern und mühseligen Existenz außerhalb des Vaterlandes zuführte.

Sie waren vor dem Hotel Guéménée angekommen.

Der Chevalier trat ein, — er ließ Fräulein Louise, welche zitternd die Zeit erwartete, bis es ihr möglich sein würde,

das Haus zu verlassen, in den Salon rufen und theilte ihr mit wenigen flüchtigen Worten mit, daß Alles gut und die Flucht mit Gaston unnöthig sei, — sie möge ruhig und unbesorgt mit der Herzogin am nächsten Morgen bei dem Lever des Königs erscheinen, — alle ihre Wünsche würden dann erfüllt werden.

„Aber Sie wissen nicht, Vetter," sagte Louise ganz erschrocken und verwirrt.

„Ich weiß Alles," sagte der Chevalier, ihr die Hand küssend, — „ich habe mit Herrn von Aurigny gesprochen, — er vertraut mir, vertrauen Sie mir ebenfalls, — doch habe ich kaum Zeit zu Erklärungen!"

Ehe sie weiter fragen konnte, war er verschwunden. Während sie sich in unruhigem Grübeln in ihr Zimmer zurückzog, eilte er mit Gaston zu der am Ende des Parkes haltenden Postchaise, bei welcher sie den Postillon ungeduldig murrend und den Diener schlafend fanden, und in schnellem Lauf eilten die des langen Stehens überdrüssigen Pferde auf der Straße nach Paris hin.

Der König hatte sich inzwischen, von Niemandem erkannt, wieder unter die Gäste gemischt. Er näherte sich nach einiger Zeit der Marquise, deren scharfer Blick allein seine sorgfältige Verhüllung durchdrungen hatte, und sagte zu ihr herantretend laut mit unverstellter Stimme:

„Die Göttin des Mondes hat heute mit ihrem Bruder die Rollen getauscht und verbreitet den Glanz des Tages um sich her."

„Es ist ein falscher Tag," erwiederte die Marquise, sich tief verneigend, — „er verbleicht, sobald es der wahren, der einzigen Sonne gefällt, ihr Antlitz zu zeigen."

Der König nahm die Maske ab.

Sogleich verschwanden die Masken von allen Gesichtern, in wenigen Augenblicken war bis in die entferntesten Säle kein Gesicht mehr bedeckt — Alles drängte heran, um möglichst in die Nähe des Monarchen zu gelangen.

Der König war strahlend und hatte für Jeden huldvolle und freundliche Worte.

„Eure Majestät hatten die Herzogin von Guéménée und Fräulein von Beaumont besonders eingeladen," sagte die Marquise umherblickend, — „es scheint, daß die Frau Herzogin und ihre Nichte das Fest schon verlassen haben —"

„Das bedaure ich," sagte der König flüchtig und gleichgültig, indem er sich zu Choiseuil wandte, den er mit Liebenswürdigkeiten überhäufte. Doch schien er etwas ungeduldig und gedankenvoll, schon nach kurzer Zeit zog er sich zurück, und da man zu jener Zeit noch den Tag früh begann und früh beschloß, so endete das Fest schon, als es kaum elf Uhr Abends war, das heißt zu einer Zeit, zu welcher heutzutage die großen Gesellschaften kaum begonnen haben.

Bald lag das große königliche Versailles in nächtlich stiller Ruhe da, doch gab es Viele in dieser glänzenden Stadt von Palästen, auf deren Augen sich der Schlaf in dieser Nacht nur zögernd herabsenkte.

Der König vor Allem, dessen Geist und Herz von tau-

send Gedanken und Gefühlen bewegt waren, die in ihm die Erinnerungen an die glücklichen vergangenen Zeiten seiner Jugend wach riefen, — dann die Marquise — welche halbträumend auf ihrem Bett von Seide und alançonner Spitzen ruhend, das feine Mädchengesicht des Chevalier mit den blitzenden Augen voll männlicher Kühnheit und Leidenschaft vor sich sah und in wonnigem Erbeben seine glühenden Worte zu hören glaubte, — Choiseuil, welcher darüber nachsann, wie er seine Feinde, Richelieu und den Pater Linière, niederbeugen könne, — die Herzogin von Guéménée, welche in der Hoffnung schwelgte, die Marquise gedemüthigt und verbannt zu sehen, dann Louise, welche zwischen Furcht und Hoffnung schwankte — und endlich Richelieu, — doch nein, Richelieu schlief, seine Natur, so fest und elastisch zugleich wie eine Feder von Stahl, ließ sich in ihren Funktionen weder durch Furcht noch durch Hoffnung beirren.

Hoch oben aber über dieser Welt voll Glanz und Schimmer, voll Haß und Neid, voll Wünschen und Sorgen, wachte das ewig offene Auge der Vorsehung, dieser Vorsehung, welche zur Ausführung ihrer großen und weisen Absichten sich so oft der Vermittelung jenes neckischen Elfengeistes bedient, den die Menschen den Zufall nennen.

Fünfzehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen trat Richelieu als der Erste, noch vor den eifrigsten Höflingen, in das Vorzimmer des Königs. Die Thüre nach dem Zimmer Seiner Majestät war bereits geöffnet, doch war in diesem Zimmer nur Lebel, welcher mit unhörbar leisen Schritten auf und nieder ging.

Als er den Herzog von Richelieu eintreten sah, blieb er stehen und begrüßte denselben ehrerbietig.

„Ah, Lebel, mein Freund, Sie suchte ich," sagte der Marschall mit vertraulicher Herablassung.

„Ich stehe zu den Befehlen des Herrn Herzogs," erwiederte Lebel, — „Seine Majestät sind schon früh auf gewesen, Sie nehmen den Kaffee in Ihrem Schlafzimmer und haben allein sein wollen, — ich erwarte jeden Augenblick den Ton der Glocke —"

„Nur wenige Worte, Lebel," sagte Richelieu, — „die großen Entrées werden sofort zum Lever erscheinen, — ich war gestern ermüdet und bin früh nach Hause gegangen — der König hat sich so bald zurückgezogen, das Fest war un-

vermuthet schnell beendet — ich bin in äußerster Spannung — wie ist der König zurückgekehrt, in welcher Stimmung befindet er sich heute?"

„Der Herr Herzog können beruhigt sein," antwortete Lebel, „Seine Majestät eilten strahlenden Blickes in Ihr Schlafzimmer und saßen lang in tiefen Gedanken da, leise mit sich selbst sprechend —"

„Vortrefflich, vortrefflich," flüsterte Richelieu händereibend, — „die Flamme brennt in heller Glut —"

„Seine Majestät waren ernst und bewegt —," fuhr Lebel fort.

„Die Kleine hat ihm von Choiseuil gesprochen," sprach Richelieu für sich selber, „es peinigt ihn, einen Entschluß zu fassen, — o, sie ist gelehrig und geschickt —"

„Endlich," sagte Lebel, „schrieben Seine Majestät einige Zeilen auf ein Papier, versiegelten dasselbe mit dem königlichen Siegel und ließen einen der diensthabenden Gardes du Corps rufen, dem Seine Majestät unverzüglich mit diesem Brief nach Paris zu reiten befahlen."

„Ein Brief?" fragte Richelieu eifrig, — „mit dem königlichen Siegel? — nach Paris? — am späten Abend? — Lebel — ich bin überzeugt, daß Sie ein wenig neugierig waren — und daß Ihre Geschicklichkeit Mittel fand, diese Neugier zu befriedigen — an wen war der Brief? — die Adresse ist mir diesen Diamant werth."

Er zog einen Ring von seinem Finger, reichte ihn Lebel und ließ die Lichter des Edelsteines vor seinen Augen spielen.

Lebel nahm mit tiefer Verbeugung den Ring und sagte:

„Der Herr Herzog weiß, daß ich sein ergebener Diener bin — der Brief trug die Adresse: An den Chevalier d'Eon de Beaumont."

„Chevalier d'Eon de Beaumont?" sagte Richelieu sinnend. — „Was kann das sein? Ich finde keinen Platz für diesen Namen in meinem Gedächtniß — jener unbedeutende kleine Advokat, den Choiseuil gestern vorstellte, — das kann es nicht sein —"

Man hörte eine Glocke im Schlafzimmer des Königs.

„Seine Majestät rufen mich," sagte Lebel, — „ich habe die Ehre, den Herrn Herzog zu grüßen."

Und schnell glitt er wie ein Schatten, fast ohne daß man das Geräusch der sich öffnenden und wieder schließenden Thüre hörte, in das Schlafzimmer seines königlichen Gebieters.

Während Richelieu noch über die Mittheilung Lebel's nachdachte, erschien allmälig der Hof, das heißt Diejenigen, welche das Recht der großen Entrées hatten und zum Eintritt in das königliche Zimmer bei dem Lever befugt waren. Die Uebrigen mußten, um Seiner Majestät ihren Hof zu machen, die Stunde erwarten, zu welcher der König sich durch die große Galerie zur Messe begab.

Der Herzog von Ayen erschien zuerst, begrüßte Richelieu vertraulich und nahm seinen Platz in der Nähe der Thüre des königlichen Schlafzimmers ein, welche sich heute selbst den Vertrautesten nicht öffnete, da der König erklärt hatte, bis auf weitere Befehle allein bleiben zu wollen.

Die Crême des Hofes war da. Auch die Herzogin von

Guéménée mit ſtrenger, würdiger Miene, aber mit ſiegesfreudig funkelnden Blicken, — neben ihr Louiſe, blaß und angegriffen von der unruhig durchwachten Nacht, — bald aber lächelte ſie ganz glücklich und hoffnungsvoll, denn ſie erblickte ihren Gaſton, der, von Richelieu unbemerkt, in militäriſcher Haltung ſeinen Platz an dem Eingange der Galerie einnahm. Auch die Gräfin von Rochefort war da, ſchön und anmuthig wie immer, doch lag ein ſinnendes Nachdenken in ihren ſonſt ſo muthwillig blitzenden Augen, deren Ausdruck heut an die Zeit erinnerte, als ſie neben ihrem kranken Gemahl ſaß und auf deſſen Unterhaltung mit dem kleinen Chevalier lauſchte. Die Marquiſe war nicht da, ſie erſchien faſt niemals bei dem Lever des Königs, der, wenn er beſonders gut aufgelegt war, ihr in den Morgenſtunden einen Beſuch machte und bei ihr eine kleine vertrauliche Plauderſtunde verbrachte, oder den ſie während des Vortrags der Miniſter beſuchte, um, ſcheinbar gleichgültig zuhörend, die Fäden der Politik in ihren Händen zu vereinen, wie es einſt Frau von Maintenon zur Zeit des großen Königs ſo geſchickt gethan hatte. Auch Choiſeuil war nicht da, — er ſetzte ſich ſtolz über die kleinen Höflingspflichten hinweg und erſchien nur bei dem König, um ihm über die Staatsangelegenheiten zu ſprechen, wodurch er für ſich vielleicht nicht die Sympathie, doch aber die Achtung Ludwig des Fünfzehnten erhöhte, welchem kühnes Selbſtbewußtſein um ſo mehr imponirte, je weniger er daſſelbe in ſeiner Umgebung zu finden gewohnt war.

Richelieu bemerkte die Herzogin von Guéménée und ihre Nichte.

„Ah," dachte er ganz freudig, — „da ist der neue Stern, der diesem Hof aufgehen wird und dessen leuchtende Bahn noch Niemand kennt als ich — wie bescheiden und schüchtern die Kleine aussieht — die Kunst der Verstellung haben sie doch Alle von der Natur empfangen."

Er näherte sich der Herzogin, begrüßte sie mit besonders auszeichnender Höflichkeit und sagte:

„Wie glücklich bin ich, Herzogin, daß Sie der einsamen Zurückgezogenheit entsagen und Seiner Majestät die Freude gewähren, Sie hier zu sehen."

„Sie wissen, Herzog," sagte die Herzogin mit feierlicher Würde, „daß ich dem Wohl des Staates und der Kirche ein schweres Opfer bringe —"

„Ein Opfer, Herzogin," fiel Richelieu ein, „dessen Preis wir in Händen halten, — den Sieg über Choiseuil und die Marquise — und das Ihnen Frankreich — das Ihnen Rom danken wird. — Ich begrüße die holde Königin der Herzen," sagte er zu Louise, „und hoffe, daß sie auf der goldenen Höhe, die sie mit neuem Reiz verklären wird, ihren unterthänigsten Diener nicht vergessen möge, — daß sie," fügte er leise hinzu, „den gestrigen Abend nicht vergessen möge, unter dessen Sternen ihr vergönnt war, so viel Glück zu spenden und zu empfangen."

„Ach ja, Herr Herzog," sagte Louise mit naiver Freude, — „der gestrige Abend hat mir viel Glück gebracht, — viel

Hoffnung wenigstens — ich war erst recht traurig, — daß der König meine Bitte so kurz abgeschlagen —"

„Ihre Bitte? — kurz abgeschlagen?" fragte Richelieu erstaunt.

„Sie wissen ja, Herr Herzog," sagte Louise verlegen und zögernd, — „Sie haben mich Ihrer Diskretion versichert, — wegen Gaston — ich hatte den König um die Erlaubniß gebeten, ihn heirathen zu dürfen —"

„Ja, ja — ich weiß das — welcher Gedanke!" rief Richelieu lachend.

„Nun," fuhr Louise fort, — „seit gestern Abend bin ich wieder voll freudiger Hoffnung, — ich habe das Versprechen, mit Gaston vereinigt zu werden."

„Das Versprechen?" rief Richelieu, erstaunt zurückfahrend, — „und wer, mein Fräulein — wer hat Ihnen dieses Versprechen gegeben?"

„Mein Vetter, Herr Herzog," sagte Louise ganz stolz, — „der Chevalier d'Eon de Beaumont."

„Der Chevalier d'Eon de Beaumont?" rief Richelieu, — „schon wieder dieser Chevalier, — welches Räthsel! Und Sie wissen nicht, mein Fräulein, daß Herr von Aurigny, — daß," sagte er spöttisch, „Ihr Gaston, den jener geheimnißvolle Chevalier Ihnen versprochen — sich auf dem Wege nach Wien befindet? —"

„Das war ein Irrthum, Herr Herzog," sagte Louise, — „er ist hier — dort —"

Sie deutete auf Gaston von Aurigny, der in der Nähe der Ausgangsthüre stand.

„Was ist das? — Wie ist das möglich?“ fragte Richelieu, starr vor Erstaunen und Zorn.

Er trat zu Gaston und fragte streng und drohend:

„Sie hier, Herr von Aurigny? So erfüllen Sie die Pflicht Ihres Dienstes? Haben Sie nicht die Ordre erhalten, sich noch gestern Abend ohne Aufenthalt nach Wien zu begeben?“

„Ich habe die Ordre erhalten, Herr Herzog,“ erwiederte Gaston ruhig, — „aber ebenso auch einen Gegenbefehl, der mich bestimmte, meine Abreise aufzugeben.“

„Und wer, mein Herr,“ rief Richelieu, „wer hat es gewagt, Ihnen einen Gegenbefehl gegen die Ordre Seiner Majestät zu ertheilen?“

„Der Chevalier d'Eon de Beaumont, Herr Herzog.“

Richelieu blieb sprachlos.

„Es ist zu toll!“ dachte er, — „wieder der Chevalier! Wer ist der Träger dieses Namens, den Jeder im Munde führt? Ich verstehe nichts mehr — und kenne doch diesen Hof wie mich selbst.“

In diesem Augenblick öffnete Lebel die Flügel der Thüre des Schlafzimmers.

„Der König!“ rief der Herzog von Ayen und eilte Seiner Majestät entgegen.

Ludwig der Fünfzehnte trat ein und grüßte mit der ihm eigenthümlichen, anmuthigen Würde die sich tief verneigende Versammlung.

Sein Gesicht hatte nicht jenen gleichgültig gelangweilten

Ausdruck, der sonst auf demselben zu liegen pflegte. Der König schien im Gegentheil lebhaft bewegt und blickte unruhig suchend umher.

„Sie ist nicht da," sagte er leise, — „und ich erwarte so voll Ungeduld sie wieder zu sehen."

„Guten Morgen, Frau Herzogin," sagte er leicht und flüchtig. — „Guten Morgen, Richelieu —

„Der Falsche," murmelte er vor sich hin, — „auf dessen Freundschaft ich baute und der mich verrieth, — er soll es büßen."

Richelieu trat mit strahlendem Lächeln heran und sagte halblaut:

„Ich hoffe, Sire, daß Eure Majestät gestern Abend die Erfüllung Ihrer Wünsche gefunden, — daß die jugendfrische Blume der Liebe Eurer Majestät ihren duftenden Kelch erschlossen hat —"

„Ja," erwiederte der König, — „ich habe gestern Abend gesehen — klar gesehen —," fügte er mit scharfer Betonung hinzu, — „wie ich geliebt werde!"

„Aber, Sire," fragte Richelieu, der den Doppelsinn dieser Worte nicht verstehen konnte, — „haben Eure Majestät kein Wort, keinen Blick für Fräulein Louise — die, schöner und reizender als je, einen Sonnenstrahl der königlichen Huld ersehnt?"

Der König blickte ungeduldig umher. Ein Lakai nähert sich dem Herzog von Ayen und flüstert ihm einige Worte zu. Der Herzog ging in die Galerie.

„Sollte er Alles geheim halten wollen?“ dachte Richelieu. Die plötzliche Veränderung in dem Wesen der Kleinen seit gestern ließ es ihn fast vermuthen, es galt Vorsicht und Geschicklichkeit, um das Spiel in den Händen zu behalten.

„Wenn Fräulein von Beaumont wünscht, Sire —“ sagte er.

„Gut, Richelieu, gut,“ unterbrach ihn der König ungeduldig, — „ich habe keine Zeit — ich erwarte —“

„Wer erkühnt sich, Sire,“ rief Richelieu emphatisch, „die Geduld des Königs auf die Probe zu stellen und sich von Eurer Majestät erwarten zu lassen?“

„Ich erwarte den Chevalier d'Eon de Beaumont,“ sagte der König umherblickend, — „er sollte hier sein —“

Richelieu fuhr zurück.

„Ist denn der ganze Hof verzaubert? Steckt der Teufel in diesem Chevalier?“ flüsterte er.

Das Räthsel, welches ihn umgab, nahm immer größere Dimensionen an, es mußte da ein Geheimniß vorhanden sein, das er nicht kannte, und an diesem Hof voll Intriguen war jedes Geheimniß eine Gefahr.

Er begann unruhig zu werden.

Der Herzog von Ayen kehrte aus der Galerie zurück und näherte sich dem König.

„Sire,“ sagte er, „der Chevalier d'Eon de Beaumont wünscht Eurer Majestät gemeldet zu werden, — er behauptet, ein Befehl Eurer Majestät —“

„Wo — wo ist er,“ rief der König lebhaft, — „warum ist er noch nicht hier?“

„Ich habe Bedenken getragen, Sire," erwiederte der Herzog von Ayen, — „der Chevalier hat nicht das Recht der großen Entrées —"

„Wieder dieſe ewige Feſſel der Etikette!" rief der König unwillig. „Er hat das Recht der großen Entrées nicht?" ſagte er ſtolz. — „Nun, Herzog, ich ertheile ihm dieſes Recht! — Führen Sie ihn ſofort hieher!"

Der Herzog von Ayen eilte in die Galerie.

Mit höchſter Spannung folgten ihm die Blicke des ganzen Hofes.

Nach wenigen Augenblicken führte der Herzog den Chevalier d'Eon ein.

Der kleine Chevalier trug die kleidſame weiße Uniform der Dragoner mit blauen Aufſchlägen und ſilbernen Schnüren, das Haar militäriſch friſirt und gepudert, den kleinen ſilberbordirten Hut in der Hand.

Seine Geſtalt erſchien in dieſer militäriſchen Kleidung noch zierlicher und knabenhafter, aber ſeine Miene und ſeine Haltung waren völlig verändert. Stolz und kühn blitzten ſeine Augen, hochmüthigen Blickes muſterte er dieſe ganze Verſammlung, die ihn in höchſter Verwunderung betrachtete, und näherte ſich mit ſicheren Schritten dem König.

„Dieß Kind? unbegreiflich!" ſagte Richelieu, der immer noch keinen Schlüſſel zu dem Geheimniß finden konnte, das ihn beängſtigte.

Mit nicht minderem Erſtaunen blickte die Gräfin Rochefort auf den kleinen, ſchüchternen Advokaten, der ſich ſo

plötzlich in einen Dragonerkapitän verwandelt hatte, den der König so hoch auszeichnete und der mit so überlegener Sicherheit hier in den Kreis des Hofes trat. Sie sah nicht mehr diese schmächtige Mädchengestalt, über welche sie so oft gespottet, — sie sah nur die kühn erhobene Stirn, das blitzende Auge, die lächelnd aufgeworfene Lippe, und sie mußte sich im Grund ihres Herzens gestehen, daß dieser kleine Chevalier sehr viel schöner und reizender sei als alle die großen Herren des Hofes, unter denen er plötzlich eine so sichere und so ausgezeichnete Stellung einnahm.

Der Chevalier blieb nach einer ehrerbietigen Verbeugung vor dem Könige stehen.

„Wie schön sie ist!" flüsterte der König, der ihn mit entzückten Blicken betrachtete, — „und wie stolz sie auftritt."

„Ich komme, Sire," sagte der Chevalier, „um Eurer Majestät meinen Dank zu Füßen zu legen für die gnädige Verleihung des Patents, das mir das Recht gibt, diesen Degen für meinen König zu führen."

„Ich bin erfreut, Chevalier," erwiederte der König, „einen so vortrefflichen Kavalier für meinen Dienst gewonnen zu haben — und," fügte er ganz leise hinzu, — „glücklich, Diejenige wiederzusehen, die ich nie mehr von mir lassen möchte!"

„Mein Herz, Sire," sprach der Chevalier, nur dem König verständlich, „ist immer bei meinem König."

Schnellen Schrittes kam der Herzog von Choiseuil durch die Galerie, er trug sein Portefeuille in der Hand und be-

grüßte den König, ohne auf die übrige Gesellschaft einen Blick zu werfen.

„Guten Morgen, Choiseuil," sagte der König überaus gnädig, — „Sie kommen zur rechten Zeit."

„Eure Majestät," erwiederte Choiseuil, „hatten mir gestern befohlen, heute Morgen meinen Vortrag wieder aufzunehmen, — neue wichtige Nachrichten —"

„Ganz recht," sagte der König schnell, — „wir wollen arbeiten! Apropos — Sie haben mir gestern den Chevalier d'Eon de Beaumont vorgestellt, — ich habe Ihrer Empfehlung gern entsprochen — und werde für seine weitere Carrière sorgen!"

„Ich danke Eurer Majestät unterthänigst!" erwiederte Choiseuil.

Er erblickte den Chevalier in Dragoneruniform und sah ihn voll Erstaunen an.

„Herzog von Ayen," sagte der König, — „der Hof ist entlassen — ich will mit Choiseuil arbeiten!"

Er neigte den Kopf gegen die Versammelten, die sich unter tiefen Verbeugungen nach der Galerie zurückzogen.

„Bleiben Sie, Chevalier!" rief der König.

Ein neues, unerhörtes Ereigniß! Dieser Chevalier, den Niemand kannte, von dem Niemand wußte, woher er kam, sollte im Zimmer des Königs bleiben, während derselbe mit seinem Minister, mit dem stolzen und unnahbaren Choiseuil, arbeitete. Wie ein aufgescheuchter Taubenschwarm flog dieser ganze Hof auseinander, um die Lösung dieses Räthsels zu suchen.

Träumerisch blickte die Gräfin Rochefort auf den kleinen, zierlichen Dragoner, während sie an ihm vorbeiging, — er hatte wahrlich sein Wort erfüllt und sie begann zu ihm aufzublicken, — aber er hatte keinen Blick für sie, — er sprach mit dem Herzog von Choiseuil, dem er leise zuflüsterte:

„Muth, Herr Herzog, — wir werden siegen."

Richelieu war, was ihm selten widerfuhr, völlig außer Fassung. Der König hatte keinen Blick für Louise gehabt, — dieser räthselhafte Chevalier war, wie der König selbst erklärt, eine Kreatur von Choiseuil — sollte der Faden, den der aller Ränke kundige Marschall so fest zu halten glaubte, seiner Hand entschlüpfen?

Er stand einen Augenblick in tiefem Nachdenken in der Galerie.

„Ich muß den Pater Linière aufsuchen," sagte er dann in schnellem Entschluß, und mit jenem spöttischen Humor, der ihn niemals verließ, fügte er, vor sich hin lachend, hinzu:

„Die Kirche ist gewohnt, mit Mysterien umzugehen, — der Pater muß auch in dieß Geheimniß Licht zu bringen wissen."

Und ohne die Herzogin von Guéménée, die an ihm vorüberging, zu beachten, eilte er davon.

Sechzehntes Kapitel.

Der König war mit Choiseuil in seinem Zimmer allein geblieben, Lebel hatte die Thüren geschlossen, welche die ganze neugierig erregte Welt von Versailles von diesem Allerheiligsten des Hofes trennten, in dem die Geschicke Frankreichs entschieden wurden.

Der König setzte sich in seinen Lehnstuhl, nicht müde und abgespannt wie sonst, wenn er politische Vorträge anhören sollte, sondern lächelnd, frisch und heiter, — Choiseuil öffnete seine Mappe — der Chevalier war bescheiden hinter den Stuhl des Königs zurückgetreten.

„Nun, Choiseuil," sagte der König, „Sie hatten mir gestern den neuen Vertrag mit Oesterreich vorgelegt —"

„Ich muß Eure Majestät," begann Choiseuil, „heute dringender noch als gestern bitten, denselben zu vollziehen, da neue Wolken am politischen Horizont aufsteigen, die es für uns doppelt nothwendig machen, die Stütze fester Allianzen zu gewinnen."

„Wir haben nicht viel Glück mit Oesterreich gehabt! —"

bemerkte der König. „Was meinen Sie, Chevalier?“ fragte er, sich halb umwendend. — „Sie haben mir das scharfe Urtheil des Chevalier gerühmt, Herzog, — ich lege Werth auf seine Meinung.“

Der Chevalier erhob bittend die Hand gegen den Herzog.

„Der Chevalier d'Eon,“ sagte Choiseuil, „hat tiefe Studien über die Politik gemacht, — ich zweifle nicht, daß er das Vertrauen Eurer Majestät rechtfertigen wird.“

„Nun, Chevalier?“ fragte der König in weichem, fast bittendem Ton.

Der Chevalier trat zum Stuhle des Königs heran und sprach:

„Meine Meinung, Sire, wenn Eure Majestät derselben die Ehre der Beachtung erzeigen, faßt sich in wenige Worte: die Macht und Größe Frankreichs bedarf des getheilten Deutschlands. Eure Majestät wissen, wie schwer es Franz dem Ersten wurde, sich gegen Deutschland zu behaupten, — obgleich Kaiser Karl der Fünfte nur mühsam die deutsche Macht in seiner Hand vereinte, — und wie der große Kardinal die europäische Uebermacht Frankreichs aufrichtete, indem er Deutschland in zwei Hälften getheilt sich selber verzehren ließ. Die Macht Preußens unter diesem Könige Friedrich steigt zu hoch, Sire, — die Geister in Deutschland wenden sich ihr zu, — das darf Frankreich nicht dulden, — Preußen muß zurückgedrängt werden, — es muß stark genug sein, um Oesterreich zu drohen und die kaiserliche Herrschaft zu lähmen, — aber zu schwach, um an Oesterreichs Stelle die

Führung Deutschlands in seine Hand zu nehmen. Deßhalb, Sire, muß Frankreich heut Oesterreich die Hand reichen, — wir müssen das Haus Habsburg vor zu großen Niederlagen schützen und es nöthigenfalls verhindern können, — zu sehr zu siegen. So allein, Sire, wird die Größe Frankreichs erhalten werden, — die Größe des Königs, — dem ich mein Herz und mein Leben geweiht."

„Sie haben Recht, Chevalier," rief der König, der mit tiefer Aufmerksamkeit zugehört hatte, — „mein Entschluß ist gefaßt, — geben Sie den Vertrag, Herzog, — er soll vollzogen werden —"

In dem Augenblick, in welchem der Herzog den Vertragsentwurf aus seinem Portefeuille hervorzog, öffnete sich die Thüre nach der Galerie und der Pater Linière trat ein, von dem Recht des allezeit freien Zutritts Gebrauch machend, das ihm als Beichtvater des Königs zustand.

Der Pater trug ein mit einer schwarzen Sammetdecke verhülltes Bild in der Hand, — sein scharfer Blick richtete sich eine Sekunde durchdringend und forschend auf den Chevalier, — dann näherte er sich dem Könige, neigte mit ruhiger Würde das Haupt und sprach:

„Ich komme, meinen König zu begrüßen mit dem Gebet noch auf den Lippen, das ich für das Heil seiner Seele voll Inbrunst zum Himmel gerichtet!"

„Gut, Herr Pater," sagte der König kalt, — „ich danke Ihnen für Ihre Sorge um mein Seelenheil, — doch ich bin beschäftigt, — mit weltlichen Dingen beschäftigt, — die

ja auch zu den Pflichten des Königs gehören, — geben Sie, Choiseuil —"

Choiseuil trat heran und überreichte dem Könige den Vertragsentwurf, den er aus seinem Portefeuille genommen.

„Sie wollen den Vertrag mit Oesterreich unterzeichnen!" rief der Pater Linière, sich vergessend, indem er heftig herantrat und die Hand an das Papier legte. — „Nimmermehr, Sire!"

Der König stand schnell auf.

„Herr Pater!" sagte er kalt und stolz, „Sie vergessen, daß Ihr Reich nicht von dieser Welt ist, — und daß ich der Herr in Frankreich bin!"

„Eure Majestät hatten gestern —," sprach der Pater Linière, betroffen von der Heftigkeit des Königs.

„Ich hatte gestern mir vorbehalten, zu prüfen," unterbrach ihn der König, — „ich habe geprüft, Herr Pater, und klar meine königliche Pflicht erkannt."

Er trat an den Tisch, unterzeichnete das Papier und reichte es dem Herzog von Choiseuil zurück.

„Ich bin stolz und glücklich, Sire," rief der Chevalier zum König herantretend, „den wahren König auf seiner glänzenden Höhe zu sehen."

„Was ist geschehen?" flüsterte der Pater starr vor Erstaunen. — „Wer ist dieser Chevalier?"

Durch die Seitenthüre, welche die königliche Wohnung mit ihren Gemächern verband, trat die Marquise von Pompadour ein.

Ihr Erſcheinen war nichts Ungewöhnliches, dennoch ſchien der König ziemlich betroffen.

„Die Marquiſe," ſagte er leiſe mit einem ſchnellen Blick auf den Chevalier, — „ſollte Sie wiſſen —?"

Er ging ihr entgegen und erwiederte mit einer gewiſſen Verlegenheit ihre Begrüßung.

„Die Marquiſe," dachte der Chevalier, „das Spiel wird ſchwierig."

„Eure Majeſtät," ſagte die Marquiſe, „haben geſtern ſo früh mein Feſt verlaſſen, und trotz Ihrer huldvollen Verſicherung war ich unruhig, — ſollte es mir nicht gelungen ſein, meines königlichen Herrn Zufriedenheit zu erringen, — ſollte Eurer Majeſtät etwas mißfallen haben —"

„Nicht doch, Marquiſe," erwiederte der König, — „ich habe Ihnen zu danken, Ihr Feſt war vortrefflich, — es hat mir den Reiz unerkannter Verborgenheit gewährt, die mich — ſehr glücklich gemacht hat!" rief er lebhaft, — „mich ſehr amüſirt hat," ſetzte er, ſich verbeſſernd, hinzu.

Die Marquiſe bemerkte den Chevalier, der wie zufällig ſeinen Finger an die Lippen gelegt hatte.

„Der Chevalier d'Eon!" rief ſie, voll Verwirrung die Augen niederſchlagend.

„Sie kennen den Chevalier?" fragte der König befangen.

„Der Herzog von Choiſeuil hat ihn mir empfohlen," erwiederte die Marquiſe mit unſicherer Stimme, „und ich freue mich, daß Eure Majeſtät ſein Verdienſt anerkennen."

„Sie ahnt nichts!" dachte der König, und ſchnell ab-

brechend sagte er: „Sie werden erfreut sein, Marquise, — ich habe soeben den Vertrag mit Ihrer erhabenen Freundin, der Kaiserin Maria Theresia, unterzeichnet."

„Kaum hätte ich das zu hoffen gewagt, Sire," sprach die Marquise, — „da ich den Herrn Pater Linière bei Eurer Majestät finde —"

„Ich wüßte nicht, Marquise," fiel der König scharf ein, „daß der Pater Linière mit den Entschlüssen des Königs von Frankreich etwas zu thun hätte —"

„Der König von Frankreich, Sire," sagte der Pater Linière mit Würde, „ist ein Sohn der Kirche — und die Kirche hat mit allen Seelen, die ihr gehören, etwas zu thun, — aller ihrer Kinder Entschlüsse zu leiten —"

„Mit allen Seelen, Herr Pater?" fragte die Marquise gereizten Tones. — „Das scheint nicht immer der Grundsatz Ihres Ordens zu sein, — denn der Pater de Sacy, Ihr ehrwürdiger Bruder, hat es mir verweigert, sich mit dem Heile meiner Seele zu beschäftigen — und ich, Herr Pater, — so sündhaft ich sein mag, — bekenne mich auch zur Kirche und habe ihre Leitung gesucht —"

„Was höre ich?" rief der König. — „Der Pater de Sacy hat die Bitte der Marquise abgelehnt —"

„Der Pater de Sacy, Sire," sprach der Pater Linière mit vollkommener Ruhe, „ist ein würdiger, frommer und erleuchteter Priester, der für seine Handlungen wohlerwogene Gründe haben wird, — Gründe, die ich nicht zu vertreten und zu verantworten habe. Die Kirche reicht nur den buß-

fertigen Sündern die Hand — die Frau Marquise aber, die Freundin der Philosophen, dieser Todfeinde des Glaubens, kann nicht in demüthiger Unterwerfung dem Heilsbrunnen der Kirche sich genaht haben."

„Es scheint, Herr Pater," sagte der König streng, „Sie und die Ihrigen haben nicht gleiches Maß und Gewicht für die Sünden — Sie waren gestern milder gegen mich —"

„Ich habe das Maß und Gewicht," erwiederte der Pater Linière unerschütterlich, „nach welchem einst die Thaten und Gedanken der Menschen werden gerichtet werden, wenn die Abtrünnigen den Qualen der ewigen Verdammniß verfallen."

Er nahm den schwarzen Sammetvorhang von dem Bilde, das er in der Hand hielt, und zeigt dasselbe dem König. Man sah eine nackte menschliche Gestalt mit dem Ausdruck höchster Verzweiflung im todtenbleichen Antlitz, neben welcher ein zerfetzter Purpurmantel lag und der eine Krone vom Haupte fiel. Grinsende Teufel rissen dieselbe mit eisernen Haken in den Abgrund hinab, aus welchem schwefelgelbe Flammen aufschlugen und scheußliche Drachen und Schlangen sich emporringelten. Alles war mit künstlerischer Vollendung gemalt — ein grauenvolles Bild furchtbarer Seelen- und Körperqualen.

„Schauen Sie her, Sire," sagte der Pater, immer das Bild dem Könige vorhaltend, — „ein gotterleuchteter Bruder hat diese Qualen dem irdischen Auge dargestellt, klarer als es die Sprache vermag, — sehen Sie den Leib dieses vom göttlichen Zorn Verstoßenen, den die Flammen des Ab-

grundes erfassen, — der umsonst im Krampfe seiner Schmerzen sich aufbäumt, die göttliche Gnade zu suchen, die ihm für ewig verschlossen ist; — dieses Haupt, Sire, das die feurigen Schlangen umzüngeln, trug eine glänzende Krone auf Erden, — in diesem Leibe wohnte die Seele eines Fürsten, der in stolzer Auflehnung sich gegen die Kirche empörte, — und gleiche Strafe wird Alle erreichen, welche in irdischem Stolz die Langmuth des Himmels erschöpfen!"

„Entsetzlich!" rief der König und wendete sich schaudernd ab.

Das Gesicht flammend von zorniger Entrüstung, trat der Chevalier d'Eon zum König heran und rief:

„Welche Vermessenheit! Der Augenblick ist da, Sire, — zerbrechen Sie die unwürdigen Fesseln, mit denen man Ihre Seele gefangen halten will, — zeigen Sie dem trotzigen Priester den König! — Was hätte Heinrich der Vierte auf solche Sprache geantwortet?" —

Er trat zum Pater heran, während der König sinnend dastand.

„Nehmen Sie das Bild fort, Herr Pater, das gemacht ist, um Weiber und Kinder zu schrecken! Hoch über diesen Flammen sehe ich ein anderes Bild in reinem Glanz — das heilige Haupt Dessen, der voll Erbarmen und Liebe dem Tode sich beugte, um die Schuld der sündigen Welt zu sühnen, — das Haupt, aus dessen Augen die Vergebung leuchtet und das nur von Denen sich abwendet, die den Namen Gottes, der Leben und Segen durch alle Himmel ergießt,

mißbrauchen, um mit Tod und Fluch zu drohen, — um die Herzen zu schrecken und die Geister zu knechten!"

„Wer vermißt sich," fragte der Pater Linière schneidend, „das Wort für den König zu führen?"

Der König, auf welchen die Blicke Choiseuil's und der Marquise voll Spannung gerichtet waren, hatte mit sichtbarer Bewegung den Worten des Chevaliers zugehört, — noch einmal blickte er schaudernd auf das schreckensvolle Bild — dann athmete er tief auf, seine Brust spannte sich, als ob er einen schweren innern Kampf durchgekämpft habe, und er sprach voll kalter Hoheit und Würde:

„Der Chevalier hat Recht, Herr Pater! Der Priester, der heute Milde und Nachsicht und morgen Fluch und Verdammniß predigt, der nur ein unverzeihliches Verbrechen kennt, den Ungehorsam gegen die Herrschaft Roms, — das ist der Führer nicht, an dessen Hand ich das Heil meiner Seele suchen mag; — die Diener der Kirche meines Landes werden mir besser als Sie den Weg zu Gott zeigen."

„Ich danke Eurer Majestät im Namen Frankreichs für diesen Entschluß," sprach Choiseuil freudig bewegt, „der meiner Bitte zuvorkommt. Es sind schwere Anklagen gegen den Orden erhoben; — der Pater Lavalette in Martinique, Sire, dessen Missionäre Millionen aus dem westindischen Handel ziehen, verweigert es, dem Hause Lioney Schadenersatz zu zahlen, den er nach bündigen Verträgen schuldig ist, — dem Hause, einem der achtbarsten des Landes, droht der Ruin und der Orden weist selbst jeden Vergleich zurück.

Das bedrohte Handelshaus wendet sich an die Gerechtigkeit Eurer Majestät, — schlimme Mißbräuche sind zur Sprache gebracht; — werden die Anklagen erwiesen, so verlangt die Gerechtigkeit strenge Sühne —"

„Der Ordensgeneral," unterbrach ihn der Pater Linière mit finsterem Blick, ohne sonst ein Zeichen von Erregung blicken zu lassen, „wird nach Recht und Billigkeit entscheiden, und von seinem Spruch steht den Klägern die Appellation nach Rom zu —"

Der König trat mit so drohendem Blick und in so gebietender Haltung auf ihn zu, daß der Pater bestürzt inne hielt. Mit einem Ton der Stimme, der an Ludwig den Vierzehnten erinnerte, sagte er:

„In meinem Namen spricht man Recht in Frankreich, und nicht in Rom ist der Gerichtshof meiner Unterthanen! Herzog von Choiseuil, mein Parlament soll die erhobenen Anklagen prüfen — scharf und strenge prüfen, — und weigert der Orden seinem Spruch den Gehorsam, so ist kein Platz mehr für ihn auf Frankreichs Boden!"

„Sire — Sie wagen —!" rief der Pater Linière außer sich.

„Sie sind entlassen, Herr Pater," sagte der König kalt. „Mein Parlament wird richten."

„Und der Fluch des Himmels wird die Verwegenen treffen, deren gottloser Rath den Sinn des Königs verblendete," sprach der Pater Linière, indem er die Hand erhob und in ruhig würdevoller Haltung hinausging.

Wie schwer der Schlag sein mochte, der ihn traf, — er gönnte seinen Gegnern nicht den Triumph, sein Haupt sich beugen zu sehen.

Choiseuil stand in tiefer Verwunderung da, — ebenso die Marquise, Beide wußten sich nicht zu erklären, woher dem Könige plötzlich dieser entschlossene Muth gekommen sei, während es sonst so schwer war, ihn zu einem Entschluß zu bringen, besonders wenn der Beichtvater seinen Einfluß geltend machte und die Drohungen der ewigen Strafen des göttlichen Zornes auf das leicht erregbare Gemüth des Königs wirken ließ.

„Sire, Sie haben eine große That gethan —," sagte die Marquise.

„Und mit uns," fügte der Chevalier hinzu, „werden Frankreichs beste Geister ihrem Könige danken!"

„Wie ich der Stimme danke, die mich wach rief, König zu sein!" sagte der König leise zum Chevalier. Er setzte sich in einen Lehnstuhl und fuhr fort: „Was hatten Sie mir noch zu sagen, Choiseuil? Sie sprachen von üblen Nachrichten — was ist geschehen — und welch' schlimmer Wendung gilt es zu begegnen?"

„So ist es recht, mein König!" flüsterte der Chevalier, welcher hinter den Stuhl des Königs getreten war. „Der bösen Schickung fest entgegentreten ist des Sieges Bürgschaft."

Die Marquise war noch mehr erstaunt, als der König in dieser Weise selbst zur Fortsetzung des politischen Vortrags

aufforderte, während er sonst so scheu war vor Allem, was ihn peinlich berühren konnte.

Sie setzte sich auf ein Tabouret, seitwärts vom Könige, so daß der Chevalier etwas zurück zwischen Beiden stand.

„Eure Majestät erinnern sich," begann Choiseuil, „daß die Kaiserin Elisabeth nur zögernd und mit halbem Widerstreben der Allianz gegen Preußen beigetreten ist —"

„Ja, ja," sagte der König, — „nun —"

„König Friedrich, Sire," fuhr Choiseuil fort, „hat durch geheime Agenten, durch den ganzen Einfluß, den seine Beziehungen zum Hof des Thronfolgers ihm bieten, die Kaiserin mehr und mehr für sich einzunehmen gewußt, — meine Berichte darüber sind bestimmt und zuverlässig, — die Trennung der Kaiserin von unserer Sache und ein Frieden, ja ein Bündniß Rußlands mit Preußen ist auf das Dringendste zu befürchten, — und um diesen schweren Schlag abzuwenden, ist es nothwendig, schnell und nachdrücklich zu handeln —"

„Und was kann geschehen?" fragte der König. — „Der Abfall Rußlands wird uns neue Niederlagen bringen — und in der That, es ist Zeit, daß Frankreichs Waffen auch einmal siegreich wieder sich erheben —"

„Und," rief die Marquise lebhaft, „daß dieser König von Preußen endlich gedemüthigt werde, dessen Epigramme so scharf sind wie seine Degenspitze, mit der er ganz Europa in Unruhe und Verwirrung bringt!"

„Es kommt darauf an, Sire," sagte Choiseuil, „so schnell

als möglich einen geſchickten und thätigen Agenten nach Petersburg zu ſenden, dem es gelingen möchte, jene preußiſchen Fäden zu durchſchneiden und auf die Kaiſerin ſelbſt den Einfluß auszuüben, den der Marquis de la Chetardie ſich nicht zu erhalten gewußt hat."

Der Chevalier folgte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit dem Geſpräch. Der glückliche Zufall hatte ihn zu ungeahnter Höhe emporgetragen, aber wie ſchwer, ja faſt unmöglich mußte es ſein, ſich auf dieſer Höhe zu erhalten! Die Lage, in der er ſich befand, konnte ſo nicht dauern, er mußte einen Ausweg aus derſelben finden; ein Gedanke ſchien bei den letzten Worten Choiſeuil's in ihm aufzuſteigen.

„Man ſoll den Marquis abberufen," erwiederte der König, — „und —"

„Das, Sire," warf Choiſeuil ein, „würde die Aufmerkſamkeit erregen und vielleicht das Gegentheil von dem bewirken, was wir erreichen wollen, — nein, ganz im Stillen muß gehandelt werden, man muß in Berlin fortfahren, uns für getäuſcht zu halten —"

„Ganz recht, — ganz recht, Herr Herzog," ſagte die Marquiſe, — „doch wo läßt ſich der Mann zu ſolcher Sendung finden?"

Der Chevalier trat vor zwiſchen den König und die Marquiſe und rief:

„Er iſt gefunden! — wenn mir mein König dieſes kühne Wort verzeiht — und mir zu ſo großem Werk ſein gnädiges Vertrauen ſchenkt."

„Sie! — so weit — so lange Trennung!“ sagte der König leise und erschrocken.

„Er!“ flüsterte die Marquise, — „kann er so schnell vergessen!“

„Bei Gott,“ rief Choiseuil, — „er ist der Mann für diese Sendung!“

Der König konnte schwer seine Fassung wieder gewinnen. Vorwurfsvoll sagte er:

„Sie, mein — Sie, Chevalier — Sie wollen Frankreich verlassen — so leichten Herzens — Ihre Freunde verlassen?“

„Verlassen, Sire?“ fragte der Chevalier. — „Verläßt man sein Vaterland, wenn man in freudiger Begeisterung hinzieht, um alle Kraft für des Vaterlandes Ruhm und Ehre einzusetzen? — Und meine Freunde, Sire? — wenn ich Freunde habe —“

„Ich bin der Erste unter ihnen!“ rief der König. „Ein Jeder soll es wissen, daß Ihres Königs Freundschaft Ihnen gehört!“

Der Chevalier beugte das Knie vor dem Könige.

„Die Sprache ist zu arm, um meines Herzens Dank dem gnädigen Könige zu sagen. Doch,“ fuhr er aufstehend fort, „Ihre Gnade, Sire, muß mich zu Boden drücken, wenn ich nicht durch Thaten mich ihrer werth beweisen kann — und würden Eure Majestät nicht stolz sein auf mich, den Sie so hoher Gunst gewürdigt, wenn es mir gelänge, durch meine Dienste Frankreich vor Gefahr zu schützen? — oder fehlte dem Könige das Vertrauen zu meiner Kraft — wär' ich ein

Spielzeug nur in Ihrer Hand, — nur Laune Ihrer Freundschaft?“ fügte er leise, sich zum Könige hinüberneigend, hinzu.

„Vertrauen, Chevalier?“ sagte der König. — „Meine Krone würde ich vertrauend in Ihre Hand legen!“ —

„Nun, Sire,“ fuhr der Chevalier fort, „wenn Sie zu einem Ihrer Feldherren Vertrauen haben, so werden Sie ihn nicht an Ihrer Seite halten, sondern ihn hinaussenden, wo es zu schlagen gilt für Ihres Landes Ehre; — und mich, Sire, mich wollten Sie zu träger Unthätigkeit verdammen, wenn meine ganze Seele mich zu Thaten drängt?“

Der König blickte unschlüssig vor sich nieder.

„So schnell!“ seufzte er leise, — „ich soll sie nicht mehr sehen —“

„O helfen Sie mir, Frau Marquise,“ sagte der Chevalier, zur Marquise gewendet, — „sprechen Sie ein Wort für mich bei Seiner Majestät! Oder fehlte auch Ihnen das Vertrauen zu diesem kleinen Chevalier, den man spottend oft ein Kind genannt?“ fügte er leise in einem Tone hinzu, der das Herz der Marquise höher schlagen ließ.

„Und der so gut versteht,“ sagte sie mit niedergeschlagenen Augen, — „die Zweifel an seiner Kraft und Kühnheit zu besiegen, — doch — kann ich dem König rathen, seine — unsere Freunde fortzusenden?“

In tiefem Erstaunen sah Choiseuil diese Szene mit an.

Der König und die Marquise, die gestern den Chevalier nicht kannten, wollten ihn heute nicht von sich lassen, — welchen wunderbaren Zauber mußte er ausüben!

Der Chevalier sprach, zwischen dem König und der Marquise stehend und bald zu dem Einen, bald zu der Andern sich wendend:

„Sire, ich bitte Eure Majestät, mich ziehen zu lassen, um dort im fernen Norden Frankreich zu dienen und den Triumph seiner Gegner zu vereiteln," — und leise sich zum Könige neigend fuhr er fort: „das Bild meines Königs begleitet mich, tief in mein Herz gesenkt, — es wird mir Kraft verleihen, bald siegreich zurückzukehren und meines theuren Herrn Zufriedenheit als schönsten Lohn in seinem Blicke zu lesen, — ich bitte Eure Majestät, mich im Kampfe des Geistes und der List dem König Friedrich entgegenzustellen," — er wendete sich halb zur Marquise, — „der in seiner Siegessicherheit die Pfeile seines Spottes rücksichtslos versendet — den Pfeil Dianens werde ich rächend in meiner Hand tragen — der holden Göttin süßes Licht wird meinen Weg erleuchten und mir der Leitstern sein, der bald zu Ihren Füßen mich zurückführt!"

Der König stand entschlossen auf und sprach:

„So sei es denn, Chevalier, — ich will Ihnen diese Sendung übertragen, — fertigen Sie die Vollmachten aus, Herzog — Ihr Geist, Chevalier, wird Mittel finden, Ihre Mission glücklich zu beenden — und schnell zu beenden."

Er neigte sich zum Chevalier.

„Hat der König gelernt zu herrschen, — auch über sich zu herrschen?" fragte er leise.

„Ueber die Welt, Sire," antwortete der Chevalier feurig,

— „wenn alle Herzen in Frankreich für ihn ſchlagen wie das meine!“

„Es iſt die Zeit zur Meſſe, Sire,“ bemerkte Choiſeuil, — „der Hof erwartet Eure Majeſtät!“

„Noch eine Bitte, Sire!“ ſprach der Chevalier.

„Was iſt es?“ fragte der König wehmüthig. „Sprechen Sie! Im Voraus iſt Alles gewährt, was Sie erbitten!“

„Der Chevalier von Aurigny,“ fuhr der Chevalier fort, „hat geſtern den Befehl erhalten — vom Herzog von Richelieu, Sire, — ſogleich nach Wien zu gehen, — ich hoffte, — ich wußte, Sire, daß Eure Majeſtät den Traktat mit Oeſterreich vollziehen würden, — ich habe es gewagt, den Herrn von Aurigny zurückzuhalten —“

„Sie haben recht gethan,“ rief der König, mit leichter Befangenheit ſchnell einfallend, — „er ſoll den Vertrag überbringen —“

„Und wenn er wiederkehrt,“ ſagte der Chevalier bittend, — „er liebt Fräulein von Beaumont, Sire, — meine Couſine, — die Nichte der Herzogin von Guéménée —“

„Ich weiß,“ fiel der König noch immer etwas verlegen ein, — „Fräulein von Beaumont hat mir davon geſprochen. — Sie ſollen zufrieden ſein, Chevalier! — Ich will zur Meſſe gehen, — der Hof ſoll eintreten!“ ſagte er, ſchnell abbrechend.

Der Herzog von Choiſeuil eilte, Lebel zu benachrichtigen, der ſogleich die Thüren öffnete.

„Ich ſcheide ruhiger,“ flüſterte der Chevalier der Mar-

quise zu, „wenn kein Endymion den Blick der Göttin mir zu entziehen droht!“

„Der Blick Dianens,“ erwiederte die Marquise, „folgt dem Kühnen, der sie an ihren Feinden rächen wird!“

Der Chevalier trat bescheiden zurück, während der König sich wendete, den Hof zu empfangen.

Siebenzehntes Kapitel.

Selten war der Hof bei dem Meßgange des Königs so zahlreich versammelt gewesen wie heute; mit elektrischer Geschwindigkeit hatte sich die Kunde von der gewitterschwülen Spannung der Atmosphäre durch ganz Versailles verbreitet, man sprach von großen Ereignissen, vom Sturze Choiseuil's, von der Ungnade der Marquise, — Andere wollten wieder wissen, daß der Pater Linière in großer Bestürzung aus dem Zimmer des Königs gekommen sei, — man sprach von dem plötzlich wie ein Meteor emporgestiegenen Chevalier d'Eon, den Niemand kannte, und Jedermann vergrößerte und veränderte die Gerüchte, indem er sie weiter trug, — so daß zuletzt eine allgemeine chaotische Unsicherheit der Meinungen, der Hoffnungen und Befürchtungen vorhanden war und die Vorsichtigen unter den Höflingen mit keinem ihrer Freunde und Bekannten mehr als die nothwendigsten, kältesten Worte sprachen, aus Furcht sich zu kompromittiren.

Als Lebel die Thüren des königlichen Zimmers öffnete, traten die Vornehmsten in höchster Spannung ein, — unter

ihnen die Herzogin, Louise, die Gräfin Rochefort und Richelieu, dessen feiner Instinkt ihn Unheil ahnen ließ, obwohl er den Pater Linière, den er vorher benachrichtigt und zum Könige zu eilen veranlaßt, noch nicht wiedergesehen hatte. Die Uebrigen drängten aus der Galerie, so viel es die Ehrfurcht erlaubte, heran, um sich ja nichts von dem entgehen zu lassen, was sich bei dem Erscheinen des Königs begeben würde, und alle Blicke richteten sich voll höchster Neugier auf die zierliche Gestalt dieses kleinen Dragonerkapitäns, der das Räthsel des Hofes bildete.

Der Herzog von Ayen trat heran, um Seiner Majestät der Etikette gemäß das Gebetbuch zu überreichen.

Der König nahm das Buch und sprach laut unter dem tiefsten Stillschweigen:

„Senden Sie zum Erzbischof von Paris, Herzog von Ayen, ich wünsche ihn nach der Messe zu sehen, um einen würdigen Priester seines Sprengels zu meinem Beichtvater zu wählen, — es sind so schwere Anklagen gegen den Orden des Paters Linière erhoben, daß es nicht geziemend ist, wenn er dem Könige mit seinem geistlichen Rath zur Seite steht!“

Die ganze Versammlung schien nur einen Athemzug zu thun bei diesen mit dem festen Ton unwiderruflichen Entschlusses gesprochenen Worten, welche eine völlige Umwälzung in der Welt des Hofes einschlossen.

Der Pater Linière gestürzt, der mit so fester Hand den Geist des Königs beherrscht hatte, — das war der Anfang

ganz neuer Verhältnisse, zu denen man Stellung nehmen mußte. Jedenfalls zeigte das Licht dieses ersten Blitzes, der aus der wetterschwülen Wolke der Ungewißheit herausfuhr, den Herzog von Choiseuil, den Feind des Paters und seines Ordens,' als Sieger, und ein Jeder suchte, nach dem in stolzer Ruhe dastehenden Minister gewendet, in seine Blicke und Mienen den Ausdruck der Ergebenheit und bewundernden Hochachtung zu legen.

Richelieu stand rathlos da', — er fand für dieses Ereigniß, welches so ganz im Gegensatz zu Allem stand, was er erwartete, keine Erklärung, er fühlte den Boden unter seinen Füßen schwanken und senkte die Augen vor dem stechenden Blick, den die Herzogin von Guéménée mit vorwurfsvoller Frage auf ihn richtete.

Der König sah sich um.

„Herr von Aurigny!" rief er.

Gaston, der seinen Platz an der Thür eingenommen hatte, trat heran.

Der König sprach mit wohlwollender Freundlichkeit:

„Der Chevalier d'Eon hat Ihnen meinen Befehl gebracht, Ihre Abreise noch zu verzögern. — Ich habe mit Ihrer Majestät der Kaiserin," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „einen neuen Allianztraktat geschlossen, — Sie, mein Herr, werden die Ehre haben, denselben nach Wien zu überbringen!"

„Sire, — welche Gnade —," sagte Gaston ganz verwirrt.

Die Gräfin Rochefort fühlte sich wunderbar bewegt. — Der Chevalier ertheilte Befehle im Namen des Königs und sie hatte ihn verhöhnt und verspottet!

„Und Sie, mein Fräulein," fuhr der König zu Louise sich wendend fort, „sollen nicht zu lange warten, — ich habe über Ihre Bitte nachgedacht, — nach seiner Rückkehr werde ich die Freude haben, das schöne Fräulein von Beaumont als Frau von Aurigny zu begrüßen, — der Hochzeitskorb soll meine Sorge sein."

„Alles ist verloren," dachte Richelieu, und er machte eine Wendung, um sich der Marquise zu nähern, aber diese hielt den Blick so fest auf den König gerichtet, daß es ihr unmöglich war, die strategische Schwenkung zu bemerken, welche der Marschall auszuführen sich anschickte.

„Ich weiß nicht, wie ich Eurer Majestät danken soll," sagte Louise in holder Verwirrung, indem sie zugleich voll innigen Dankes zu dem Chevalier hinübersah, der so glänzend sein Wort eingelöst hatte.

Der König fuhr fort:

„Ich hoffe dadurch der Frau Herzogin von Guéménée zu beweisen, wie hoch ich ihren frommen Wandel schätze und welchen Antheil ich am Wohl ihrer Familie nehme!"

„Eurer Majestät Gnade macht mich stolz und glücklich!" sagte die Herzogin von Guéménée mit erstickter Stimme. „Ha, Richelieu, der Falsche! Nie soll mein Fuß mich wieder an diesen gottlosen Hof führen!" zischte sie vor sich hin.

Die Marquise trat zu Gaston, während der König mit der Herzogin und Louise sprach.

„Ich habe über Ihre Bitte nachgedacht, mein Herr —," sagte sie lächelnd, „der König billigt den Wunsch Ihres Herzens — Ihre Carrière soll meine Sorge sein!"

„Die Huld der Frau Marquise," stammelte Gaston, — „so viel Glück — ich weiß es kaum zu fassen! —"

„Herzog von Richelieu!" rief der König.

„Das Füllhorn der Gnaden ist geleert," flüsterte Richelieu herantretend, — „welches Bild wird die Rückseite der Medaille zeigen?"

„Ich habe gefunden, Herzog," sagte der König kalt und streng, „daß der Wein von Ihren Gütern bei Bordeaux, den Sie uns kennen gelehrt, an Blume und Gehalt verloren hat, — Sie werden wohlthun, selbst die Kulturen auf Ihren Besitzungen zu überwachen!"

Richelieu verbeugte sich tief, ohne ein Wort zu erwiedern.

Der König warf einen langen Blick auf den Chevalier d'Eon, als wolle er ihn fragen, ob er zufrieden sei. Dann grüßte er den Hof und ging unter Vortritt des Herzogs von Ayen nach der Kapelle hin, während der Schwarm der Höflinge ihm folgte.

Richelieu näherte sich der Marquise, welche ihn endlich zu bemerken schien und ihn mit spöttischer Heiterkeit ansah.

„Und Sie, Marquise," sagte er mit der Miene tiefer Zerknirschung, — „Sie haben kein Wort für mich, — für Ihren alten Verbündeten?"

„Und meinen neuen Feind!“ erwiederte die Marquise lächelnd. „Nein, nein, Herzog, es muß Strafe sein für falsche Freunde — die Bastille und die Verbannung haben ja niemals lange Macht gehabt über den Herzog von Richelieu!“

Sie verschwand durch die Seitenthüre, welche zu ihrer Wohnung führte.

Richelieu wendete sich zur Herzogin von Guéménée.

„Ich begreife nicht, Frau Herzogin —“

„Gehen Sie, Herzog,“ rief zornsprühend die alte Dame, — „mein Platz ist unter den Frommen und Demüthigen — nicht da, wo die Spötter sitzen!“

Sie bekreuzte sich und eilte davon.

„So werde ich Noah's Beispiel folgen,“ sprach Richelieu resignirt, — „meine Reben pflegen — und die Arche erwarten, die mich wieder über diese Flut der Ungnade zurückführt!“

Seufzend folgte er den Uebrigen, welche bereits das Zimmer des Königs verlassen hatten, um sich in sein Hotel zu begeben und so langsam als möglich die Vorbereitungen zu seiner Abreise zu treffen, immer hoffend, daß die alte Neigung des Königs für ihn das Verbannungsurtheil wieder aufheben würde, — eine Hoffnung, die dießmal unerfüllt blieb.

Lebel schloß die Thüre des königlichen Zimmers, die Galerie war leer, der Hof hatte, wie es die Etikette mit sich brachte, den König bis zur Thüre der Kapelle begleitet, Viele

erwarteten dort die Rückkehr Seiner Majestät, Andere eilten davon, um die unerhörten Neuigkeiten weiter zu tragen und sich in den Vorzimmern des Herzogs von Choiseuil oder der Marquise zu zeigen, denn man konnte gewiß diesen bunten Libellenschwarm immer an der Stelle umherspielen sehen, welche jedesmal durch den Sonnenstrahl der königlichen Gunst beleuchtet war.

Der Chevalier war allein in der Galerie zurückgeblieben.

„So liegt das weite Meer des thatenreichen Lebens vor mir offen!“ sprach er träumerisch. „Des Glückes Welle hat mich hoch emporgetragen, und muthig vorwärts will ich mit fester Hand das Steuer meines Lebens führen, — der Ehre und des Ruhmes hellen Stern im Auge, — ob rechts und links auch die drohende Tiefe sich öffnet!“

Ein seidenes Gewand rauschte hinter ihm. Er blickte auf und sah die Gräfin Rochefort befangen und erröthend vor sich stehen.

„Die Gräfin!“ seufzte er leise. — „Verwehter Traum! Verblichene Hoffnung!“

„Ich komme, Ihnen Glück zu wünschen, Chevalier!“ sagte die Gräfin, den feuchten Blick zu ihm aufschlagend. „Sie sind in raschem Lauf emporgestiegen — so hoch emporgestiegen, daß ich den Blick aufwärts richten muß — um Ihrer Bahn zu folgen!“

„Ihnen muß ich danken, Gräfin!“ erwiederte der Chevalier mit kühler, ruhiger Freundlichkeit. — „Sie haben meine Kraft und meinen Stolz herausgefordert — Sie haben mir

den Weg gezeigt, der mich dahin geführt, mein Haupt über die Großen dieses Hofes erheben zu können!"

„Und," fragte die Gräfin ein wenig zögernd, „sehnt sich Ihr Herz auf jener kalten, blendenden Höhe nicht nach der sanften Wärme, nach der trauten Dämmerung des stillen Glücks der Liebe, — das noch vor Kurzem Ihre Wünsche suchten?"

„Nein, Gräfin!" erwiederte der Chevalier ernst. — „Auf der Bahn, die mir sich öffnet, drohen Stürme und Wetter, und um ihnen zu trotzen, muß in festes Erz die Brust sich hüllen! — Die Liebe, Gräfin, ist ein Traum — und ich muß wachen, um alle Klippen und Wirbel zu vermeiden, — die Liebe ist eine Fessel, wie Sie selber mich gelehrt, — und mein Arm muß frei sein, Gräfin, um jeden Feind mit scharfem Streich zu treffen!"

„So haben Sie mir meinen thörichten Spott noch nicht verziehen?" fragte die Gräfin bittend, mit Thränen in den Augen.

„Von Herzen, Gräfin," rief der Chevalier, — „ja, bei Gott, von Herzen, — denn jener Spott hat ja dem Kinde den Weg gezeigt, ein Mann zu werden! Stellen Sie mich auf die Probe, Gräfin! Wenn Sie je eines Freundes bedürfen, so sollen Sie sehen, daß, wie auch die Zukunft sich gestalten möge, meine Erinnerungen mir stets heilig und theuer sein werden!"

„Eine Erinnerung!" seufzte die Gräfin traurig. „Ich habe ihn verloren!" hauchte sie schmerzvoll vor sich hin.

„Hoch über mich ist er emporgewachsen, mit dem mein eitler Sinn zu spielen meinte!“

Und sanft wie mit weicher, sehnsüchtiger Bitte sah sie ihn an.

Der Chevalier fühlte sich tief bewegt, — ein süßes Glück winkte ihm, er machte eine Bewegung, als wolle er die Hände nach ihr ausstrecken, — dann aber trat er schnell zurück, kalt und fest blickte er sie an und sagte fast rauh:

„Nein — mein Schwur ist heilig, — Frankreich und dem König allein gehört mein Herz.“

Die Gräfin sah ihn immer noch mit demüthig bittenden Blicken an.

„Dort kommt der Herzog von Choiseuil,“ sagte sie leise, in die Tiefe der Galerie deutend, — „ist das Ihr letztes Wort, Chevalier?“

Der Chevalier erwiederte gerade und fest ihren Blick.

„Leben Sie wohl, Gräfin,“ sagte er, indem er mit tiefer Verbeugung ihre Hand küßte.

Die Gräfin wurde bleich wie der Tod.

„Leben Sie wohl, Chevalier!“ sagte sie mit schmerzbewegter Stimme, und sich schnell abwendend, sprach sie mit bitterem Lächeln:

„So will ich denn mit Denen spielen, die neben ihm so klein geworden sind.“

Der Herzog von Choiseuil war herangekommen. Er grüßte flüchtig die rasch sich entfernende Gräfin und ergriff mit Herzlichkeit die Hand des Chevaliers.

„Sie ſuche ich, Chevalier," ſagte er mit Wärme, — „wie ſoll ich Ihnen danken! Alle meine Feinde ſind beſiegt, — die Entlaſſung des Pater Linière, das ſtrenge Rechtsverfahren gegen ſeinen Orden wird ganz Paris, ganz Frankreich mit Jubel erfüllen, — Diderot — d'Alembert — ſie rufen die öffentliche Meinung laut zu meiner Hülfe wach, und inzwiſchen iſt Alles ſchon geſchehen und mehr als ich gehofft. — Wie haben Sie es möglich gemacht, Chevalier, den ſchwankenden Sinn des Königs ſo zu ſtählen und in einem Augenblick zu erreichen, woran ich ſchon zu zweifeln begann?"

„Fragen Sie nicht, Herr Herzog!" erwiederte der Chevalier mit wehmüthigem Ernſt. „Das neckiſche Spiel des Windes kann ein leichtes Blatt höher emporwirbeln, als die ſtolzen Kuppeln der Notre-Dame. Die dankbare Maus hat das Netz gelöst, das den Löwen gefeſſelt ſeinen Feinden überliefern ſollte, — jetzt, Herr Herzog, muß der Löwe ſeine freie Kraft gebrauchen, denn ſeine Feinde ſind nicht geſonnen, ſo leicht vom Kampf abzuſtehen."

Er deutete auf den Pater Linière, der langſam, in Gedanken verſunken, heranſchritt.

Der Pater näherte ſich der Thür des königlichen Zimmers und wollte in daſſelbe eintreten.

Lebel vertrat ihm den Weg.

„Seine Majeſtät iſt noch in der Meſſe," ſagte er.

„Ich werde den König erwarten," erwiederte der Pater und wollte an ihm vorbeiſchreiten.

Lebel wich nicht von der Schwelle.

„Ich habe nicht die Erlaubniß, den Herrn Pater eintreten zu lassen," sagte er mit seiner leisen, bescheidenen Stimme.

Einen Augenblick blitzte es wie flammender Zorn in den Augen des Paters, dann wendete er sich mit einem Lächeln kalter Verachtung ab. Er bemerkte Choiseuil und wollte seitwärts an demselben vorbeischreiten, da trat der Pater de Sacy eilig auf ihn zu und sprach athemlos:

„Welch' unerhörte Nachricht durchläuft das Schloß! Ihr seid vom König entlassen, ehrwürdiger Bruder, — unser Orden mit strenger Verfolgung bedroht? O warum habt Ihr den Bogen zu straff angezogen? Was werden die Oberen sagen? —"

„Man kann den Bogen niemals zu straff spannen," erwiederte der Pater Linière mit ruhiger Festigkeit, „dessen Sehne das vernichtende Geschoß gegen die Feinde der Kirche schleudern soll. Doch still, mein Bruder, — Ihr dürft Jenem keine gebeugte Stirn zeigen!"

Choiseuil trat ihm entgegen und sprach:

„Sie sind noch hier, Herr Pater! Sie thäten besser, darüber nachzusinnen, wie Ihr Orden sich vor dem Parlament vertheidigen könne, das unnachsichtlich über ihn zu Gericht sitzen wird!"

„Sie haben heute gesiegt, Herr Herzog," erwiederte der Pater Linière kalt und würdevoll, — „doch was bedeutet der Sieg eines Tages in der Geschichte der Völker, die nach Jahrhunderten sich mißt! Wer wider die Kirche kämpft,

verfällt den Mächten des hölliſchen Abgrunds, — ſie jauchzen ihm zu — ſie heften ſich an ſeine Schritte, um ihn endlich zu ſich herabzureißen! Verfolgen Sie Ihren frevelhaften Weg, Herr Herzog, und auch Frankreich wird den finſteren Mächten verfallen — aber über alle Trümmer der Zerſtörung hinweg werden wir ſiegreich wieder einziehen, — wir, die unüberwindlichen Streiter der Kirche! Kommt, mein Bruder! laßt uns den Staub von unſeren Füßen ſchütteln, denn das Verderben weht durch dieſe Säle."

Er ging langſam, ſtolz erhobenen Hauptes, hinaus, der Pater de Sacy folgte ihm kopfſchüttelnd.

Choiſeuil ſah ihm ſinnend nach.

„Er hat wohl Recht," ſagte er, — „auf dem Weg, den ich betrete, werden die Freunde vielleicht mehr zu fürchten ſein, als die Feinde! — Doch wenn alle Geiſter der Finſterniß in Nacht und Wettern meinen Weg umdrängen — vorwärts und aufwärts will ich ſchreiten! Nur durch ringende Nebel dringt der Strahl der Sonne in die Welt des irdiſchen Staubes nieder, hoch über den wallenden Nebelwolken aber iſt Gott, — Gott, der mit unwiderſtehlicher Siegeskraft auch durch die unſichtbare Welt der Geiſter das gewaltige Lebenswort erſchallen läßt: Es werde Licht!"

Er blickte mit leuchtenden Augen aufwärts.

„Kommen Sie, Chevalier," ſagte er dann, „wir haben viel zu ſprechen vor Ihrer Abreiſe, — Sie müſſen alle Berichte aus Petersburg leſen, um das Terrain genau zu kennen, auf dem Sie operiren ſollen."

„Ich werde gehen, Herr Herzog," erwiederte der Chevalier ernst und feierlich, „um meine ganze Kraft gegen Frankreichs äußere Feinde einzusetzen, — Gott gebe Ihnen den Sieg über die inneren Feinde, damit der königliche Thron wieder der Mittelpunkt des Lichtes und Glanzes für unser Vaterland werde."

Er folgte dem Herzog und stieg mit demselben in dessen Karrosse.

*

Die so merkwürdig verwickelten Ereignisse dieser Tage wurden bedeutungsvoll für alle dabei Betheiligten.

Der Chevalier, das Räthsel des Hofes, verschwand schnell vor den neugierigen Blicken, die auf ihn gerichtet waren. Er reiste schon wenige Tage später, nachdem er noch eine geheime Abschiedsaudienz bei dem König und ebenso bei der Marquise gehabt, nach Petersburg ab; dort erschien er in weiblicher Kleidung als Mademoiselle d'Eon und erwarb sich schnell die große Gunst der Kaiserin Elisabeth, eine Gunst, welche, wie man sagte, in noch erhöhtem Maße fortdauerte, als die Kaiserin seine Verkleidung entdeckt und sein wahres Geschlecht erkannt hatte. Durch diese Gunst brachte er schnell die Allianz zwischen Rußland und Frankreich zu Stande, an welcher die Diplomatie bisher vergeblich gearbeitet hatte. Er wurde dann, auf einen Tag nur nach Versailles zurückgekehrt, zum Generaladjutanten des Herzogs von Broglie ernannt und zeichnete sich im siebenjährigen Kriege durch Gewandtheit und kühne Tapferkeit so aus, daß er das Lud-

wigskreuz erhielt. Dann ging er nach London, wo er zum Miniſterreſidenten und dann zum außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter ernannt wurde. Auch hier leiſtete er Frankreich die wichtigſten Dienſte und während aller dieſer Funktionen blieb er mit dem König in einer regelmäßigen und lebhaften geheimen Korreſpondenz, zu welcher Ludwig der Fünfzehnte allein den Chiffre beſaß und die er in einer Kaſſette aufbewahrte, zu der er den Schlüſſel ſtets bei ſich trug.

Ludwig der Sechzehnte nahm nach ſeiner Thronbeſteigung allein Kenntniß von der geheimen Korreſpondenz ſeines Großvaters und ertheilte dem Chevalier d'Eon den merkwürdigen, die ganze Geſellſchaft von Paris und London in das höchſte Erſtaunen verſetzenden Befehl: die Kleider ſeines Geſchlechts, das heißt Damenkleider, anzulegen. Der Chevalier fügte ſich nach langem Widerſtande — obgleich die engliſche Regierung ihm glänzende Anerbietungen für den Eintritt in ihre Dienſte machte, — und erſchien wirklich als Chevalière d'Eon in weiblicher Kleidung, mit dem Ludwigskreuz geſchmückt, am Hofe, wo ihn Ludwig der Sechzehnte mit Auszeichnung empfing, — dann aber nach ſeinem Geburtsort Tonnere verwies. Später verlangte man die Herausgabe ſeiner Papiere von ihm, die er aber ſtandhaft verweigerte.

Er wurde als Staatsgefangener nach dem Schloſſe Dijon gebracht, dann aber wieder entlaſſen, als er ſich nicht einſchüchtern ließ, worauf er nach England ging. Hier lebte er

nach Ausbruch der französischen Revolution, die ihn aller Einkünfte beraubte (— der König hatte ihm trotz aller Differenzen immer eine namhafte Pension zahlen lassen —), mühselig von dem Ertrage von Uebersetzungen, die er anfertigte, und von Fechtstunden, die er ertheilte, ohne jemals die wiederholt angebotenen Unterstützungen der englischen Regierung anzunehmen, die er vielmehr stets stolz zurückwies. Er starb erst am 21. Mai 1810 und blieb bis zu seinem Lebensende der Gegenstand der äußersten Neugier, und die ungeheuersten Wetten wurden auf sein Geschlecht gemacht. Die Todtenschau stellte amtlich heraus, daß er ein Mann gewesen sei. Die geheimen Papiere, welche man ihm zu entreißen gestrebt, hat er nie hergegeben, aber auch nie veröffentlicht, obgleich er sich dadurch seiner Dürftigkeit glänzend hätte entziehen können. Er starb treu seinem Land und treu dem Könige, dem er gedient, und der Schild seiner Ehre leuchtete hell und rein neben seinem armen Grabe, das kein Denkstein kenntlich macht.

Choiseuil führte im Kampfe gegen die steten Intriguen des Hofes, und unterstützt von der Marquise von Pompadour, sein Werk der innern und äußern Wiederaufrichtung Frankreichs so gut er konnte fort.

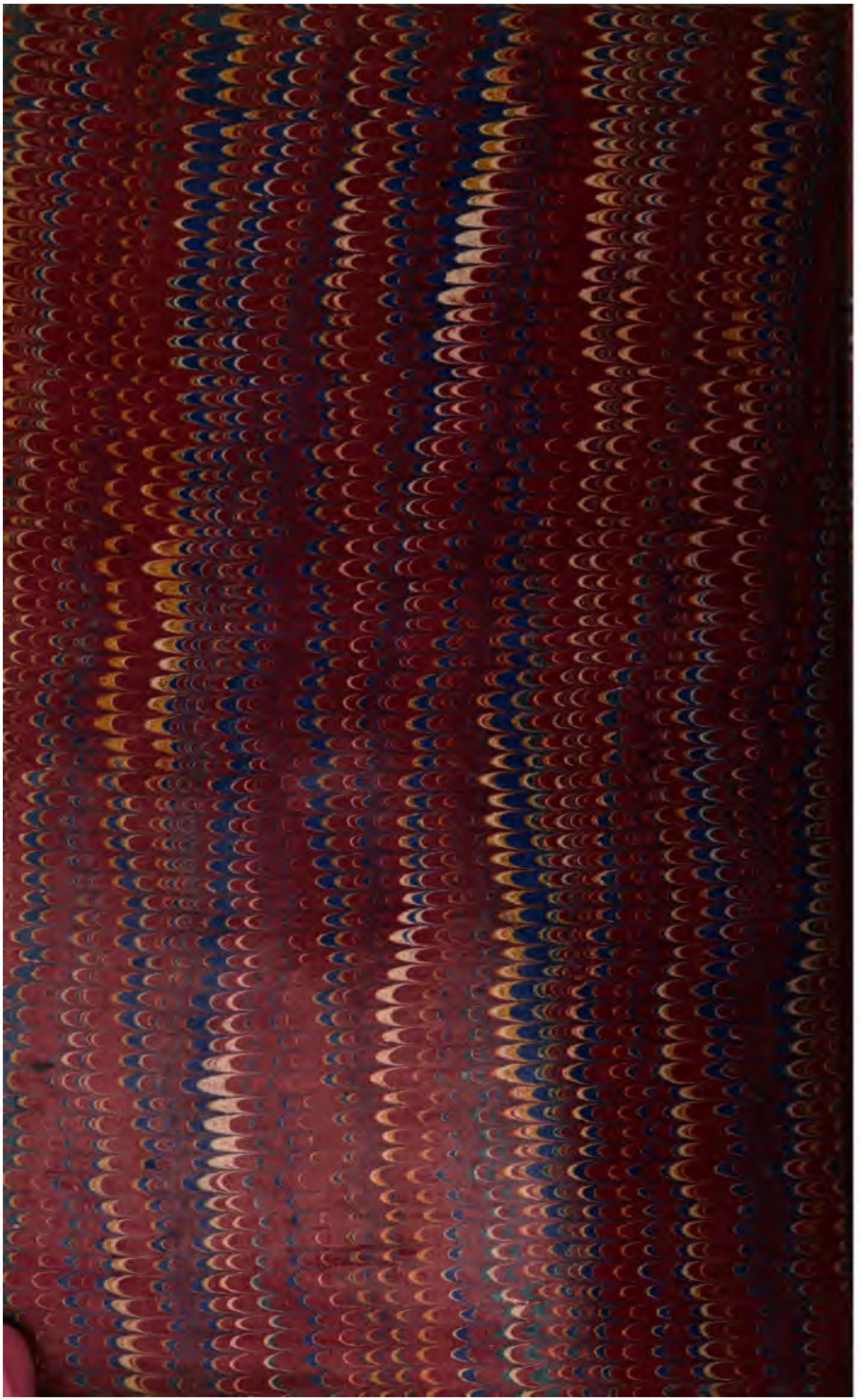
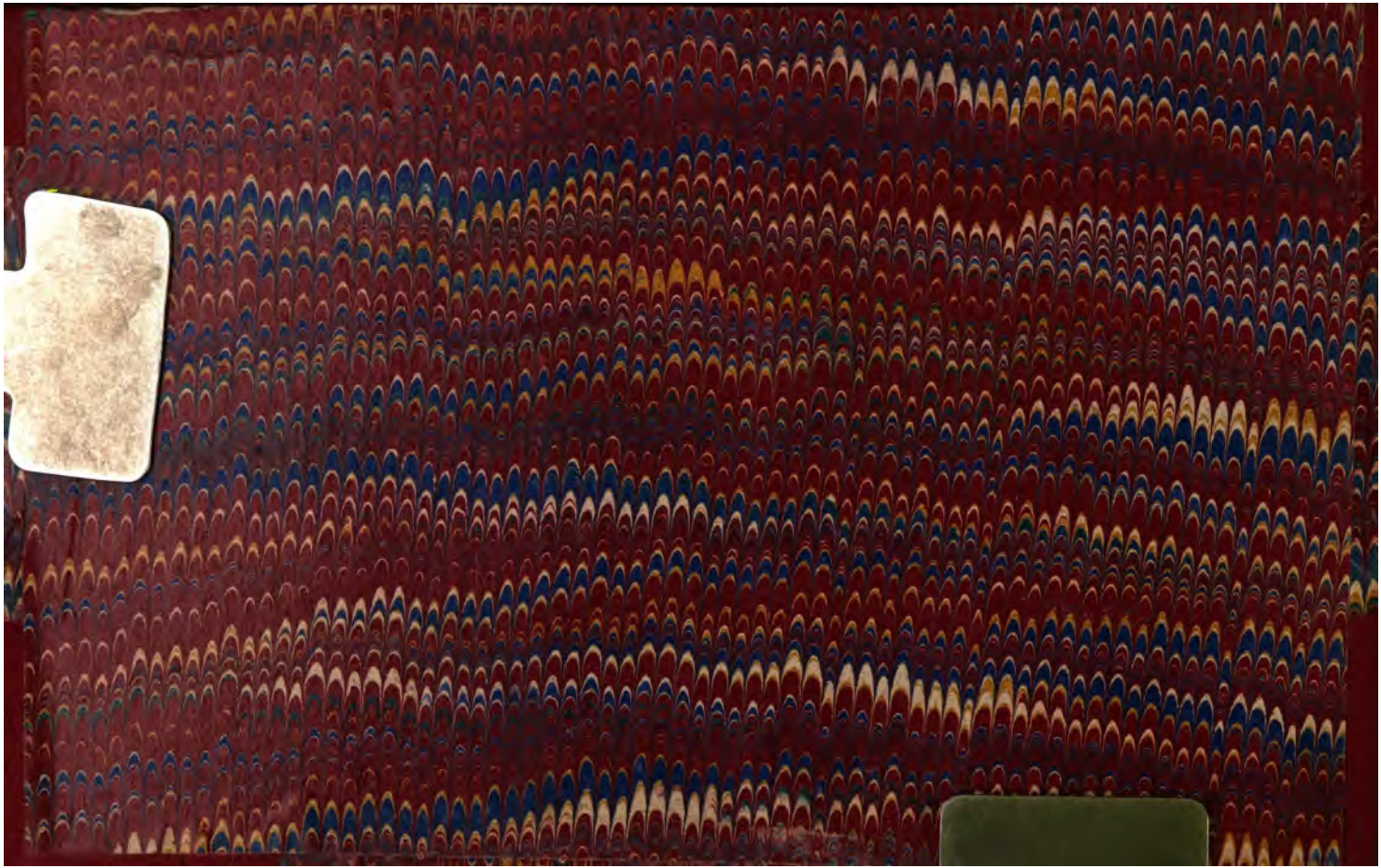
In seinem Kampfe gegen die Jesuiten blieb er Sieger. Die gegen den Orden eingeleitete Untersuchung brachte viele Mißbräuche an's Licht und es wurde demselben eine Aenderung seiner Statuten als Bedingung der Duldung in Frankreich vorgeschrieben, — der General Lorenzo Ricci wies diese

Bedingung jedoch mit den berühmt gewordenen Worten zurück: Sint ut sunt, aut non sint, — und ſo wurde dann der Orden durch ein königliches Dekret aus Frankreich verwieſen und Choiſeuil, welcher das Familienbündniß der Bourbonen geſchloſſen, vertrieb ihn auch aus Spanien, Neapel, Parma und Malta. Choiſeuil trat darauf kühn mit dem großartigen Plan einer von Rom ganz unabhängigen franzöſiſchen Nationalkirche auf und wurde von den franzöſiſchen Biſchöfen unterſtützt. Er beſetzte, den Drohungen des Papſtes Klemens' XIII. gegenüber, die päpſtlichen Gebiete Avignon und Venaiſſin durch franzöſiſche Truppen, ſo daß endlich Klemens XIV., um den Frieden wieder herzuſtellen, den Jeſuitenorden in der Bulle Dominus ac redemtor aufhob und faſt jede Einwirkung der Kurie auf die inneren Angelegenheiten der franzöſiſchen Kirche aufgeben mußte.

Auch im Uebrigen that Choiſeuil alles Mögliche, um die innere Kraft Frankreichs zu ſtärken, — er achtete und ſtützte die Autorität der Parlamente und Gerichtshöfe und reformirte nach dem Vorbilde Friedrich's II. die Armee, indem er die Käuflichkeit der Patente abſchaffte und das Avancement nach der Anciennetät einführte. Auch ſchuf er vortreffliche Militärſchulen und wurde der Begründer des franzöſiſchen Artillerie- und Genieweſens, das in den Kriegen der Republik und Napoleon's I. ſpäter ſo große Erfolge erzielte. Er unterhielt ſtets die Verbindung mit den geiſtigen Strömungen der Nation, und vielleicht wäre es ihm gelungen, den heranbrauſenden Sturm der Revolution zu beſchwören,

— aber nach dem Tode der Marquise von Pompadour begann der unheilvolle Einfluß der Dubarry; Ludwig XV. wurde älter und älter und versank immer mehr in unwürdigen Sybaritismus. Ermüdet von dem unablässigen Drängen der Gräfin Dubarry, welche den stolzen, hochsinnigen Choiseuil auf das Tiefste haßte, — gab er nach langem Widerstande den Minister preis, der sich nach seinem Schloß Chanteloup an der Loire zurückzog und dort mit fürstlicher Pracht lebte. Von nun an ging Alles in Frankreich mit Riesenschritten dem Abgrunde zu, aus welchem das unglückliche Land sich seitdem immer nur zeitweise wieder zu glänzender Höhe emporzuringen vermochte.

Richelieu ging auf seine Güter in Bordeaux und quälte sich damit, den Schlüssel zu der unerklärlich unglücklichen Wendung seiner Intrigue zu finden, was ihm nie gelang. Nach drei Monaten erhielt er die Erlaubniß, zurückzukehren, und seitdem blieb er den politischen Intriguen fern, wenn er auch niemals unterließ, seinem Feinde Choiseuil gelegentlich kleine boshafte Streiche zu spielen und dessen Feindin, die Gräfin Dubarry, auf jede Weise zu unterstützen. Er besaß viel Geist, einen großen Namen und einen ritterlich tollkühnen Muth — aber er vergeudete diese seltenen Gaben eines glücklichen Schicksals in frivolem Spiel und sein Name steht in der Geschichte nur als eine Kuriosität da.

Das glücklichste Loos zogen Gaston von Aurigny und Louise von Beaumont. Der König hielt Wort. Nachdem Gaston von Wien zurückgekehrt war, erhielt er ein Regiment

in der Provinz und Louise eine glänzende Ausstattung, und die beiden jungen Leute segneten in ihrem stillen Glück den Chevalier d'Eon, der ihnen dasselbe geschaffen, — sie allein ahnten vielleicht etwas von dem Zusammenhange jener Allen unerklärlichen Ereignisse, — aber wenn Louise von jenem Tag der Angst und der wunderbar glücklichen Wendung sprechen wollte, so verschloß ihr Gaston den Mund mit einem Kuß und sagte: „Vergessen wir, was zu wissen gefährlich ist."